EIN ARZT IN EINER KLEINEN STADT. ROMAN. PRAG, (USW.) 1854. 2 TLE

Julie geb. Burow Pfannenschmidt

ALBUM.

Bibliothek deutscher Originalromane der beliebtesten Schriftsteller.

Redigirt von

J. L. Kober.

Ein Arzt in einer kleinen Stadt.

Prag, 1854.

Druck und Verlag von Kath. Gerzabek.

Expedition des Albums in Prag 140—II.

Ein Arzt in einer kleinen Stadt.

Roman

von

Julie Burow
(Frau Pfannenschmidt).

Prag, 1854.
Druck und Verlag von Kath. Gerzabek.

Expedition des Albums in Prag 140—II.

Erstes Kapitel.

Ankunft.

Die Post brachte diesmal einen Passagier! Gerade keine häufige Erscheinung in Hermstädt, auch tuckte des Postdirectors hübsche Lulilia durch die Thürritze und sah sich den seltenen Gast im Postzimmer mit neugierigen Augen an. Sie sah freilich nicht viel daran. Er trug eine Wildschur, eine Bärenmütze und einen großen englischen Comforter, der bis an die Nase hinauf ging, aber die Augen mußten doch durch den Schnee, der schon seit vielen Stunden gefallen, nicht geblendet, noch auch von den vielen Hüllen verhüllt sein, denn er sah das rosige Mädchengesicht und grüßte indem er die Bärenmütze

abnahm und einen hübschen Kopf voll dichter brauner Locken zeigte.

Der Postsecretair im Expeditions-Bureau sah auch von seinem Pulte auf nach dem Fremden und fragte höflich: „Bleiben Sie hier, mein Herr?"

„Ja! werde ich eine möbelirte Wohnung bekommen können?"

„Wollen Sie längere Zeit hier verweilen?"

„Für immer, mein Herr, ich denke mich hier als Arzt niederzulassen."

„Ah so! aber mit den Wohnungen ist es hier schlimm. Das ganze Jahr durch kommen hierher keine Fremde, die Chambergarnier bedürfen. Das Städtchen ist zu klein und abgelegen, Herr Doctor, wenn Sie aber mit geringen Bequemlichkeiten fürlieb nehmen wollen, so könnte ich Ihnen für's Erste Zimmer und Cabinet in einem honetten Bürgerhause verschaffen."

„Da würde ich Ihnen sehr verpflichtet sein," sagte der junge Arzt die Wildschur ablegend. Ein schlanker großer Mann in modischer Kleidung hatte sich aus der winterlichen Hülle entwickelt und stand aufgerichtet, eine eigenthümlich anmuthige Erscheinung, in der niedern Poststube. Der Postsecretair, ein ebenfalls noch junger Mann, bat ihn Platz zu neh-

men, bis sein Expeditions-Geschäft geendigt, und begann ein Gespräch über das Wetter, den Weg und die Postpferde.

Gedankenvoll blickte der Fremde in's Feuer, das im Ofen spielte und mit glühenden Zungen an den gewaltigen Holzkloben leckte.

Sein Weg hatte ihn durch weite Forsten geführt, die sich fast bis an das Städtchen erstreckten, das sie von der Welt gleichsam abzuschneiden schienen.

Durch den massenhaften Verbrauch des Holzes ward ihm die Erinnerung an die hohen schönen uralten Bäume rege gemacht und er sah im Geiste noch einmal die schneebeladenen Wipfel sich über den Weg beugen, hörte noch einmal das Rauschen des Winters in ihren Kronen.

„Wenn Sie erlauben, so will ich Sie jetzt in eine passende Wohnung führen," sagte endlich der Postsecretair, das Expeditions-Bureau schließend und die orange berändelte Mütze vom Sims nehmend.

Der Fremde knöpfte den Paletot zu, übersah noch einmal seine Reiseeffecten und folgte dem gefälligen Führer in die dunkle beschneite Straße.

Ein kleines Städtchen der Mark sieht bei Nacht und Winter ziemlich dem andern gleich. Hermstädt, das die Beiden jetzt durchwanderten, hatte breite

Straßen, eingefaßt mit niedern Häusern, zwischen denen hin und wieder ein zweistöckiges sich ganz besonders auszeichnete. Licht blickte traulich aus vielen Fenstern, vor den beiden Apotheken brannten Laternen, deren Flamme der Wind von Zeit zu Zeit flakkern ließ.

Vor dem Thore einer Schenke stand ein hochbepackter Fuhrmannswagen, an dessen Deichsel ebenfalls eine Laterne befestigt war, ein großer zottelhaariger Hund lag zwischen den Rädern auf einem Strohbunde. Der Marktplatz war groß, reinlich und von ziemlich ansehnlichen Häusern eingefaßt, vor einem derselben plätscherte ein hübscher Springbrunnen, über den eine mächtige Linde und ein Nußbaum ihre kahlen von Schnee beschneiten Aeste beugten, und an der Thür dieses Hauses ergriff der Postsecretair den blanken Messingklopfer und nach wenigen Minuten befand sich der Fremde unter dem schützenden Dache.

Sein Führer nöthigte ihn rechts in ein Zimmer, in welchem er mit einem Streichfeuerzeug ein auf dem Tische stehendes Licht anzündete, bat ihn Platz zu nehmen und ging dann nach der andern Seite des Hauses um mit der Familie Rücksprache zu nehmen.

Die Stube, in welcher der junge Arzt zurück-

blieb, war geräumig, grün gemalt und mit altmodischen aber kostbaren Meubels versehen. Es war offenbar das Staatszimmer des Hauses. Der hochlehnige Sopha war mit grauer Leinwand bedeckt, ein Kronleuchter mit glänzenden Glasketten stack in einem Sack von Gaze. Gehäckelte und filirte Decken lagen auf den Mahagoni-Tischen und Comoden, ein Teppich von fabelhaft häßlicher Stickerei vor dem Sopha am Fußboden, und an den Wänden hingen zwei Portraits in halber Figur lebensgroß, ein Herr und eine Frau, beide im höchsten Galla einer veralteten Mode, die Dame mit Locken, wie sie Henriette Sontag in der Oper „der Schnee“ zu tragen beliebt hatte, der Herr im Klappenfrack.

Der Fremde hatte das Licht ergriffen und beleuchtete die seltsamen Gesichter, die ihm beide gleich steif altfränkisch und schüchtern erschienen und ihm mit fast lebendigen Augen entgegenblickten. Es war auffallend schöne Malerei an den Bildern, die Gesichter hatten Leben, der Atlas im Kleide der Dame glänzte und die blanken Knöpfe am Rocke des Herrn schienen das Licht in der Hand des Beschauers wiederzuspiegeln.

Dieser, ein nicht gewöhnlicher Gemäldekenner, fühlte sich gefesselt durch die beiden Bilder. — Er

hatte große Reisen gemacht und des Schönen auf der Welt nicht wenig gesehen. Den Sommer sogar, der dem Winter voran ging, welcher jetzt eisig über der Erde lag, hatte er theils in Rom, theils in Florenz zugebracht, und er war bekannt mit den meisten lebenden Künstlern. Die Art der Malerei schien ihm nicht fremd zu sein; die humoristische Auffassung der steifen altfränkischen Haltung jener beiden Personen, der belebte Blick, die freie und natürliche Haltung der Hände — Alles erinnerte ihn an die Auffassungsweise eines Malers, dessen seltsamer Charakter und trauriges Geschick in ihm einst die regste Theilnahme erweckt hatten. — Seine Gedanken eilten weit weg nach Wälschlands Fluren und er merkte es nicht, daß durch eine Tapetenthür das Original des männlichen Portraits indeß eingetreten war. Der Hausherr — und als solchen documentirte er sich — war zwar wohl um fünfzehn Jahre älter als sein höchst getroffenes Bild, aber er war eben so steif, eben so altfränkisch als dasselbe, und seine stahlgrauen Augen blickten eben so schüchtern und klug in die Wirklichkeit als auf der Leinwand.

„Ich habe die Ehre den Herrn Doctor Franke vor mir zu sehen,“ fragte er den Gast, „unseren erwarteten Herrn Kreis-Physicus?“

Der Fremde bejahte.

„Mein Neffe, der Postsecretair Walter, sagte mir, daß sie beabsichtigen eine möbelirte Wohnung für einige Zeit zu miethen und daß er sie auf die uns'rige aufmerksam gemacht habe?“

„Ich würde mich freuen, Ihr Hausgenosse werden zu können.“

„Viel Ehre, mein Herr Doctor, es steht der Sache nichts im Wege, wenn Ihnen die Gelegenheit nicht zu klein ist. Wir wohnen an der Ecke des Marktes und der Hauptstraße, ziemlich in dem belebtesten Punkte unseres Städtchens. Die Zimmer sind gelüftet und sie können, wenn dieselben sich Ihres Beifalls erfreuen sollten, gleich hier bleiben.“

Doctor Franke war dies wohl zufrieden und der Hauswirth führte ihn in ein Nebenzimmer, an das ein Schlafcabinet stieß und erklärte, daß dies die Räumlichkeiten wären, die ihm zu Gebote stünden.

Man einigte sich über den Miethspreis, Feuer ward in dem Ofen angezündet, ein Dienstmädchen in reinlicher Kleidung machte sich mit Abstauben, Bettüberziehen u. s. w. eine halbe Stunde zu schaffen, dann brachte sie auf des Doctors Wunsch Theegeräthe und holte sein Reisegepäck von der Post ab, und nach einer Stunde saß Franke gemüthlich neben

dem Ofen in seinem Schlafrocke von violettem Sammt, trank Thee und blätterte in einer Zeitschrift, die er mitgebracht hatte.

Es lag eine eigene Ruhe und Behaglichkeit in der kleinen Wohnung, die der junge Doctor für den Augenblick die seine nannte.

Die Reise war angreifend gewesen, der Wind pfiff in den Kaminen und rüttelte an den Doppelfenstern. Im Hause dagegen war Alles still, kein Thürewerfen, kein Klavierklimpern, weder Tellergeklapper noch Menschenstimmen unterbrachen die Gedanken des Fremdlings, der sich wie in einem leichten Traum befangen vorkam.

Also hier sollte er sein Leben zubringen, hier in dieser Abgeschiedenheit, fern von der Bildung und dem geistigen Streben der Residenz, fern von Freunden und Bekannten, ohne Kunstgenüsse, wahrscheinlich ohne passenden Umgang, denn was konnte das Städtchen, dessen Einwohnerschaft größtentheils aus Tuchmachern besteht, ihm für Umgang bieten?

Pflichten! Berufspflichten! Menschenpflichten! Harte, ungewohnte Begriffe für den Jüngling, der bis dahin in der Ungebundenheit, die der Reichthum der Jugend gewährt, gelebt hatte.

Doctor Franke war ein einziges Kind. Sein

Vater galt für einen reichen Banquier, lebte in der Residenz und machte ein großes Haus. Er war von jüdischer Abkunft — man wußte nicht genau, ob er und seine Gattin sich taufen ließen oder nicht. Jedenfalls wurde der Sohn im christlichen Gymnasium unterrichtet und zur rechten Zeit confirmirt. Der junge Franke galt für einen talentvollen Knaben, er machte den Gymnasial-Cursus in unglaublich kurzer Zeit durch, war mit siebzehn Jahren Student und hatte mit ein und zwanzig sich bereits das Recht erworben, seinem Namen die Buchstaben Dr. Med. vor oder nach zu setzen. Auf der Universität hatte er die Bekanntschaft eines, den vornehmsten adeligen Familien Altpreußens angehörenden Jünglings gemacht, und Franke und der Graf Gräben beschloßen ihre Reise zusammen zu machen.

Die Väter hatten nichts dagegen. Herr Franke fühlte sich jedenfalls geschmeichelt durch die vornehme Freundschafts-Verbindung seines Sohnes, während Gräben's Vater Wohlgefallen an dem jugendlichen, sehr hübschen, munteren und witzigen Gefährten des seinigen fand.

So durchstreiften die Jünglinge zusammen Deutschland, England und Frankreich, bestiegen zusammen die Alpen, lebten drei bis vier Winter mit einander in Rom,

Florenz oder Neapel. Schifften sich nach Algier ein und durchzogen Griechenland, waren einen Sommer lang in Spanien und einen andern in Schweden. Sie hatten sechs Jahre auf ihren Reisen zugebracht und fest beschlossen, noch einen Abstecher nach Amerika zu machen. Da wurden eines Tages in Spalato Franke's Wechsel nicht mehr honorirt und am nächstfolgenden brachte die Post ihm die Nachricht, daß sein Vater banquerot gemacht. Sechs Stunden darauf mit dem nächsten Bahnzuge kam ein Brief seiner Mutter, der erste, den er sich erinnern konnte von dieser Dame, die immer noch sehr elegant und sehr schön war, erhalten zu haben. Es war schwer bei den Eigenthümlichkeiten ihrer Orthographie und Handschrift den Sinn desselben zu entziffern, dennoch faßte ihn Franke nach einigem Studium auf — sein Vater hatte sich den Hals abgeschnitten! — Von seinem Reisegefährten, der ihn herzlich bedauerte, borgte Franke sich das Geld zur Heimkehr.

Als er in Berlin anlangte, war sein Vater begraben, sein Vaterhaus in der Stadt und die Villa im Thiergarten bereits verkauft und seine Mutter wohnte zur Miethe in zwei kleinen Zimmern in der Taubenstraße. — Seine Mutter! war die alte zusammengefallene Frau im schlumpigen Kattun-Über-

rock wirklich seine Mutter? ein und dieselbe Person mit der stattlichen feinen Dame, die er in Seide und Blonden, oft strahlend von Edelsteinen zu sehen gewohnt war? —

Sie war es, kein Zweifel, sie machte noch die alten Sprachfehler, sprach noch so rasch, so unzusammenhängend wie sonst und überhäufte ihn noch wie sonst mit Liebkosungen und Liebesworten! — Die Persönlichkeit war dieselbe, nur die Übergoldung der Statue war vom Wetter des Geschicks abgeschlagen worden.

Franke war ein Mann und bewährte sich als solcher, indem er sich von dem Wechsel seines Schicksals nicht niederschlagen ließ. Er litt darunter, aber er faßte sich und übersah seine Lage mit ruhigem Blick. Sein Reichthum und alle Vortheile, die er ihm gewährt hatte, war ihm geraubt, seine Jugend, seine Gesundheit, seine Kenntnisse waren ihm geblieben; Muth und Kraft wollte er sich selbst bewahren. Er fühlte, daß die Verpflichtung, seiner Mutter ein sorgenfreies Alter zu sichern, auf ihm lag. Er hatte Tausende, viele Tausende mit jugendlicher Sorglosigkeit verschleudert, nie war der Gedanke ihm aufgestiegen, daß er jemals auf seine eigene Kraft allein gewiesen werden könnte und er wußte nicht, wie weit diese Kraft möglicher Weise reichen könne.

In der Residenz zu bleiben hielt er für unthunlich. Hier hatte man seine Familie als reiche Leute gekannt, mehr als ein nur mäßig Bemittelter hatte die Frucht seiner Ersparnisse durch den Banquerot seines Vaters hier verloren. Der Gedanke, Leuten zu begegnen, die in ihm den Sohn eines Mannes kannten, der sie um das Ihrige gebracht, war ihm unerträglich. Der Anblick des Hauses, in dem er als Kind gespielt, in dem an jedes Winkelchen sich für ihn Erinnerungen knüpften, erregte ihm peinliche Schmerzen. Auch würde er in der Residenz schwerlich so bald ärztliche Praxis erworben haben, und von dieser mußte er leben und eine Mutter ernähren.

Fort mußte er und die Nachricht, daß das Kreisphysicat in Hermstädt erledigt sei, machte ihn zuerst auf das Örtchen, dessen Namen er bis dahin nicht gekannt hatte, aufmerksam.

Er schlug Meineke's Geographie auf und fand da folgende Notizen: „Im Regierungsbezirk Frankfurt a. O. Hermstädt an der schiffbaren Nelze, mit 5000 Einwohnern und bedeutenden Tuchmanufacturen. Betriebsames Städtchen in Mitten bedeutender Forsten, in der Nähe eine Glashütte, mehrere Braunkohlengruben und eine große Steingutfabrik. Bekannt wegen der nahe gelegenen Weinberge, auf denen ein trink-

barer Landwein erzeugt wurde, treibt auch einigen Seidenbau."

Diese Nachrichten waren jedenfalls nicht zurückschreckend. Franke bewarb sich um die Stellung. Er hatte sein Staatsexamen vor Jahren in allen Branchen der Medizin und Chirurgie auf's Glänzendste gemacht. Seine Zeugnisse waren brillant — mehr als einer der Männer, die über die Vergebung jener Stelle zu schalten hatten, war einst Gast an den glänzenden Tafeln seines Vaters gewesen. Man konnte sich, indem man das Gesuch des Sohnes unterstützte, auf kostenfreie Weise gewisser Verpflichtungen entledigen. — Enfin: Doctor Franke bewarb sich um das Kreis-Physikat in Hermstädt und erhielt es! —

So war er denn hier. Den Kopf in die Hand stützend überließ er sich theils flüchtigen Erinnerungen, theils überlegte er Pläne für die Zukunft.

Sein Gehalt war gering, nur 200 Thaler im Jahre — so viel hatte er als Jüngling in einem Monate zu verzehren gehabt und während seiner Reisen war er selten damit ausgekommen. — Franke, obgleich im Ueberfluß erzogen, kannte dennoch den Werth des Geldes. Selten wird man einen von Juden abstammenden Menschen finden, bei dem dieser sehr wichtige Theil der Erziehung gänzlich vernach-

läſſigt wäre. Der Eigenthumsſinn wird bei den Juden früh geſchärft. Große Fehler hängen mit demſelben zuſammen, aber auch große Tugenden, es kommt nur darauf an, wie er geleitet wird. Ehrlichkeit, Fleiß, Ordnung, Sparſamkeit ſtehen auf einer Seite im Zuſammenhange mit dem Eigenthumsſinn und gründen ſich zum Theil auf richtige und verſtändige Schätzung vom Werthe des Geldes.

Habſucht, Betrügerei, Geiz und Geldgier haben ihren Grund in der Ueberſchätzung des Geldwerthes, Verſchwendung und Liederlichkeit in der Unterſchätzung desſelben.

Franke wußte, daß er von ſeinem Gehalt, auch wenn er noch ſo ſehr ſich beſchränkte, nicht als Mann vom Stande leben könne, daß er auf ärztliche Praxis gewieſen ſei, um ſich das tägliche Brod, ſeiner Mutter ein geſchütztes Alter zu ſchaffen.

Welche Ausſichten eröffneten ſich ihm hier für ſeine Wirkſamkeit? Das war die Frage, die ſich in ſeinem Kopfe wälzte.

Er kannte nichts und niemanden in dem kleinen Städtchen. Außer dem Reiſekoffer, der vor ihm ſtand und der eleganten Taſche von buntem Plüſch, die daran lehnte, konnte er hier nichts ſein Eigenthum nennen. Da ſtand er, arm, freundlos, fremd, die

Nacht und der Winter draußen waren passende Sinnbilder seiner Gegenwart, aber in seinem Herzen war's licht und warm wie in dem Zimmer, das ihn freundlich herbergte.

„Ich will mir Bahn brechen," dachte er, „haut doch der Pflanzer sich seinen Weg durch die Ranken des Urwaldes; wer seine Kraft kennt und braucht, kommt überall durch."

Draußen rief der Wächter zehn Uhr ab, der Brunnen rieselte und rauschte ein Wiegenlied für den müden Mann, der sich zum Kampfe mit dem Leben rüstete.

Zweites Kapitel.

Der Hauswirth.

Der Wintermorgen sah glänzend hell in das Fenster des Zimmers, in dem Doctor Franke beim Kaffee saß. Er hatte sich den kleinen, schweren Mahagoni-Tisch an's Fenster gerückt und betrachtete die trübe Aussicht über ein Schneefeld, dessen Horizont der Wald begränzte. Ein blauer dampfender Streif bezeichnete den Flußarm, der hier vorüberfloß. Weit hinaus bis an's Ufer standen eigenthümliche Gerüste zum Ausspannen und Trocknen der fertigen Tücher bestimmt, sogenannte Tuchrähme, und darneben sah man in der ganzen Länge derselben blaugrünes Spargelkraut mit rothen Beeren aus dem Schnee ragen.

Meisen, Goldammer und Spatzen pickten daran und hüpften dann um die einzelnen Pflanzen her, zierliche Spuren ihrer Krallchen in der Schneedecke zurücklassend.

Franke hatte sich auf seinen Reisen zum Beobachter der Natur gebildet. Ihm entging kein Punkt auf dem reinen und belebten Bilde vor seinen Augen. Es war von einer eigenthümlichen Schönheit, obgleich man es weder großartig, noch üppig, noch milde nennen konnte. Dicht unter seinem Fenster war ein kleiner, mit einem Stacketenzaun eingehegter Fleck, offenbar ein Blumengärtchen. Hin und wieder ragten einzelne Büschchen aus dem Schnee hervor, eine kleine Thüre führte in's Freie. Fliederbüsche bildeten an einer Seite eine Laube, die im Sommer wohl still und grün sein mochte; an der Mauer des Hauses zog sich ein Spalier empor, wahrscheinlich für eine jetzt am Boden unter Moos schlafende Weinranke. Die Aussicht aus diesem Fenster erschien dem Doctor unendlich anziehender als die im andern Zimmer auf den Marktplatz, welche jenen Charakter der Stille und Oede hatte, der so häufig den kleinen deutschen Landstädtchen eigen ist. —

Franke hatte seinen Hauswirth bitten lassen, auf kurze Zeit bei ihm einzutreten und Herr Sena-

tor Wallfeld erschien alsbald in sehr sauberem Hausanzuge und erkundigte sich wie sein Gast geschlafen.

Der Doctor nöthigte ihn zum Sitzen und bat ihn, ihm mit seinem freundschaftlichen Rathe und seiner Weltkenntniß an die Hand zu gehen.

„Ich bin fremd hier, geehrter Herr," sagte er, „und muß mich dem Publikum, dem ich über den Hals geschickt werde, nach Kräften zu empfehlen suchen. Würden Sie die Güte haben, mich, so viel als dies nothwendig, mit den hiesigen Verhältnissen bekannt zu machen?"

„Mit dem größten Vergnügen, Herr Doctor; Sie müssen aber bedenken, daß ich selbst ein zurückgezogener Mann bin, der die hiesigen Honorationen nur wenig kennt. Ich war Färber beim Herrn Commerzien-Rath Werl, der die große Tuchfabrik hier anlegte, und kam von jeher wenig in Gesellschaft. Meine selige Frau" — hier blickte er auf zu dem Bilde — „war wie ich, wenig für großen Umgang, und meine Schwester ist auch nicht dafür. Indeß man kennt die Leute doch so dem Namen nach und ich weiß Ihnen ungefähr zu sagen, wo Sie werden Visiten machen müssen."

Er nannte nun eine Reihe von Personen und Familien und es war ziemlich das Verzeichniß der

Honorationen, das wir aus Kotzebue's „Deutschen Kleinstädtern“ kennen.

Da waren Titel, lang wie der Johannistag und bedeutungslos wie eine Glasscheibe. Franke schrieb sie in sein Taschenbuch und versah diejenigen, welche sein Wirth ihm als ganz besonders wichtig bezeichnete, mit einem Kreuzchen.

Franke erkundigte sich dann nach einer passenden Restauration, nach Wäscherinnen und all' den hundert Menschen und Dingen, ohne die ein Mann nun einmal seine Junggesellen-Wirthschaft nicht beginnen kann.

Herr Senator Wallfeld zeigte sich in jeder Beziehung als ein gefälliger und freundlicher Wirth und der erste Weg, den Doctor Franke machte, als er im schwarzen Frack, mit weißer Halsbinde und weißen Glacéhandschuhen seine Visiten zu machen begann, war daher in das Familienzimmer des Senators.

Eine sehr sanfte Stimme rief auf sein Klopfen „Herein“ und Franke sah sich im nächsten Moment einer eigenthümlichen und überraschenden Erscheinung gegenüber.

War die Dame alt oder jung? Unmöglich konnte man das entscheiden. Sie trug sich nonnenhaft, ihr Haar war unter einer dicht anliegenden Haube

so verhüllt, daß nur ein Streifchen, kaum einen Finger breit, über der sehr hohen Stirne sichtbar blieb. Ihre Augen, sehr hellblond, waren von den langen dunkeln Wimpern fast immer verdeckt, wenn sie sie aber aufschlug, so strahlte darin ein Glanz, der seltsam mit dem bleichen, feinen, gänzlich farblosen Gesichte contrastirte, in dem nur die schmalen Lippen eine hochrothe gerade Linie bildeten.

Franke mußte sich unaufhörlich besinnen, wo er schon in seinem Leben Züge diesen ähnlich gesehen hatte.

Selbst als die Erscheinung, mit dem Versprechen den Senator zu rufen, schon lange verschwunden war, stand sie ihm noch deutlich vor Augen, sonderbarer Weise gepaart mit der Erinnerung an ein helles, mit Weinlaub umsponnenes Fenster, durch das Italien's Sonnenschein hineinblickte, in ein kleines Zimmer.

Herr Wallfeld weckte ihn aus seinen Träumen, nöthigte ihn auf das harte, altmodige Sopha und begann ein Gespräch über Alltagsgegenstände.

Franke hörte kaum darauf und konnte sich nicht zurückhalten endlich zu fragen, wer die Dame gewesen.

Er täuschte sich nicht, wenn er zu bemerken

glaubte, daß die gefurchte Wange seines Wirthes bis zur Schläfe erröthete, als er antwortete: „meine Stiefschwester Jakobine.“ Nach einigen Augenblicken des Schweigens, in denen er mit sich zu kämpfen schien, setzte er hinzu: „Ein sehr unglückliches Geschöpf, dem man um schwerer Leiden willen viele Sonderbarkeiten übersehen muß. Sie ist überdies fast immer krank und ich freue mich schon, Hülfe für die Arme so in der Nähe zu haben.“

„Hat Ihre Frau Schwester früher Reisen gemacht?“ fragte Franke weiter.

Der Hausherr drehte am Knopfe seines Rockes: „Sie hat das Weichbild unserer Stadt nicht überschritten und ist, verzeihen Sie es schon, Herr Doctor, in ihrer Seltsamkeit und ihrem Unglücke kaum ein Gegenstand für unsere Unterhaltung.“

„Ich bitte um Entschuldigung,“ sagte Franke mit Herzlichkeit, „wenn ich ahndungslos einen schmerzlichen Gegenstand berührt habe. Ich kenne die Verhältnisse Ihrer Frau Schwester gar nicht.“ —

„Sie ist unverheirathet!“ —

„Nun Ihrer Fräulein Schwester. Das schöne Gesicht der Dame schien mir bekannt und es war mir zu Muthe, als müßte ich dasselbe irgendwo in Italien gesehen haben.“

Die Stirne des Hausherrn war finster geworden.

„Das ist unmöglich, mein Herr — ganz unmöglich — sie müßte denn,“ setzte er leise vor sich hinmurmelnd hinzu, — „als spuckendes Gespenst dort gewesen sein.“

Dann, sich wieder an Franke wendend, sagte er unter sichtlichem Kampfe mit sich selbst: „Sie sind ein einzig Kind, mein Herr, Sie können daher nicht wissen, daß in großen Familien, ich meine in solchen, die aus vielen Geschwistern bestehen, sich meistens ein Unglückskind befindet, ein solches, das zum Elend, vielleicht zur Schmach der Uebrigen da zu sein scheint; ein solches ist Jakobine. Ich habe sie nach dem Tode meiner Gattin bei mir, sie führt meinen Haushalt — irgendwo muß sie sein — am Wohlsten wäre ihr im Grabe. Ich selbst mag und will Ihnen nichts mehr von dem beklagenswerthen Geschöpfe sagen, zeitig genug wird man Ihnen ihr Geschick in diesem kleinen Orte erzählen. Sie brachte Unehre in eine ehrbare Familie. Sie hat gelitten und gebüßt; Gott sei ihr gnädig! ich als Bruder kann am Wenigsten das Schlimmste von ihr glauben. Sonst ist sie wenig sichtbar; es ist der Unstern, der über Allem waltet, was mit ihr im Zusammenhange steht, daß sie Ihnen fast im ersten Moment Ihrer Anwesenheit vor die Augen kommen mußte.“

Senator Wallfeld wischte sich nach diesen Worten die bleiche Stirne. Er hatte in heftiger, aber unterdrückter Aufregung und mit hörbarem Beben der Stimme gesprochen und Dr. Franke war nicht wenig betreten über seinen Mißgriff, als auch von Theilnahme erfüllt und neugierig gemacht durch die Worte seines Hauswirthes. Er konnte sich nicht helfen, die dunkle Erinnerung, daß er diesen Zügen schon einmal im Leben und zwar in Italien begegnet sei, ließ sich nicht verbannen und er überließ es der Zeit, das Räthsel, das ihm gleich beim Eingange in seinen Lebensberuf entgegen kam, zu lösen.

Die Visiten nahmen Zeit weg. Überall ward der junge Arzt angenommen. In vielen Häusern setzte man ihm Frühstück vor, überall dehnte sich auf Veranlassung der Bewohner sein Aufenthalt weit über die üblichen Visitenmomente hinaus, überall fragte man ihn nach seinen Reisen, seinen Familienverhältnissen und vor allem nach seinem Urtheil über seinen neuen Wohnort, das freilich nur noch ein sehr unmotivirtes sein konnte. — Nur in einem einzigen Hause wies man ihn mit einem „Nicht zu sprechen“ ab, und diese einzige Ausnahme erregte natürlich sein Interesse in gewissem Grade.

In seinem Notizbuche fand er über die Familie:

„Rath Baum im Herrschaftshause am Wall“ und daneben ein Kreuzchen.

In der That, das Haus, welches der Rath Baum bewohnte, führte seinen Namen mit gutem Rechte.

Ein schönes, palastartiges Gebäude, massiv und mit zwei Flügeln, die einen Hofraum einschloßen, dessen vierte Seite eine Stacketenwand von einem sehr großen Garten schied.

In den Seitenflügeln wohnten andere Familien, solche Leute, von denen zwölf ein Dutzend ausmachen.

Doctor Franke hatte sich auf seinen vielen Reisen gewöhnt, die Personen nach ihren Kleidern, Möbeln, Geräthen, nach ihrer nächsten Umgebung zu schätzen.

In ganz Hermstädt hatte er nicht eine einzige Familie gefunden, die in dieser Taxation vollwichtig erschienen wäre.

Nicht zusammenpassende Mobilien, geschmackloser Putz, ungemüthliche Zimmer, kalte Putzstuben und unsaubere Wohnräume.

Nur im Rath Baum'schen Hause, von dem er freilich nur den hohen gewölbten Flur und ein freundliches Vorzimmer gesehen, gefiel es ihm. Ein gewisser Geist gemüthlicher Häuslichkeit schien dort seinen Wohnsitz aufgeschlagen zu haben. Franke hatte gefunden, daß da, wo die Stühle so wohl geordnet

stehen, wo die Blumen so gepflegt erscheinen, wo die Kupferstiche an den Wänden so im richtigsten Lichte hängen, stets Familienglück im Innersten des Hauses zu wohnen pflegte und er trat aus dem Herrschaftshause am Wall, den Hut in der Hand und ein gewisses Gefühl der Theilnahme im Herzen.

Abends kam sein Hauswirth zu ihm und brachte ihm drei für ihn eingegangene Briefe. Der Erste war von seiner Mutter, wie er an den langen, und nach den verschiedensten Seiten ausgeschweiften Buchstaben erkannte. Der zweite von Gräben und der dritte von dem Rechtsanwalt der Concursmasse seines Vaters.

Er legte sie alle drei über Seite und erzählte lächelnd dem Senator von seinen verschiedenen Erlebnissen, auch von dem hübschen Hause am Wall.

Sein Wirth hatte sich zu ihm gesetzt und ihm anfangs bloß höflich, dann lächelnd zugehört.

„Ich kenne die Wenigsten der Personen, die Sie besucht haben; meine Verhältnisse schließen mich zu sehr von allen diesen Leuten ab; nur die Familie Baum ist mir bekannt. Sie ist hier nicht besonders beliebt, aber die Urtheile einer kleinen Stadt sind nicht immer weise. Richten Sie sich nicht ganz nach denselben, Herr Doctor. Ich für mein Theil habe na-

mentlich gegen Frau Baum große Verpflichtungen, es ist eine edle, hochherzige Dame, wenn auch vielleicht in ihrem Auftreten etwas excentrisch — etwas, nun Herr Doctor, etwas anders wie alle Leute."

„Nun ich werde sie ja wohl später noch kennen lernen." —

„Vielleicht, vielleicht auch nicht. Die Dame lebt sehr abgeschlossen in ihrem Familienkreise. Sie hat zwei liebe Kinder, zwei Mädchen, die sie selbst unterrichtet, dazu ist ihre Haushaltung nicht klein. Gesellschaften gibt die Familie gar nicht, Fremde finden selten, fast nie Zutritt; wem es aber gelingt, einmal festen Fuß dort zu fassen, der wird gleichsam Familienglied und ist sicherlich beneidenswerth, obgleich ihm dadurch beinahe die andere Geselligkeit in unserem Städtchen verschlossen wird. Auch ich komme häufig dorthin. Die Frau Räthin war vor Jahren uns're Nachbarin und ist jetzt noch meine werthe Freundin. Sie hat mir viel Liebes und Gutes erwiesen, mir und manchem Andern," setzte er mit einem Seufzer hinzu.

„Und der Rath Baum?" fragte der Doctor.

„Ah der ist ein ganz wackerer, respectabler Mann, etwas eigen und wunderlich. Mein Neffe, der Postsecretär, spielt oft mit ihm Schach oder Piquet manchen lieben schönen Abend, die Frau Räthin sieht es

gern, wenn ihr Mann durch so etwas beschäftigt und angeregt wird. Ich selbst komme viel mit dem Rath zusammen, er findet Vergnügen an Chemie und das ist, wie ich Ihnen schon gestern sagte, meine Fachwissenschaft, denn ich bin Färber; aber sie ist auch mein Steckenpferd," setzte er hinzu und sah ernst vor sich nieder, „ja und viel, viel hat dies Steckenpferd mir schon gekostet."

Des Mannes Stirne war wieder so seltsam bleich geworden, wie es Franke schon einmal an ihm bemerkt hatte, wieder wischte er sich die perlenden Schweißtropfen und seine Augen glänzten unheimlich. Ein tiefes schweres Leid schien auf seiner Seele zu lasten. Der steife altfränkische Ausdruck machte einem Ausdruck bittern Weh's Platz in den breiten gutmüthigen Zügen, ja momentan blitzte etwas durch dieselben, das wie Groll und Haß erschien. In solchen Augenblicken weckte des Gesicht des märkischen Pfahlbürgers Erinnerungen an die Züge gewisser Personen, die er in Italien gekannt und richtig — wenn er so von der Seite aufblickte, so das Auge von ihm abwandte mit einem Zusammenziehen der buschigen Brauen, sah er genau aus wie Jacopo, der tolle Maler, der ihm und seinem Freunde in Venedig so viel Interesse eingeflößt, mit dem sie zusammen so manche köstliche

Sommernacht auf den Wellen des Canale grande verschwärmt hatten.

„Wenn es Ihnen Vergnügen macht — Sie sind ja Arzt und müssen deshalb schon gewissermaßen Freund von den Naturwissenschaften sein — so sehen Sie sich gelegentlich einmal mein Laboratorium an," sagte der Senator, als er den Blick bemerkte, den Franke auf ihn geheftet hatte, „wir sprachen ja von Chemie, nicht wahr, Herr Doctor?" —

Franke bejahte es und sein Hauswirth erhob sich und sagte ihm mit einer steifen altmodischen Verbeugung gute Nacht.

Drittes Kapitel.

Die erste Praxis.

Es mochte Mitternacht sein. Der Schnee rieselte ganz leise und ganz weich von einem dunkelschwarzen Wolkenhimmel zur Erde nieder. In allen Häusern waren die Lichter bereits erloschen und alle Welt träumte in dem kleinen Städtchen. Sogar der Hund des Nachtwächters, der zu den Füßen seines Herrn im Schilderhäuschen lag, knurrte nur ganz schlaftrunken, als eine Frauengestalt, tief in einen Mantel eingehuscht, an ihm vorüber und nach dem Eckhause des Senator Wallfeld eilte. Der helle Ton der Klingel, welche Dr. Franke dort schon hatte befestigen lassen, schallte über den ganzen Markt und

weckte alle Hausbewohner, nur eine einzige nicht, denn diese — Jakobine — hatte nicht geschlafen. Sie saß bei'm Scheine einer kleinen geschirmten Lampe, deren Licht nicht nach außen dringen konnte, und spann. Der Ofen war noch warm und im Zimmer wehte eine weiche reine Luft, durchwürzt von Rosendüften. Ein paar ungeheuere Blumenkübel standen an dem einen Fenster und darin grünte dem Winter zum Trotze Myrthengesträuch so groß und so dicht, daß es einen Schirm vor dem Fenster bildete. Ein weißes Kätzchen lag schnurrend auf einem Kissen in der Nähe des Ofens und an der Wand hing ein von einem schwarzen Schleier verdecktes Bild.

Als der scharfe Ton der Klingel erschallte, fuhr die Bewohnerin dieses einfachen Gemaches von ihrem Sitze empor, erröthete so stark, daß selbst die bleiche feste Stirne noch einen Rosenschimmer annahm, erbleichte dann und setzte sich langsam und traurig wieder nieder. „Thörin," flüsterte sie leise vor sich hin, „die immer noch auf eine Erscheinung hofft, die nie wiederkehren wird. Dein Messias ist, wie der der Juden, einmal dagewesen und kehrt nicht mehr zurück."

Die Klingel ertönte von Neuem, sie besann sich: „Jemand sucht um Mitternacht den Arzt, —

ich will aufmachen, ich darf mich ja nicht sehen lassen," dachte sie und schlüpfte mit unhörbaren Tritten die Treppe hinab, öffnete und stellte sich hinter die Thüre. Sie erkannte das Dienstmädchen aus dem Hause der Räthin Baum, und trat vor, um zu fragen, was bei ihrer Herrschaft geschehen sei.

„Ach Jesus, Fräulein Wallfeld," sagte die Kleine, „unser Herr ist wieder krank, sehr krank, und Madame möchte den neuen Arzt um Rath fragen, vielleicht nur um einen Mann neben dem Rasenden zu haben. Die arme Frau! das ist doch eine Kreuzträgerin und ein Gottesengel."

„Geh' hinauf zum Doctor," entgegnete Jakobine die blassen Hände faltend; „Gott führt und prüft die Seinen wunderlich," damit kehrte sie sich ab und schritt weiter in ihr stilles Stübchen zu ihrem Spinnrocken, der leise schnurrend ihren trüben Gedanken accompagnirte.

Wenige Minuten darauf eilte Doctor Franke mit seiner Führerin durch die schlafenden Straßen und stand bald vor dem Hause, in dem man vor wenigen Tagen seine Visite nicht angenommen.

An der Thüre empfing ihn eine Dame, die eine Wachskerze in der Hand trug. Franke sah sie

an, ein Blick genügte, um ihn zu überzeugen, daß er vor einem der seltensten weiblichen Geschöpfe stand.

Beschreibungen müssen aber schon immer eine längere Zeit mitnehmen, wenn sie eine entsprechende Vorstellung von der Person erwecken sollen, die man vorzuführen beabsichtigt.

Die Räthin Baum war groß, schlank und bleich; ihr Haar von einer seltenen Fülle, dunkelblond und leicht gelockt, und gab einen Kopf von plastischer Schönheit mit reichen, weichen Flechten.

Ihr Auge von unbestimmbarer Farbe hatte jenen tiefen dunkeln Glanz, der an facettirten Stahl erinnert, und um Mund und Nase lag ein Ausdruck sanfter Festigkeit.

Ihre Stimme zitterte, als sie nach einem leisen Willkommen den Arzt bat, in ein Vorderzimmer zu treten, in das sie ihm voranging.

Dort heftete sie einen langen Blick auf ihn und sagte mit einem leisen Seufzer:

„Sie sind noch sehr jung, Herr Doctor."

Franke lächelte.

„Es ist ein Unglück für einen Arzt, kein Ehrfurcht erweckendes Aeußere zu haben. Vielleicht aber gelingt mir's mit Hülfe der Zeit, mir das freundschaftliche Vertrauen meiner Mitbürger zu erwerben,

da ich auf das Ehrerbietige noch lange keine Ansprüche machen kann."

„Verzeihen Sie, Herr Doctor, meine Aeußerung; ich bin im Begriffe Ihnen einen tiefen Blick in das Innere meines Familienlebens zu gestatten und da ist's wohl natürlich, daß ich lieber einem Greise als einem sehr jungen Manne gegenüber zu stehen wünsche."

„Gnädige Frau, wenn schmerzliche Erfahrungen geistige Reife geben, so bin ich wenigstens kein Jüngling mehr; auch ich habe gelitten, und wenn Sie mir ein schmerzliches Familien-Geheimniß mitzutheilen haben, so werden Sie in mir, außer dem besten ärztlichen Rathe, den ich zu geben weiß, gewiß die aufrichtigste Theilnahme finden."

„Wohlan," sagte Madame Baum, „mir bleibt keine Wahl; da es sich um Leben und Tod handelt, muß ich jetzt traurige Verhältnisse offenbaren, die ich bisher geheim halten konnte."

„Rechnen Sie auf meine Theilnahme und Discretion," entgegnete der Arzt ermuthigend.

Sie stützte den Kopf auf die Hand und sah trübe vor sich nieder.

„Ich bin, mein Herr, seit fünfzehn Jahren verheirathet."

Unmöglich! wollte Franke sagen, aber er besann sich und verschluckte das Wort, das nur zu leicht wie eine Betise hätte klingen können.

„Meine Verheirathung erlöste mich aus sehr drückenden Verhältnissen, ich war ein blutarmes Mädchen und machte, wie man zu sagen pflegt, ein großes Glück. Mein Mann liebte mich sehr, er war mehrere Jahre älter als ich. — Er war reich, sein Herz ist gütig und liebevoll, er besitzt einen reifen Verstand. Nur ein bedeutender Character-Fehler, oder lieber eine Schwäche, entstellt und besudelt den Mann, der mein Gatte und meiner Kinder Vater ist. Er ist — nun ja, es muß gesagt werden — er ist ein heimlicher Trunkenbold. — Aber was der Welt auch verborgen blieb, der Gattin konnte es nicht verborgen bleiben. Herr Doctor, ich habe alle meine geistigen Kräfte angestrengt, um den Unglücklichen von der Fessel seines Lasters zu erlösen. Umsonst! Seit drei Jahren leidet er an einem zeitweisen Wahnsinne, der jetzt so arg ist, daß ich durchaus die Hülfe eines Arztes in Anspruch nehmen muß, die ich bis dahin von ihm ferne hielt. Wollen Sie den Unglücklichen jetzt sehen?"

Franke erhob sich. Er war tief erregt von den Mittheilungen der Frau, die dem Arzte und Psycholo-

gen ein eigenthümliches und sehr trauriges Gemälde aufrollten.

Sie gingen durch einige Zimmer, die alle den Character häuslicher Behaglichkeit hatten, und blieben endlich an einer Thüre stehen, durch deren Schlüsselloch ein heller Lichtschimmer fiel.

Frau Baum legte die Hand auf den Drücker und warf einen festen Blick auf den Arzt, bevor sie öffnete und ihn eintreten ließ.

Eine Lampe brannte an der Decke in sehr bedeutender Höhe und beleuchtete einen Schauplatz wilder Zerstörung. Der Kranke, ein großer Mann, lag auf einem Sopha. Er war völlig gekleidet, aber aus der Weste bauschte sich vorne das Oberhemd hervor und hing in ein Paar langen Fetzen über das Beinkleid nieder. Ein Paar Stühle lagen in Trümmern am Boden, ein Tisch war umgeworfen und eine darauf stehende Wasserflasche zerschlagen, so daß das Wasser über die Dielen floß.

Der Leidende mußte eben einen Paroxismus gehabt haben, der seine Kraft erschöpft, denn er lag regungslos, todtenbleich, mit klappernden Zähnen und halbgebrochenen Augen.

Frau Baum trat zu ihm, ergriff seine Hand und sagte mit sehr sanfter Stimme: „Allwin!“

Er hörte sie nicht, seine Brust begann zu fliegen, seine Hände zitterten.

„Allwin!" wiederholte die Gattin.

Er schüttelte das wirre Haupt, dessen Haar schon stark ergraut war, und stöhnte endlich: „Laß mich, laß mich nur, Maria."

Sie kniete neben ihm nieder und schob ihren Arm unter seinen Kopf.

„Geh! geh fort, geh gleich," sagte er mit röchelnder Stimme. „Laß das Thier auf der Landstraße verenden, wo es hingehört, wer kümmert sich um eine sterbende Bestie."

„Allwin!" sagte sie noch einmal.

„Genug, genug," heulte er, „was willst Du von mir. Was hilft mir all' Deine Güte, all' Deine Freundlichkeit; ist das eine Möglichkeit, daß eine schöne, geistvolle Frau, wie Du, einen Caliban, ein Scheusal, wie mich, lieben kann?" — Seine Stimme ging in ein Geschnaube über, seine Hände ballten sich, allmälig richtete er sich aus seiner liegenden Stellung empor, knirschte mit den Zähnen, schlug um sich und blickte mit Augen, die Feuer zu sprühen schienen, umher.

Sie war aufgestanden und sah ihn fest an. So blickt ein Thierbändiger auf das Ungeheuer, das

er zu zähmen beabsichtigt, so ernst, so sanft und so klar.

Das wilde Feuer im Auge des Rasenden schien vor diesem Blicke auszulöschen, er sank zusammen, verhüllte das Gesicht mit den Händen und weinte.

Franke trat nun seinem Patienten näher und machte seine Beobachtungen; die Symptome waren die bei diesem Elende gewöhnlichen, und mit leisem Geflüster gab er der Gattin die nöthigsten Verhaltungsregeln.

Es fand sich indeß, daß sie diese bereits kannte und lange geübt hatte.

„Wer leistet Ihnen Hülfe bei der Pflege Ihres Mannes?“ fragte der Arzt endlich.

„Außer einem Dienstmädchen, das ich erzogen, habe und das ziemlich alle Verhältnisse meiner Familie kennt, betritt niemand Anderer als ich diesen Raum.“

„Aber wer bändigt den Kranken in den Momenten der Raserei?“

„Meine Augen, meine Stimme.“

„Wenn aber diese Mittel nicht ausreichen? Herr Baum ist ein riesenstarker Mann, und sein Zustand kann jeden Augenblick in eine Raserei umschlagen, die dem Leben so zarter Wesen, wie Sie, gnä-

dige Frau und Ihre, jugendliche Dienerin, gefährlich sein dürfte.“

„Ich stehe in Gottes Hand, Herr Doctor, und lebe und sterbe auf meinem Posten. Ich fürchte die Paroxismen des Mannes nicht, den ich bis jetzt noch immer durch ein liebevolles Wort lenken konnte. Ich werde unter keiner Bedingung einen Fremden in die traurigen Geheimnisse meines Familienlebens einweihen; einen rohen Krankenwärter vielleicht? Bis jetzt genießt mein Gatte der öffentlichen Achtung. Außer einigen vertrauten Freunden ahndet niemand weder seinen Fehler, noch die furchtbare Strafe desselben. Ich muß meiner Kinder wegen, meiner selbst wegen, einen siebenfachen Schleier über dieses entsetzliche Familienunglück ziehen. Meine Kraft wird ausreichen so lange es Gott gefällt! — Zu Ihnen, mein Herr, habe ich das Zutrauen, daß Sie das traurige Geheimniß einer Frau bewahren, die Sie zu ihrem Vertrauten wählte, ohne Sie zu kennen, bloß auf das Wort einer Freundin hin, deren Achtung Sie sich sehr schnell gewonnen haben. Ich denke, ein Mann von Ehre wird und muß eine Frau in dem Streben, ihre Pflicht zu thun, unterstützen. Zudem sind Sie noch jung und Ihr Auge, Ihr ganzes Wesen hat einen Ausdruck, der mich hoffen läßt, in

Ihnen mir im Laufe der Zeit einen Freund erwerben zu können."

Franke fand keine Antwort: wenn höchste Bewunderung zur Freundschaft führen kann, so bin ich auf dem besten Wege zu derselben, wollte er sagen, aber das kam ihm wieder so trivial, so phrasenhaft vor und er schwieg daher gänzlich; aber in seinem Auge und in der einfachen Verbeugung, die er machte, lag eine so treuherzige Versicherung, daß Maria ihm die Hand reichte und mit Freundlichkeit sagte:

„Ich glaube Ihnen, Herr Doctor." —

Er kam nach Hause.

Die Stirne glühte ihm fieberhaft von der durchwachten Nacht und den vielfachen Gemüthsbewegungen derselben.

Einige Augenblicke erschien ihm die Frau, mit der er auf so seltsame Weise bekannt geworden, wie eine Heilige. Dann tadelte er leise ihren übertriebenen Stolz, dann dachte er mit Bewunderung ihrer fast erhabenen Schönheit, aber keine Minute verließ ihn die Erinnerung an sie. —

Doctor Franke war ein Mann von achtundzwanzig Jahren. Er hatte, wie wir wissen, in Paris und London geweilt, war durch die Straßen von Madrid geschlendert und hatte deutsche Lieder gesungen unter den Fenstern

römischer Damen. Aber keine Frau hatte auf ihn einen Eindruck gemacht, der dem, unter dem er sich jetzt befand, auch nur entferntest zu vergleichen gewesen wäre.

Wenn er seinen Reisegefährten bei sich gehabt hätte, so würde er ihm wahrscheinlich und zwar ganz wahrheitsgemäß gesagt haben, daß Maria Baum ein Weib sei, welche durchaus keine Leidenschaft erwecken könne. Der Ernst, die Festigkeit ihres Wesens erschienen ihm fast zu männlich, um jenes heitere, spielende Gefühl zu begünstigen, das er sonst Liebe genannt hatte.

Sie war fünfzehn Jahre verheirathet und mußte daher jedenfalls älter sein als er selbst, und eine Leidenschaft für eine ältere Frau hatte er bis dahin auch stets für eine garstige Carricatur gehalten. Dazu zog sich durch das ganze Wesen seiner neuen Bekannten ein gewisses Etwas, das ihm unter allen andern Verhältnissen drückend, ja in manchem Falle vielleicht lächerlich erschienen wäre.

Ihr „Ich lebe und sterbe auf meinem Posten,“ so wie die Worte „Ich stehe in Gottes Hand“, die sie ein Paarmal wiederholte, hätten für ihn sonst einen Anstrich von Bigotterie, von Pietismus gehabt, der ihm jede andere Frau unangenehm oder lächerlich

gemacht haben würde. In Mariens Munde waren sie ihm erhaben erschienen, es hatte in der Art und Weise, mit der sie sich auf ihre Pflichten berufen, auf ihren Gott gestützt hatte, ein Adel, eine Wahrheit gelegen, die dem jungen Weltmanne beneidens- und bewundernswürdig schienen.

O glücklich derjenige, der bei den schwierigen Lagen, in die das Leben ihn versetzt, eine andere Stütze hat, als bloß sein Ehrgefühl. Glücklich derjenige, der ein Auge über sich glaubt, das ihn bewacht, eine Hand, die ihn stützt, einen Willen, in dem der eigene Wille aufgehen kann wie der Strom im Meere.

Franke ging in seinem Zimmer auf und ab und betrachtete den Winterhimmel, der von grauen Wolken bedeckt war.

Ganz unten am Horizont webte die untergehende Sonne einen Saum von Purpur und Gold um den schweren Wolkenmantel und einzelne Licht- und Gluthstrahlen schoßen unter demselben von Zeit zu Zeit hervor.

„O Menschenleben, grau in grau," sagte Franke vor sich hin, „der Glaube ist die Sonne, die dir Licht und Glanz verleiht. Welch' ein Elend, daß diese geistige, diese göttliche Sonne nichts ist, als ein Spiegel-

bild, zusammengesetzt aus den Wünschen und Träumen uns'rer eigenen Brust. Unter dem Messer des Anatomen, unter dem Mikroskop des Naturforschers, in den Schmelztiegeln des Chemikers, unter dem Spaten des Geologen zerfliegt das schöne Sonnenbild eines persönlichen Gottes, und an seine Stelle tritt das kalte todte Gesetz und die ewig mit ihm sich gattende Materie. Wir arbeiten auf dieser Welt, um unser Dasein zu fristen und thun das Rechte, um vor unseren eigenen und Anderer Augen nicht als Lumpe dazustehen. Grau in Grau — Alles, was wir anseh'n, denken, fühlen. Es lohnt kaum zu leben, und selbst das Vergnügen, der Genuß — was ist's? — ein Moment, in dem ein Blitz durch die öde Dunkelheit zuckt. Wer glauben könnte! — glauben! pah, glauben ist schlafen; erwachen müssen wir Alle und ich glaube, ich träume jetzt und zwar von einer stolzen und schönen Frau. Dummes, dummes Zeug!" und damit rieb er sich die Stirne und ging hinab zu seinem Wirthe, dessen chemisches Laboratorium er besehen sollte. —

Viertes Kapitel.

Im Laboratorium.

„Sie sind wohl in den Laboratorien der großen Naturforscher unserer Tage gewesen, da Sie sich in London und Paris, in Wien und Palermo aufhielten?“ fragte der Senator.

Franke mußte dies verneinen.

„Haben Sie Orfila gekannt?“

„Nur zufällig.“

„Oersted?“

„An ihn hatte ich Empfehlungen, aber keine Gelegenheit sie abzugeben.“

„Das ist wunderbar! Mediziner, weit und breit umhergereist und mit solchen Männern keine Verbindungen geknüpft, das ist wirklich wunderbar und seltsam.“

„Mein lieber Herr Senator," sagte Franke lächelnd, „ich bin kein so großer Freund der Chemie, ja ich fürchte diese Wissenschaft sogar ein wenig. Es ist ein schlimmes Ding, Alles und Jedes auf diesem Erdboden sich in gewisse Grundstoffe auflösen zu sehen, die sich überall gleich bleiben. Eiweiß und Stärkemehl und etwas von irgend einem Gas, das sind die Bestandtheile aller Dinge und Wesen. Der Begriff des Lebens fliegt dem Chemiker unter der Hand zum Schornstein hinaus und ich sage mit Göthe: Grau, theurer Freund, ist alle Theorie
Und grün des Lebens gold'ner Baum."

„Natürlich, in Ihren Jahren und in Ihren Verhältnissen, aber der Chemie thu'n Sie Unrecht, sie zerstört nicht nur, sie schafft auch und schafft des Schönen und Nützlichen so viel. Ich bin auf practischem Wege zur Theorie, zur Wissenschaft gekommen und der Anfang meines Wissens ist nur gering. Aber schon für mein früheres Geschäft sind einige chemische Kenntnisse ganz unerläßlich. Und welche seltsame Welt der Ursachen und Wirkungen eröffnet uns diese Wissenschaft, die außer dem so sehr in's practische Leben eingreift. Hier zwischen meinen Tiegeln und Retorten möchte ich Ihnen auch einige Worte Göthe's anführen, an die ich mich hier oft gemahnt fühle:

Schau aller Wirkens Kräfte Samen,
Und darf nicht mehr in Worten kramen."

„Nun, ich weiß nicht," entgegnete Franke, „ob sich in den Retorten und Tiegeln des Chemikers wirklich die Ursachen, die Samen aller Kräfte entwickeln lassen. Ich für mein Theil sehe diese langschnäbligen Gefäße, diese verdeckten Retorten nie an, ohne an die zerstörenden Kräfte denken zu müssen, die sich in ihnen entwickeln. Wie ein Kind vor Gespenstern fürchte ich mich bisweilen vor Giften und vor dem Brauen derselben. Die Geschichten der Tofana, der Brinvilliers stattet meine Phantasie stets aus mit solchen Kammern, wie diese hier, angefüllt mit mancherlei wunderlichen Gefäßen, in denen das Verderben zischt und sprudelt. Aber ich denke mir auch nur ein Weib in solchen Räumen walten, das Verbrechen des Giftmischens ist ganz eigentlich ein weibisches. Es ist verwandt mit dem Wirkungskreise des Weibes und wie uns die Hausmutter aus ihrer Küche liebend und sorgsam Leibes-Nahrung und Stärkung, ja so eigentlich das Leben gibt, so braut und kocht das entartete Weib den Tod in ihrer Höllenküche."

Der Senator hatte sich wieder gesetzt, als Franke zu sprechen begonnen. Seine Stirne war wieder bleich geworden undals er die Augen erhob, lag in dem dunkeln

schweren Blick, der wie ein Wetterstrahl den jungen Arzt traf, abermal diese unverkennbare Erinnerung an seinen seltsamen Bekannten in Venedig.

„Hören Sie auf, junger Mann," sagte endlich Wallfeld — „hören Sie auf, Sie tödten mich." Er hielt die Hand vor die Augen und neigte einige Augenblicke den Kopf, wie keuchend unter einer schweren Last. Dann richtete er sich empor, und sprach gefaßter: „Dies muß anders werden! — Schon mehrere Mal haben Sie die ewig schmerzende Stelle meines Familien-Unglücks auf rauhe Weise berührt. Es ist nicht Ihre Schuld! Wer eine Verwundung hat, muß die Nachbarn darauf aufmerksam machen, sonst berühren sie dieselbe ohne Ahndung, daß sie Pein erregen. — Ich glaubte, jeder Mensch kenne unser Schicksal, es war uns fast, als müsse es uns an der Stirne geschrieben sein. Sie aber sind fremd hier und haben uns wahrscheinlich nie nennen hören, bevor Sie unser Haus betreten?"

Franke bejahte dies.

„So muß ich es eigentlich in Ihre Willkühr stellen, ob Sie künftig unter unserm Dache bleiben wollen oder nicht, und, so schwer es mir wird, Ihnen sagen, daß über dem Haupte meiner unglückseligen Stiefschwester seit Jahren der Verdacht des Gift-

mordes schwebt. Zwar haben die Gerichte nichts ermitteln können, sie ist aus dem Gefängnisse entlassen, aber mehrere schreckliche Thatsachen in ihrem Processe sind unaufgeklärt geblieben, und bis nicht ein Engel erscheint, der den Schleier von der Vergangenheit und von den Gräbern nimmt, wird Jakobine nie ihr Angesicht mit Ehren unter Menschen zeigen können."

„Aber das ist ja ein gräßliches Schicksal, werther Herr," sagte Franke tief ergriffen von der einfachen Erzählung des Mannes, „und Ihre Schwester ist ein unsäglich unglückliches Wesen."

„Wohl ihr, wenn sie bloß unglücklich ist," sagte der Senator, „Unglück ist besser als Schuld und ich als Bruder bin natürlich der Letzte an ihre Schuld zu glauben, ich —" er versank wieder in minutenlanges Träumen, richtete sich dann rasch empor und sagte: „Sie kennen uns nun und werden uns entweder verlassen oder schonen."

Franke reichte seinem Hauswirthe die Hand und gab ihm mit Herzlichkeit die Versicherung, in jeder Beziehung Rücksicht auf seine eigenthümliche Lage nehmen zu wollen.

„Sie werden von uns sprechen hören, Herr Doctor, wenn Sie längere Zeit hier sind. Der böse Leumund ist unsterblich. Glauben Sie an das Unglück so lange

die Schuld nicht erwiesen ist und bitten Sie die Vorsehung, daß sie die Wahrheit an's Licht ziehe."

Franke ging in dem beschränkten Raume des gewölbten Laboratoriums auf und ab.

„Wohl Ihnen, mein Herr, wenn Sie bei dem schweren Unglück, das Sie betroffen, an das Walten einer Vorsehung überhaupt noch glauben können. Ein einziger Blick in das klare, reine Gesicht Ihrer Schwester müßte, wie ich glaube, hinreichen, jeden Richter von ihrer Unschuld zu überzeugen, und doch haben Verhältnisse sich so gefügt, daß der eigene Bruder an die Möglichkeit einer Schuld bei ihr glaubt. Wenn wirklich eine weise liebevolle Hand die Schicksale der Menschen lenkte, wie wäre das möglich? Wie wäre es möglich, daß auf dem Haupte eines Menschen sich so viel Elend sammeln könne, wie auf dem, der —" er fühlte, daß er im Begriff gewesen, ein Geheimniß zu verrathen und schwieg.

Senator Wallfeld sah ihn an und sagte: „Sie waren in voriger Nacht bei dem Rathe Baum?"

„Sie sagten mir, daß Sie die Familie kennen," entgegnete der Doctor.

„Ja! und seit vielen trüben Jahren. Frau Baum ist die einzige Freundin meiner unglücklichen Schwester, und ist ihr in allen ihren Leiden treu geblieben."

„Es scheint eine charactervolle und tüchtige Frau zu sein.“

„Eine Frau, wie es wenige auf Erden gibt,“ sagte der Senator. „Ich erzählte Ihnen schon, daß wir Nachbarn waren. Sie und Jakobine sind zusammen aufgewachsen. Ihr Vater war wie der uns'rige Tuchmacher. Das Haus hier nebenan gehörte ihrer Familie seit Jahrhunderten. In kleinen Städten, mein Herr Doctor, ist es etwas anderes, wie in der großen Welt, Alles ist bei uns dauernder, stabiler, Wohnung und Hausrath vererbt sich vom Vater auf den Sohn. Bei uns besonders, wo das Handwerk gleichsam erblich war, blieb Jahrhunderte lang Alles sich gleich in den Verhältnissen des Lebens, bis vor circa dreißig Jahren der Commercienrath Werl hierher zog mit vielem Gelde und englischen Maschinen. Der Handarbeiter kann, auch wenn er nicht ohne Capital ist, neben der Maschinenkraft nicht aufkommen. — Mein Vater schloß bald sein Geschäft und lebte von seinen Renten. Der Vater Mariens arbeitete so lange mit seinen Spinnern und Webern fort, bis sein Banquerot ausbrach, ungefähr sechs Jahre nach der Gründung von Werl's Fabrik. Sein Ruin war auch sein Tod, mitten in dem Elende und den Arbeiten, die ein Fallissement

hervorbringt, rührte ihn der Schlag. Die Familie blieb ohne Stütze, ohne Rath, in völliger Armuth zurück. Damals war Maria zwölf Jahre alt, mit zwanzig verheirathete sie sich, aber auch in ihrer Ehe blieb sie die Freundin meiner Schwester, die wenige Jahre älter ist als sie. Sie können daher wohl glauben, daß wir, Jakobine und ich, den Character unserer Jugendgespielin und Nachbarin kennen, sie ist eine außerordentliche Frau."

Ein Umstand in dieser kleinen Erzählung interessirte den Doctor besonders; der nämlich, daß auch Marie den Wechsel der Verhältnisse, von Reichthum oder mindestens von Wohlhabenheit zu Armuth, kennen gelernt hatte; zwar war er der Meinung, daß bei ihr der Abstand wohl nicht so groß und plötzlich als in seinem eigenen Leben gewesen sein dürfte, aber dennoch kam es ihm vor, als ob dadurch eine gewisse Verwandtschaft zwischen ihm und der Frau, die ihn so lebhaft beschäftigte, vermittelt würde.

Das Laboratorium des Senators enthielt nichts, das besonderer Aufmerksamkeit werth gewesen wäre. An einem der Schränke sah man die Spur, daß er einst versiegelt gewesen sein müsse, und Franke setzte den kleinen rothen Lackfleck in seinen Gedanken in

Verbindung mit dem Familienunglück, von welchem er heute gehört. Welche Verwirrung, welcher Jammer mochte in diesem Hause geherrscht haben zur Zeit, als die Gerichte ihr Siegel auf jenes Schloß drückten.

Fünftes Kapitel.

Eine grosse Gesellschaft.

Unter den Familien, denen Franke Visite gemacht, war natürlich auch die des Commercienraths Werl. Die Häuslichkeit hatte ihm eben nicht imponirt trotz dem Reichthum, der in allen Möbeln und Geräthen sich mit großer Ostentation zeigte. Die Räthin Werl, eine dicke Frau, mit einem großen, hübsch gefärbten Gesicht, fast wie das Wachsbild vor dem Laden eines Friseurs, hatte ihm viel erzählt von ihren mancherlei Körperleiden und den Bädern, die ihr verordnet worden, der Commercienrath hatte gar nichts gesprochen, als: „Wie gefällt's

Ihnen in Hermstädt, he? und denken Sie gute Geschäfte zu machen in Hermstädt, he?"

Franke wußte, daß diese Familie jährlich vier große Gesellschaften gab, und es war ihm daher nicht überraschend, eine goldumrändelte Karte vorzufinden, die ihn zu einem Thee bei dem Commercienrathe einlud.

Er stand lächelnd vor dem Spiegel und knüpfte die Schleife seines Halstuches. Der letzten großen Gesellschaft hatte er in Neapel beigewohnt. Damals ein reicher Mann an der Seite seines vornehmen Freundes. Unwillkürlich verglich er den Abend, dem er entgegenging, mit jenem.

Vor seinen Augen schwebten die graciösen Gestalten, die südlichen Gesichter der schönen Neapolitanerinnen vorüber, er sah den goldenen Vollmond am tiefblauen Himmel Italien's und unterdeß tobte der Sturm und raste in den Zweigen des alten Nußbaumes vor der Hausthür.

Sein frühester Bekannter im Orte, der Postsecretair Walter, hatte versprochen ihn abzuholen und trat ein in seiner glänzenden, mit Gold gestickten Staatsuniform, ein hübscher junger Mann mit einem Gesicht, auf dessen belebten Zügen ein neckischer Humor funkelte.

Franke und Walter waren in den letzten Tagen sich einigermaßen näher getreten und als der Post-Secretair den Kreis-Physikus betrachtete, sagte er lächelnd:

„So werden Sie nicht imponiren; unsre gute Stadt verlangt den Augenschein, um an die Würde eines Menschen zu glauben. Besitzen Sie keinen Ring, keine einigermaßen kostbare Tuchnadel? nicht einmal eine gestickte Weste?"

„Schlimm, sehr schlimm," entgegnete er dann auf das Nein des Befragten; „aber hoffentlich haben Sie einen Vetter im zehnten Gliede, der General oder Präsident ist, oder eine Base, die etwa als Bettmeisterin oder Silberwäscherin am Hofe angestellt ist? — Alles nicht! Sie werden schwer hier reussiren, und zumal da Sie schon so unglücklich gewesen sind, das Haus der Räthin Baum zu betreten. — Die Dame ist, müssen Sie wissen, der Stein des Anstoßes und der Aergerniß für unsre Haute volee, die man hier mit dem Ausdruck Honorationen bezeichnet."

„Und was," fragte Franke mit wenig verhehltem Interesse, „ist denn der Grund, daß diese Dame hier keine Freunde hat?"

„In einer kleinen Stadt, mein Bester, sind die

Gründe des Ge- oder Mißfallens in ein mystisches Dunkel gehüllt. Die Räthin Baum ist eine sehr schöne Frau. Ihr Auftreten ist sehr einfach, aber sie hat hohe Bildung und steht in Verbindung mit den bedeutendsten Männern des Tages, wie ich aus ihrem Briefwechsel ersehen kann. Sie lebt in tiefster Abgeschlossenheit, keine unsrer Damen wird je zu ihr eingeladen, nie macht sie einen Besuch und die einzige weibliche Person, mit der sie hier in freundschaftlichem Verhältnisse steht, ist meine arme Base Jakobine. Dagegen kommen viele Männer in das Baum'sche Haus und jeder, der es einmal betreten, kehrt, von dem Liebreiz und dem Geist der Wirthin angenehm angeregt, gern dahin zurück. Auch ich bin oft dort, freilich sehe ich die Frau vom Hause nicht jedesmal, aber auch die Gesellschaft des Rathes ist angenehm, er ist ein trefflicher Schach- und Trick-track-Spieler und die beiden kleinen Mädchen können schon ganz hübsch die Stelle der Mutter vertreten."

Sie waren unter diesem Gespräche an das hell erleuchtete Haus des Commercienrathes gekommen. — Es lag in einer Seitenstraße, die nur von den langen rauchigen Fabrikgebäuden gebildet wurde, in denen es ohne Aufhör Tag und Nacht schnurrt,

braust und zittert von der Arbeit der Dampfmaschinen und der verschiedenen englischen Spinnapparate. Eben schlug die Uhr der nahen Kirche Sechs und aus den Thüren der Fabrikgebäude strömten, während zehn Minuten lang das Gerassel der Maschinen schwieg, die Tagarbeiter heraus, indeß auf klappenden Holzschuhen die Nachtarbeiter eifrig hinzu eilten, um im rechten Moment an ihren Plätzen zu sein. — Die meisten derselben waren Weiber mit bleichen aufgedunsenen Gesichtern. Sie hatten Tücher um die Köpfe gezogen, die das liederlich arrangire Haar und zum Theil auch die zerrissene und schmuzige Kleidung verhüllten, und trugen Töpfchen mit Speisen in den Händen. An einigen Stellen mußten die beiden Gäste des reichen Fabrikherrn sich durch die zerlumpten Gruppen der Arbeiter beinahe drängen, und Flüche und nicht wenig schmutzige Worte tönten ihnen nach von bleichen und wulstigen Lippen, die vor Frost bebten. Burschen von zwölf bis sechszehn Jahren, Mädchen von unterdrücktem Wachsthum und einige brutal aussehende Kerle standen an der Thür eines Gebäudes, aus der ein heißer, erstickender Dampf die Vorübergehenden mit einer Art von Pesthauch begrüßte. Es war das Trockenhaus, in dessen Vorderräumen noch einige Wollkräm-

pelmaschinen angebracht waren, die ebenfalls bei Nacht arbeiteten, während oben die Handweber bereits Feierabend gemacht. Dicht neben demselben bog man schief um eine Ecke und stand vor dem hell erleuchteten Palast des Commercienraths. — Rechts und links neben der Hausthüre hielten zwei Bronce-Figuren, in Nischen stehend, große, in blendendem Gaslicht strahlende Laternen in den Händen, welche den Eingang und die zu ihm führenden Sandstein-Stufen erleuchteten. Der Flur, mit zweifarbigen Quadern ausgelegt, schwamm in einem Meer von Licht. Blumenkübel standen trotz des eisigen Winters, der durch das geöffnete Hausthor hereinwehte, auf den Treppen-Absätzen, ein Diener in krebsrother Livree öffnete die Thüre eines Garderoben-Zimmers und gab den beiden Gästen für ihre Mäntel Nummerkarten. Eine Minute darauf standen sie in dem schon ziemlich gefüllten Saale.

Franke mußte sich sagen, daß das Ganze glänzender, ja auch geschmackvoller arrangirt sei, als er es vermuthet. Wirth und Wirthin erfüllten ihre Obliegenheiten mit möglichster Gracie. Der Commercienrath fragte jeden mit breitem Lächeln: „Wie gefällt es Ihnen bei mir, he?“ und die Commercienräthin, in einer pariser Haube und einem Blonden-

kleide, erzählte von einigen Gesellschaften in Berlin, bei denen die Prinzen zugegen gewesen und sich viel mit ihr unterhalten hätten.

Die Hauptzierde der Gesellschaft waren die vielen blühend hübschen Mädchen, unter denen des Postmeisters reizende Lätitia ziemlich den ersten Platz einnahm.

Gleich nach dem Thee wurden lebende Bilder aufgestellt, und zwar hatte die Frau Commerciennräthin einige Blätter aus den hübschen Fleurs annimees dazu gewählt.

Die Costüme hatte die reiche Dame in Berlin anfertigen lassen und die jungen schönen Mädchen sahen reizend genug aus als Rosen, Korn- und Mohnblumen. Postsekretair Walter hatte bei dem die Distel zeigenden Tableaux die Rolle des Esels übernommen und sah mit seinem grauen Frack, der rothen Halsbinde und den gelben Handschuhen unwiderstehlich komisch aus. Später tanzte man und Franke als ein gewandter und ziemlich unermüdlicher Tänzer hatte sehr bald bei den anwesenden jungen Damen und deren Müttern Gnade gefunden. — Es war ein Hauptaugenmerk des jungen Arztes, sich die Gesichter und Namen der Anwesenden einzuprägen. Er mußte sich sagen, daß nach Allem, was er hier sah, sich

echte Originalität mehr in dieser kleinen Welt als in der Residenz entwickle. Fast jeder der Gäste im Hause des Commercienraths hatte seine kleine Absonderlichkeit, besonders unter den Männern. — Zwei davon fielen ihm gleich Anfangs sehr auf. Der Eine, ein Mann von Mittelgröße, mit einer eigenthümlich keck in die Welt schauenden Nase, und einem Bändchen des rothen Adlerordens im Knopfloch, der Andere sehr groß, sehr hager und bis oben hinauf zugeknöpft, so daß man von seiner Wäsche nichts gewahr werden konnte, als ein sehr kleines Stückchen Hemdkrause, das zwischen dem zweiten und obersten Knopfloch wie neugierig hervor sah. Postsecretair Walter, den er nach diesen Beiden fragte, nannte ihm den ersten als den pensionirten Ober-Registrator Semmler; den zweiten als den gleichfalls pensionirten Major von Meinhard. Beiden hatte er bereits Besuche gemacht, aber nur die weiblichen Familienglieder gesprochen, und er ließ sich daher den Herren vorstellen, da ihm Walter auseinandersetzte, daß beide Männer sich in der letzten Zeit einen nicht unbedeutenden Namen in der gelehrten Welt durch ihre gemeinschaftlichen astronomischen Forschungen gemacht hatten.

Um eilf Uhr ging man zu Tische. Es war an kleinen Tafeln gedeckt und das Walten eines Freun-

des führte ihn an einen Tisch mit der schönen Lätitia und zwei Fräulein von Meinhard, beide so rosige, schlanke und zierliche Mädchen, als Norddeutschland sie nur hervorzubringen vermag.

Die Champagner-Stöpsel knallten, die jungen Mädchen lachten. Franke im Gefühl seiner Jugend, Gesundheit und Kraft vergaß die Schmerzen der letzten Vergangenheit und fühlte sich so angeregt und so fröhlich als in Neapel. Er war nicht mehr der reiche Erbe; in einer großen Stadt wäre er ein sehr unbedeutendes Individium gewesen; hier machten ihn sein Rang als Arzt und sein jugendlich hübsches Äußeres zu einer hervorragenden Persönlichkeit. Er fühlte sich bevorzugt, geehrt, ja sogar ein wenig umschmeichelt, und empfand ein recht inniges Behagen. Es ist ja gleich viel, ob man in Rom, Neapel oder Hermstädt Liebe und Wohlwollen erweckt, der Besitz dieser Güter ist eigentlich doch das beste Glück des Menschen.

Nach Tische trat Franke mit Lätitia zu einem Walzer an. Sie waren ziemlich das letzte Paar und er führte seine schöne Dame zu einem Ecksopha, das die vor ihm stehenden Tänzer verdeckten, sich dort neben ihr niederlassend.

Es war drückend warm im Saale und Franke

hatte eine Orange in den Händen behalten, die er zerlegte und auf einer Schale seiner Tänzerin darbot.

Sie nahm lächelnd ein Stückchen und sagte, bevor sie es an die Lippen brachte: „Ich fürchte nicht, Herr Doctor, daß Sie die bösen Künste bereits erlernt haben, die man in Ihrem Hause treibt."

„In meinem Hause? weshalb, mein Fräulein, treibt man dort böse Künste?" fragte er scherzend dagegen.

„Ei, wissen sie das nicht? Ihr Haus ist seit Jahren sehr im Verruf; denn zwei Mordthaten sind dort vorgefallen und noch nicht aufgeklärt. Es ist das wohl schon lange her, aber das Andenken an so was erhält sich für immer."

„Das ist interessant und schauerlich, mein Fräulein," entgegnete Franke lächelnd, „das alte Haus mit der freien Aussicht und den freundlichen hellen Stuben sieht gar nicht aus, als ob jemals etwas Böses oder Seltsames dort geschehen sein könnte."

„Und doch, und doch!" flüsterte das junge, rosige Mädchen mit ernsthaftem Kopfnicken. „Ich war damals vielleicht noch nicht auf der Welt oder doch noch ganz klein und unser Einem erzählt man solche Dinge nicht ordentlich. Du bist ein junges Mädchen, sagt der Vater, wenn ich ihn darnach frage, um alles zu

wissen — noch viel zu jung, und Mama sagt: Christum lieb haben ist besser, denn alles wissen. Aber man hört denn doch so dies und das über die Schauergeschichten, die sich in der Welt zutragen."

„Und was haben Sie denn gehört, Fräulein, über die Schauergeschichten in meinem Hause?"

„Ja, Herr Doctor, gerade nicht viel, nichts Genaues, uns're alte Kinderfrau erzählte mir davon, aber ich weiß, die lügt wie gestochen."

„So, so," entgegnete Franke lächelnd.

„Ja, aber wahr ist's doch, seh'n Sie, der Vater und die Frau des Senator Wallfeld sind vergiftet in einer Nacht. Herr Wallfeld versteht allerhand Gifte zu machen und seine Schwester hat ihm ein Päckchen mit einem schrecklichen Gift heimlich genommen, das hat er vermißt, und die beiden Leichen haben alle Zeichen der Vergiftung an sich getragen, und in derselben Nacht ist ein naher Verwandter spurlos aus dem Hause verschwunden. Ja, und die Schwester, die Jakobine Wallfeld, hat Jahre lang im Gefängniß gesessen, o es ist eine ganz schreckliche Geschichte."

„So scheint es," sagte Franke nachdenklich.

Das bleiche Gesicht Jakobinens stand plötzlich vor ihm, es war ihm, als suche er den sanften, resignirten und schmerzvollen Blick, den sie bei ihrem kurzen Zu-

sammentreffen auf ihn heftete. Hinter diesen Zügen eine Meuchelmörderin zu vermuthen, schien ihm an Wahnsinn zu streifen und doch war der eigene Bruder nicht frei vom Verdacht, das hatte er aus den Worten des Rathsherrn nur zu gut heraus gehört, aber Frau Baum, diese feste, stolze und edelherzige Frau, hatte die Freundschaft und den Glauben an die Angeschuldigte bewahrt, ihm war dies hinreichend, um ebenfalls an ihre Unschuld zu glauben. Jakobine Wallfeld erschien ihm als eine Märtyrin und es war ihm einen Moment lang, als ob es sein eigentlicher Lebensberuf sei, das Geschick dieses armen Wesens aufzuklären. —

„Ja aber wenn Sie so da sitzen wollen und die Tour verpassen, Herr Doctor, so erzähle ich Ihnen gar keine Geschichten mehr, weder schöne noch schreckliche," sagte Lätitia, und erweckte mit diesen Worten den Träumer zur Einsicht in die Gegenwart.

Franke sprang auf, schlang seinen Arm um die jugendliche Gestalt und schwang sich mit ihr in die Reihen der Tänzer. Die Töne eines ächten deutschen Walzers trugen ihn wie auf Flügeln durch den Saal, noch einmal und noch einmal flog er mit ihr die Runde durch und als er sie endlich zu ihrem heimlichen Plätzchen zurück führte, sagte sie lächelnd:

„Wahrhaftig, Sie sollen sich nur erst gar nicht für einen Arzt ausgeben. Welcher vernünftige, rechtschaffene Doctor walzt seine Patienten schwindsüchtig?"

Franke fand keine rasche Erwiederung auf dies Wort der jungen Dame, er that daher das Beste, lächelte und sagte, sie sei wunderschön in der Aufregung des Tanzes.

Eine halbe Stunde darauf, saß er im Cotillon neben einem Fräulein Meinhard auf derselben Stelle und hielt mit der jungen Dame lachend Zwiesprach über die vielen welkenden Blumen und die herabbrennenden Kerzen im Saale, und als Sträußchen und Orden vertheilt waren, mit welchen letzteren die jungen Schönen seiner neuen Heimath seine ganze Brust decorirten, als Bonbons geknallt hatten, und die bunten Kleinigkeiten eines Christbaumes vertheilt waren, fand er sich allein, in seinen Mantel eingehüllt, den Kopf voll von hundert seltsamen Gedanken, in der schneeigen Straße zwischen den Fabrikgebäuden.

Die Räder und Walzen schnurrten und rasselten, trübes Lampenlicht schimmerte durch die geschlossenen Laden und in der großen Pforte in mitten der Gebäude lehnte an einem Pfosten eine in Pelze gehüllte Gestalt, der Fabrikwächter.

„Was ist die Uhr," fragte Franke im Vorübergehen.

„Fünf vorbei, bald Morgen, Gott sei Dank,“ sagte der Mann mit einer tiefen, dumpfen Stimme. Der Hund zu seinen Füßen knurrte und Franke eilte an ihm vorüber in sein Haus, wo eine unsichtbare Hand ihm öffnete.

„Sie wacht,“ dachte der junge Arzt, „früh und spät wacht sie — unglückliche Jakobine!“

Sechstes Kapitel.

Maria.

Einladung folgte jetzt auf Einladung für Doctor Franke. Aber auch seine Praxis fing an sich zu heben. Ehe noch der Frühling kam, konnte er übersehen, daß er in Hermstädt sein täglich Brod finden würde. Sein täglich Brod, wie es der unbemittelte Beamte in unserem Vaterlande ißt. Er mußte Berechnungen anstellen, wie viel er für jeden besondern Zweig der Lebensbedürfnisse etwa zu verwenden haben würde. Er fing an sich daran zu gewöhnen, auf den Geldwerth einer Sache Rücksicht zu nehmen, bevor er sie als eine Nothwendigkeit für sich betrachtete. Im Sommer wollte er eine Wohnung miethen, die ihm verstattete, seine Mutter zu sich zu nehmen.

Jakobine, für die er eine unglaubliche Theilnahme empfand, hatte er noch nicht ein einziges Mal gesprochen. Mit seinem Hauswirth und dem Postsecretair Walter stand er auf freundschaftlichem Fuße und im Hause der Räthin Baum war er ein stets gern gesehener Gast. —

Sein Leben war just nicht unfreundlich, aber als eine Fortsetzung seiner Jugendjahre betrachtet, war es unsäglich dürftig. Er selbst fühlte dies kaum. Eine eigenthümliche Ader des Glückes hatte sich ihm eröffnet in dem Umgange mit der Frau, die er am Krankenbette ihres Gatten zuerst gesehn.

Der Rath Baum war genesen; freilich schien bei diesem Manne jedes Genesen von seinem entsetzlichen Uebel nur eine Gnadenfrist zu sein, da der Grund desselben nicht gehoben wurde. Er selbst hatte dringend gewünscht, seinen Arzt kennen zu lernen, und so war denn Franke in den näheren Umgangskreis der Familie gezogen worden.

Wer wie Franke im Reichthum erzogen ward und seine Jugend auf Reisen zubrachte, kennt eigentlich wenig vom Leben in der Familie. Bei seinen Eltern war jeder seinen eigenen Weg gegangen, and're Familien hatte Franke nur im Gesellschaftsputze

gesehen, im Hause der Frau Baum sah er daher zuerst ein Familienleben.

Wenn er in der Abendstunde hineilte, heimelte ihn schon das Licht an, das in vollem Strom, nur gedämpft von den niedergelassenen Gardinen, durch die glänzenden Fenster strahlte.

Viertelstundenlang konnte Franke unter diesen Fenstern stehen und dem Stimmengeflüster oder dem Gesang lauschen, der zu ihm herab tönte. Wenn er dann eintrat, wehte ihm Hyacinthen-Duft mit Frühlingshauch entgegen und beim Schein der Lampe am runden Familientisch saß Maria zwischen ihren beiden Kindern, ihrem Gatten gegenüber, der entweder mit einem Bekannten irgend ein Zugspiel spielte, oder las, oder auch sich mit einer mechanischen Arbeit beschäftigte.

Maria selbst hatte stets eine nützliche Arbeit vor und verstand derselben einen Anstrich von Zierlichkeit und Nettigkeit zu geben, der Auge und Herz erfreute.

Wenn sie so da saß, eifrig an einer Nätherei arbeitend, vor sich das aufgeschlagene Arbeitskästchen von Polixander, in dem jedes einzelne Geräth schon von dem eigenthümlichen Geiste der Besitzerin Zeugniß abzulegen schien, war es Franke zu Muthe, als

ob er einen Blick in eine vom mildesten Mondlicht erhellte Landschaft thäte, alles so sanft, so rein, so still, und doch läßt das Bild die Vermuthung zu, daß eine andere Beleuchtung es in noch strahlenderer Schönheit zeigen könne.

Mariens Gatte war ein Mann wie tausend and're. Franke konnte keine einzige Eigenthümlichkeit an ihm bemerken, außer die traurigen und schrecklichen, die er bereits kannte. Bisweilen merkte man es ihm an, daß er getrunken hatte, dann war sein Auge glänzend oder matt, je nach dem Stadium des Rausches, seine Stimme stockte oder zitterte, sein Gang war unsicher und seine Behauptungen wurden mit einer Art von brutalem Trotz aufgestellt. In solchen Stimmungen widersprach Maria ihm nie, sondern ging auf seine oft widersinnigen Ideen mit der Milde ein, die eine Mutter gegen ein krankes oder blödsinniges Kind zeigen würde.

Selbst der Ton ihrer Stimme hatte dann etwas Beruhigendes und Baum pflegte gewöhnlich sich bald zurückzuziehen und seine Gäste der Unterhaltung seiner Gattin zu überlassen.

Dr. Franke hatte mehr als jeder andere gewisse Berührungspunkte mit Maria. Ein Arzt ist fast immer einigermaßen Freund der Familie, in der er

einen Kranken behandelt, und das traurige Geheimniß, das er mit Marien theilte, gründete wohl einige Vertraulichkeit zwischen ihnen beiden. Nicht selten richtete sie eine rasche heimliche Frage an ihn, die Möglichkeit eines Rückfalls und die zweckmäßigste Behandlungsweise dabei betreffend, oder einen Blick des Einverständnisses, der mehr als einmal ein schnelleres Pulsiren des Blutes in den Adern des jungen Arztes erregte. „Welch' eine Frau," sagte er sich selbst an jedem Abende, da er ihr ruhiges und edles Thun von Neuem beobachtet hatte, und ein Gefühl setzte sich in seiner Brust fest, das er ähnlich nie an sich selbst gekannt, noch auch an Andern zu sehen Gelegenheit gehabt hatte.

„Liebe ich sie," fragte er sich dann und er verneinte diese Frage mit großer Entschiedenheit. Liebe, die Liebe, welche er bis jetzt kannte, war ein Gefühl, das der hohen Achtung, die Maria ihm einflößte, fast entgegengesetzt erschien.

Alle Frauen, die er noch geliebt, waren Wesen, deren Gedankenwelt er bedeutend unter dem Niveau der seinigen gefunden, deren Willenskraft er nicht der Rede werth geschätzt.

Schönheit hatte ihn angezogen und er hatte eine Zeitlang in dem Bewußtsein, der Mittelpunkt

der Gedanken dieses oder jenes reizvollen Weibes zu sein, ein gewisses Glück gefunden und dieses hatte gewährt, bis ihm die Anforderungen der Geliebten an sein Herz und seine Zeit lästig, ihre Capricen langweilig geworden waren.

Maria erschien ihm nicht wie ein Weib, wenigstens anders als alle Weiber, die er bis jetzt gekannt, und doch mußte er sich sagen, daß in dem Wesen der schönen und edlen Frau eine echte weibliche Würde und Milde lag.

Es war an einem Abend, da Herr Baum sich wieder in einem bedeutenden Grade der Trunkenheit befunden und nach einigen liebreichen Worten seiner Gattin taumelnd das Zimmer verlassen hatte. Schon vorher hatte Maria, den Zustand ihres Mannes erkennend, ihren beiden kleinen blassen Mädchen die Erlaubniß gegeben, ein eben in Hermstädt befindliches Puppentheater unter dem Schutze Walter's zu besuchen.

Als Herr Baum auf sein Zimmer gegangen, befand sich Franke mit seiner Gattin allein.

Das Zimmer war von der Lampe mild erhellt. Ein aufgeschlagener Flügel stand an der Wand, Rosendüfte durchzogen den traulichen Raum.

Franke saß Marien zur Seite, das volle Licht

der Lampe bestrahlte ihr schönes Gesicht und schuf einen glänzenden Reflex auf dem glatt gescheitelten reichen Haare. Ihre Augen waren auf ihre Handarbeit gerichtet, aber Franke konnte bemerken, daß die feine weiße Hand, die die Nähterei hielt, bebte.

Ein Gefühl unsäglichen Mitleids überrieselte sein Herz, wie eine weiche warme Fluth. Er fühlte, daß Mariens Augenlider von Thränen schwer waren, obschon er es nicht sah, und leise seine Hand auf die ihrer Hände legend, die eifrig den Faden auszog und diese zarte warme Hand fest haltend, sagte er mit einer von Rührung bebenden Stimme:

„Maria, bedürfen Sie eines Freundes?"

Sie sah rasch und plötzlich zu ihm auf. Der Stahlglanz ihrer Augen war von einer Thräne getrübt, die sich an der Wimper sammelte und dann, eine glänzende Perle, über die bleiche sammtartige Wange rollte. — Einem Impulse nachgebend, dem er nicht widerstehen konnte, beugte er sich schnell zu ihr nieder und trank in einem leisen Kuß den Tropfen, der aus der tiefsten Seele eines Wesens quoll, das vom Weibe nur die schöne Gestalt — keine seiner sonstigen Schwächen zu besitzen schien.

Sie legte mit einer einfachen und ganz natür-

lichen Bewegung ihren Arm auf die Lehne des Sophas, auf dem sie saß und bildete so eine leichte Schranke zwischen sich und ihm, die er zu überspringen nicht wagte, obgleich sie von seiner augenblicklichen Verirrung weiter keine Notiz zu nehmen schien.

„O Doctor,“ sagte sie dann nach einem kurzen Schweigen, „Sie machen mir ein großes, großes Erbieten; was könnte ich in meiner, so eigenthümlich schmerzlichen Lage wohl mehr und inniger wünschen, als einen Freund.“

Er blickte sie an, ohne sie noch weiter mit einem Finger zu berühren.

„Und wollten Sie, könnten Sie mir das erhabene Glück, die hohe Ehre gönnen, Ihr Freund zu sein?“ fragte er mit fester Stimme.

„Sie haben Recht — es ist eine Ehre, der Freund eines Weibes zu sein, das den schweren Kampf mit dem Leben und seinen Verhältnissen kämpft; der Freund einer rechtschaffenen Frau muß seiner eig'nen Ehrenhaftigkeit und der Achtung seiner Umgebungen vollkommen sicher sein; er muß ein Mann sein und sich als solcher bewährt haben. Ob es aber ein Glück ist, ach lieber Franke, daran zweifle ich sehr. — Was kann Ihnen meine Freundschaft geben und wie viel dürfte sie von Ihnen fordern!“

„Fordern Sie, fordern Sie, theu're Maria; es gibt kein Opfer, das ich Ihrem Glücke, Ihrem Frieden nicht mit Freuden brächte."

Sie lächelte durch ihre Thränen.

„Ich bin wohl eine Thörin," sagte sie dann, „daß ich mich einem Gefühle hingebe, welches jedenfalls nicht ganz gefahrlos ist, der Freude an die warme Theilnahme eines gebildeten und guten Menschenherzens. Aber nicht wahr, lieber Doctor, Sie sehen in mir hoffentlich etwas besseres als bloß eine leidlich hübsche Frau, Sie fühlen, daß ich ein Mensch sei, ein leidender, kämpfender, strebender Mensch, der sein Kreuz auf sich genommen nun muthig und hoffend den Weg zum Tempel des Friedens angetreten hat." —

„Ich verstehe Sie nicht ganz, meine herrliche Freundin," entgegnete er, „aber ich fühle, daß Sie ein Wesen sind, des Glückes eben so bedürftig als würdig, und daß es eine Seligkeit sein muß, Ihnen von dem Glücke, das das Schicksal Ihnen versagte, ein Fünkchen geben zu können."

Sie hatte wieder zu arbeiten begonnen und erhob bei seinen Worten ihren Blick von Neuem zu ihm. Ein göttliches Licht strahlte darin.

„Das ist ein schönes Wort, was Sie mir sagen

mein lieber Freund, **des Glückes** so **würdig als bedürftig sein.** Der ist nicht unglücklich, Franke, der des Glück's würdig blieb, und auch ich bin es eigentlich nicht, ich bin nur schwach und ermüde bisweilen bei der Last, die ich heimlich trage und die in der That doch eine recht schwere ist. Aber auch hier erkenne ich den Finger Gottes. Er, der die Last nach der Kraft abmißt, Er wußte, daß ich ermüden würde ohne eine Hülfe, und da gab Er mir in dem Arzt, dem ich gezwungen vertrauen mußte, den Freund, der mir gern und liebevoll tragen hilft."

Sie sagte das so einfach und doch war in jedem ihrer Worte Etwas, das Franke's Herz wie ein electrischer Schlag traf. Ueber jedes hätte er sich einen Commentar erbitten, jedes einzelne noch Stunden lang mit ihr besprechen mögen.

Sie war indeß aufgestanden und an das geöffnete Klavier getreten.

Er hatte sie noch nie musiciren gehört, und als sie leicht mit den Fingern über die Tasten glitt, war es ihm, als ob er zum Erstenmale in seinem Leben Musik höre.

Sie spielte eine ernste, choralartige Weise und sang dann mit einer reinen, vollen Altstimme:

„Sei still, o Herz! lern' endlich, endlich schweigen,
Gib auf die Hoffnung, wahre Dir den Muth;
Du wirst umsonst Dein zuckend Beben zeigen,
Ein Lächeln nur erregt Dein rinnend Blut.
Es wogt der Menschenstrom an Dir vorbei
Dir ist kein Freund, kein liebender dabei.

Du hast geliebt! Du konntest einst entsagen,
Dein höchstes Heiligthum war Deine Pflicht.
Jetzt lerne einsam auch das Leben tragen,
Sei treu Dir selbst, Herz, und verzage nicht.
Sei treu, die Pflicht war Deines Lebens Stern,
So folg' ihm denn und folg' ihm froh und gern.

Zwar sind sie fern, die einst Dich ganz verstanden,
Es brachen Bande, die Du fröhlich schlangst,
Doch ist Dir noch die alte Kraft vorhanden
Mit der Du eisern einst Dich selbst bezwangst.
Was Du vermißest, ist ja nur das Glück,
Glückseligkeit trotzt jeglichem Geschick.

Verzage nicht, schau auf in jene Ferne,
Wo Sonnen sich um Sonnenbälle dreh'n,
Du wirst auf einem dieser gold'nen Sterne
Was Du geglaubt, gehofft, verwirklicht seh'n.
Der Erde nur gehöret ird'scher Schmerz,
Schau auf zum Licht, gedrücktes Menschenherz.“ —

Sie schloß und stand auf, ein sanftes Lächeln, das fast etwas Kindliches hatte, schwebte über dem schönen Gesicht, als sie Franke die Hand reichend sagte: „Nun, auf mein heutiges Gefühl paßt das Lied, das ich sonst so gern sang, nicht mehr, denn ich habe ja nun einen Freund und kann das Glück genießen, mich auszusprechen und selbst auszuweinen.“

„Aber um Gotteswillen Maria,“ sagte er mit bebender Angst, „gewähren Sie mir nur die eine Gunst, mir zu versprechen, daß, wenn der Anfall Herrn Baum's sich erneuert, Sie seinen Rasereien nicht allein die Stirn bieten wollen.“

„Es kann mir nur ein Trost sein in jenen Stunden des Jammers, die gewiß wieder kommen werden, einen Freund zu haben, der mir mit theilnehmendem Herzen beisteht,“ entgegnete sie mild, „aber Sie dürfen es mir glauben, lieber Franke, ich laufe meinem Gatten gegenüber keine Gefahr. Der Ton meiner Stimme, mein Blick üben auf ihn immer gleichen Einfluß, er mag gesund oder krank sein. Er hat mich so lieb und ist für die Erfüllung meiner Pflichten so dankbar, daß ich Alles über ihn vermag, nur nicht ihn von dem Laster heilen, dem er seit seiner Jugend wahrscheinlich schon fröhnt und das ihn einem frühen und schrecklichen Ende entgegenführt.“

In diesem Augenblick hörte man die Klingel der Hausthür, die Kinder kamen die Treppe hinaufgesprungen und hingen sich an den Hals der Mutter und Franke sah zum Erstenmale, daß Beide die Züge, das Auge, das Lächeln der Mutter hatten, nur daß ihre Gesichter übel gefärbt und die Züge wie zu eng angelegt erschienen.

Draußen rief der Wächter die zehnte Stunde ab, und Franke nahm seinen Hut, küßte Maria's Hand und ging nach seiner Wohnung. Aus Jakobinens Fenster, das er jetzt schon kannte, schimmerte der bleiche Schein ihrer nimmer erlöschenden Kerze. —

Siebentes Kapitel.

Der Astronom.

Der Winter verging. Auf den Flügeln des Westwindes zogen Regenwolken heran und schütteten ihre lauen Fluten auf das Eis der Ströme, auf den Schnee der Felder. Und dazwischen schaute von Zeit zu Zeit die Märzsonne durch die zerreißenden Wolkenschleier und weckte mit warmem schmeichelnden Strahle die schlafenden Keime und Knospen in der Erde und an den Zweigen. Grashälmchen wagten sich an den Tuchrähmen aus dem lockern dampfenden Boden, an den kleinen Erhöhungen neben den Gruben zeigten sich dicht aneinander gedrängt die dunkelgrünen Veilchenblätter vom vorigen Jahr und dazwischen, licht-

grün mit kleinen violetten Pünktchen verziert, die Blatt- und Blüthknospen des neuen Lenzes, der wieder Veilchen bringt.

Gundermann, Kälberkropf und Bienensaug wickelten ganz lustig ihre verschieden gezahnten und gezackten Blätter vom schützenden Erdboden los und trieben schlanke Stengel, die im Winde schon sich zu neigen begannen. Ja in der Stadt erzählte man sich, daß draußen in den Weinbergen an einer sehr geschützten Rippe ein Mandelbäumchen und des Pastors großer Spalierpfirsich blühe. —

Der Lenz brachte die gewöhnlichen Freuden und Leiden, und unter den letzteren das der Gegend angehörige, ziemlich bösartige kalte Fieber.

Doctor Franke's Berufsarbeiten mehrten sich erschreckend und führten ihn in Familienkreise, die ihm sonst noch ziemlich unbekannt geblieben.

Auch der Oberregistrator Semmler war am Fieber erkrankt und Franke war zu ihm gerufen.

Am Bette des Leidenden saß eine blasse, ältliche Dame, die Franke schon bei seiner Visite empfangen. Damals hatte er sie für des Hausherrn Gattin gehalten, jetzt erfuhr er, es sei Fräulein Sabine Semmler, des Registrators Schwester.

Herrn Semmler's Bette stand in einem Cabinete,

das durch eine Gardine von grünem Serge von seinem Sanctum Sanctorum, dem Studierzimmer, getrennt war. Diese Gardine war zurück geschlagen, um Licht in den ziemlich düstern Raum einzulassen, denn Fräulein Sabine saß am Bette und filirte an einer ungeheuren Fenstergardine. Wäre die Dame jung und schön gewesen, man hätte das Werk ihrer fleißigen Hände für ein Netz halten können, umherflatternde Männerherzen darin zu fangen. Jetzt aber mit der Brille auf der sehr spitzigen Nase, dem vorgerückten Kinn und der wunderlichen, ewig aufhorchenden Stellung des Kopfes sah sie aus, wie die personifizirte Klatschsucht, die an einem Netz webt für die neuesten Geheimnisse der Stadt.

Des Registrators Studierzimmer, das sonst nie ein weiblicher Fuß betreten durfte, war eine rußgeschwärzte Höhle, deren sämmtliche Wände verdeckt wurden von Repositorien, die unter der Last von Büchern, Karten und Globen seufzten. An der Thür hing ein Ding, anzuschauen wie ein ungefüllter Luftballon. Ein großer pneumatischer Erdglobus und daneben der kleine Blasebalg, bestimmt, der leeren Papierschaale die ihr zukommende sphäroidische Form zu geben. An der einen leeren Wand war ein Octant befestigt und auf den Tischen lagen neben vielen

mit Nadeln durchstochenen Sternkarten einige zusammengeschobene Fernröhre, mehrere langbeinige, mag're Zirkel, ein Transporteur und ein Nonius.

Der Kranke lag im heftigsten Fieber, und zwar im Stadium der Hitze, und phantasirte. „Ja! ja!“ sagte er mit heiserm Lachen, indem er von dem ergrauten Haar das Käppchen abzog, um den eintretenden Arzt zu grüßen. „Ja! ja! Magister Keppler, es hilft alles nichts, Sie finden nicht das große Gesetz der Harmonie des Weltalls, wie wollten Sie es auch finden, Sie Thor, da es ja nirgend anders existirt als in Ihrem eig'nen, einfältigen, glaubensvollen Kopfe. — Das Weltall — was ist das? Die Atome, die zusammengewirbelten Atome der Urmaterie, die von Ewigkeit her existirte und die durch irgend einen Anstoß in Bewegung gesetzt im kreisenden Wirbel ihre jetzige Gestalt annahm. Gott! was wollen Sie! die Materie ist Gott, denn sie ist Alles, was existirt; es gibt nichts außer ihr, nichts als das Gesetz, nach dem sie sich formt und das ist wieder sie selbst, denn es liegt in ihr, ist eine Bedingung, eine Eigenschaft ihrer Existenz. Nur Kinder und Thoren, die nichts wissen, glauben an einen persönlichen Gott, der außerhalb des Weltalls existirt und dieses, etwa wie der Töpfer den Scherben, geformt und gemacht hat

und vor dem Zerbrechen bewahrt. Ach! Ach! Magister, Sie gehören einer längstveralteten Zeit an wenn Sie an dergleichen Unsinn festhalten wollen.",

Doctor Franke setzte sich am Krankenbette nieder. Die Fieberphantasien des Leidenden berührten rauh genug einen stets wunden, empfindlichen Fleck seiner eig'nen Seele. Franke sehnte sich mit bitterm Weh nach dem Glauben an eine liebende, sorgende Vorsehung, an eine weise und gütig waltende Gottheit, und konnte doch denselben nicht finden. Die Offenbarungen der Wissenschaft widersprachen so vollständig den Offenbarungen aller Religionen, die er kannte. Aufgewachsen ohne die liebevollen Belehrungen einer wahrhaft frommen Mutter, als getaufter Jude immer auf der streitigen Gränze stehend zwischen zwei feindlichen Religionsparteien, hatte seine natürliche Sehnsucht nach Gott nirgends rechte und feste Wurzel schlagen können. Er betrachtete den fiebernden Kranken mit einer Theilnahme, die ihren Grund mehr in seinem eig'nen Zustande als in dem des Leidenden hatte und prüfte den Puls mit einem Blick in die Augen Semmler's, der einen tiefen Seufzer aus der Brust des Kranken zog.

„Sie sind Doctor Franke," sagte derselbe seine Sinne sammelnd, „Doctor Franke, unser neuer Kreis-

physicus, der flotte Tänzer, der Heirathscandidat, ja der sind Sie. Können Sie mich gesund machen, thun Sie es, thun Sie es möglichst bald. Ich habe noch Geschäfte, bevor ich sterben darf. Die Sternkarten dort sind noch zu enden, die neuen Entdeckungen, die ich gemacht, einzutragen und zu berichtigen. Ich darf noch nicht sterben, ich muß der Menschheit noch ein Geschenk zurücklassen in der Kenntniß des neuen Sterns, den ich gefunden, ich muß noch berechnen seinen Weg um die Sonne, um das Central-Gestirn um — lassen Sie mich nicht sterben Doctor, jedes neue Wissen, der Menschheit geschenkt, ist ein Stück Unsterblichkeit, ein Stück Ewigkeit, das wir der Menschheit und uns selbst sichern."

Seine Augen flammten von Neuem, das Fieber verwirrte abermals seine Gedanken und Franke sprach, ohne auf die ferneren Phantasien des Kranken zu achten, leise mit der Schwester.

„Ach liebster Herr Doctor," sagte die Dame mit Achselzucken, „kehren Sie sich nicht an das einfältige Gerede meines armen Bruders. Der Tobias ist von Jugend auf ein armseliger Thor und Schächer gewesen, der es zu nichts hat bringen können. Machen Sie ihn gesund in Gottes Namen, mir soll's lieb sein, ich erbe nichts von ihm, wenn er

stirbt, denn für den Plunder an altem Papier, vollgeschmiert mit Kreisen, Punkten und Zahlen, gibt mir der nächste Käsekrämer nicht ein Zehntel so viel, als ein anständiges Begräbniß kostet. Alle Leute lachten den Tobias aus von seiner Kindheit an, er hat es nicht einmal zu einer Frau bringen können und würde sich elendiglich haben behelfen müssen sein Leben lang, wenn ich nicht ein Einsehen gehabt hätte und unverheirathet geblieben wäre, ihm die Wirthschaft zu führen. Die Krankheit hat er sich auch durch seine eigene Tollheit zugezogen, denn er ist wieder zwei Nächte hintereinander in der Bodenkammer geblieben, von der er das Dach hat abreißen lassen, um die Sterne und Wolken und Sternschnuppen und solche Dinge zu besehen. Es war ein eckliges Wetter in der vergangenen Woche und der Jüngste ist er auch nicht mehr. Ich für meinen Theil bin nur froh, daß ich meine Raupen noch nicht habe zum Auskriechen kommen lassen, denn die wären mir alle crepirt, weil noch nicht ein einziges Blättchen kommen will und auch nicht kommen kann bei dem Regen und Sturm."

Franke glaubte einen Augenblick, Fräulein Sabine verfiele auch in gelindes Delirium, bis ihm die Ueberlegung kam, daß die Dame sich wahrscheinlich

mit Seidenbau beschäftige und von ihren Seidenraupen spreche.

Er verschrieb sein Recept, gab die nöthigen Regeln wegen Diät und sonstiger Pflege des Kranken und verließ denselben mit einem tiefen Interesse für ihn im Herzen.

Früher als er gehofft hatte, genas Semmler und auch er schien Interesse an dem jungen Arzte zu finden, der oft und lange mit ihm über die Gegenstände plauderte, die ihn am Höchsten interessirten.

Allerdings hatte Franke keine umfassenden astronomischen Kenntnisse, aber welcher denkende und gebildete Mensch fühlte sich nicht lebhaft angeregt bei der Betrachtung des Weltalls, in dem uns're Welt, unser Erdenstern, in seiner riesigen Größe zu einem untheilbaren Punkte verschwindet.

Registrator Semmler war Astronom mit einer Art von Leidenschaft, mit Hingabe seines ganzen Ich's an den Gegenstand.

Er hatte mit vierzig Jahren seinen Posten aufgegeben, um seiner Lieblingswissenschaft leben zu können. Hatte sein ganzes kleines Vermögen auf Bücher und Instrumente verwendet und lebte von einer kleinen Pension neben seiner grundbösen alten Schwester, so einfach, ärmlich und zurückgezogen, wie ein

Ascetiker der Vorzeit. In der letzten Zeit hatte ihn das Glück begünstigt; in Gesellschaft und mit den Instrumenten Meinhard's, der ein wohlhabender Mann war, hatte er einen kleinen Stern, zu der Zahl der Asteroiden gehörig, entdeckt und diese Entdeckung hatte ihm einen Orden, eine kleine Erhöhung seiner Pension und einen Ruf in der Gelehrtenwelt eingebracht, auf den er nicht wenig stolz war. Selbst seine ungelehrten Mitbürger sahen mit großer Achtung auf den Mann, dem seine Spielereien ein Bändchen in's Knopfloch verschafft hatten und nur vor den Augen der Schwester und nächsten Lebensgefährtin fanden dieselben immer noch keine Gnade, denn Sabine gehörte zu den Personen, die sich unter keinerlei Umständen über das nächste und niedrigste des menschlichen Lebens zu erheben verstehen. — Für sie gab es nur einen Lebenszweck, den Besitz, und selbst dieser war für ihr Maulwurfsauge nur in seiner geringsten Potenz sichtbar. Gutes ganzes Weißzeug im Schrank, aufgestapelte Betten in einer verschlossenen Kammer, große Brode und mächtige Schinken im Vorrathsgewölbe und einige alte Goldstücke in einem wohlverwahrten Schrein — darüber hinaus gingen die Phantasiegemälde Sabinens nicht, und sie hatte genau genug

practischen Verstand, um nach der Verwirklichung derselben zu streben. Sabine arbeitete unaufhörlich für Geld und hatte sich auf einige kleine Industrie-Zweige geworfen, die ihr in der That etwas einbrachten. Seltsamer Weise hatte sie die untergeordneten Geschöpfe Gottes zum Gegenstande ihrer Speculationen gewählt. Sie zog mit Erfolg Hühner und Gänse, handelte mit Kanarienvögeln und hatte sich seit zehn Jahren auf den Seidenbau gelegt, den sie in jedem Frühling mit Eifer und Umsicht betrieb.

Gegen ihren Bruder fühlte sie eine unbeschreibliche Verachtung und sprach dieselbe mit einer Offenheit aus, die einem Fremden schrecklich sein mußte, die aber Tobias nicht fühlte, weil seine Gedanken auf einem so kleinen Gegenstande, wie sein eigenes Hauswesen, niemals weilten.

Beide Geschwister hatten in ihrer Weise eine gewisse Vorliebe für den Doctor gefaßt, vermuthlich weil der junge Mann an den Lieblingsbeschäftigungen Beider ein unverholenes Interesse zeigte. Mit Fräulein Sabine konnte er halbe Stunden lang in den übelriechenden Raupenzimmern weilen und den Bewegungen, dem Krümmen, dem Fressen der Thierchen zusehen, die in ihrer Kleinheit doch einem so wichtigen Theile des menschlichen Luxus dienen, wäh-

rend er manche Mitternacht auf der Bodenkammer in Tobias Gesellschaft erwartete, der dieses pomphaft sein Observatorium nannte.

„Sehen Sie," sagte Sabine, „meine Räupchen wachsen von Tage zu Tage, kein einziges noch hat einen Knoten am Kopfe bekommen oder ist mir sonst crepirt, ich kann mindestens auf zwanzig Scheffel Cocons rechnen." — Und der Registrator sagte: „Sehen Sie, ich beobachte den Doppelstern am Fuße des großen Bären jetzt schon seit zehn Jahren und ich rechne, daß die Umlaufszeit des Einen um den Andern nicht über achtzig unserer Erdenjahre betragen kann; ob beide selbstleuchtende Körper sind, oder ob der eine ein großer Planet, der andere von diesem sein Licht erhält, kann ich nicht untersuchen, da ich leider nicht die Instrumente besitze, um die Polarisation des Lichtes zu prüfen; wenn ich das Geld hätte, was meine Schwester an allerhand Wirthschaftsplunder vergeudet, ich könnte — aber freilich es ist ihr Eigenthum, sie verdient sich's sauer genug." Dabei seufzte er schmerzlich und sah kläglichen Blickes in einen kleinen Schrank, der unter andern Gegenständen mehrere ziemlich harte Brodrinden enthielt, von denen er eine ergriff und langsam aufknaupelte, denn Registrator Semmler hatte

nicht die vortrefflichen Zähne, deren sich Fräulein Sabine noch rühmen konnte.

„Und was würde es Ihnen nützen, mein wackerer Freund. wenn Sie die Lichtverhältnisse jener beiden Sterne kennen lernten?“ fragte Franke.

„Ich würde es wissen, wissen!“ entgegnete er, das letzte Wort wiederholend und scharf betonend.

„Und wozu nützte Ihnen das Wissen, meine ich.“

„Es wäre mein, mein Eigenthum, aufgenommen in mein Ich, ein Theil meines Ichs.“

„Und über zehn Jahre sterben Sie, was dann mit Ihrem Wissen?“

„Es wäre das Erbtheil der Menschheit,“ sagte Semmler stolz. „Ich sterbe, was weiter, — die Menschheit lebt fort, lebt ewig, fortschreitend in der Erkenntniß, sich ewig veredelnd, und jedes Individuum, das einen Theil seines heiß erstrebten, schwer erarbeiteten Wissens zurückläßt, hat das Fortschreiten des großen Ganzen der Menschheit gefördert.“

„Und wenn die Rinde des alten Erdballs plötzlich brechend das Infusorien-Geschlecht, das Sie das große Ganze der Menschheit nennen, auf Einmal verschlingt, was dann?“

„Dann habe ich doch für mein Theil einen Schritt der Wahrheit näher gethan.“

„Und was ist Wahrheit?“ fragte Franke trübe.

Semmler schwieg und stützte den Kopf nachdenkend und traurig auf die welke Hand.

„Die rohe Seide ist in diesem Jahre um zwei Groschen auf das Pfund gestiegen, das ist die Wahrheit,“ sagte Fräulein Sabine die Thür öffnend und ein Zeitungsblatt in's Zimmer reichend, das Franke ihr abnahm. Semmler seufzte tief auf und Franke lächelte, denn die Jugend kann auch dann oft noch das Komische einer Situation fühlen, wenn dieselbe ihr selbst körperliche oder Seelenschmerzen verursacht.

„Ich hatte einst eine Freundin,“ sagte Semmler endlich, sich aus seinem schmerzlichen Nachdenken empor raffend, „welche auf eine ähnliche Frage, als die, welche Sie mir vorlegten, einfach antwortete: Die Wahrheit, das ist Gott.“

„Und wer war diese Freundin?“ fragte Franke.

„Nun Sie kennen sie auch, Frau Baum war es, die damals Maria Teubert hieß. Sie war jung, schön und brav zu jener Zeit und obwohl arm, so arm, daß ihr und den Ihrigen vielleicht manchmal das tägliche Brod fehlte, das Brod im buchstäblichen Sinne, so war sie doch nicht unglücklich. So einen

festen Sinn, so einen heitern Geist, so eine echte und überall ausreichende Weisheit, als dieses junge Mädchen besaß, findet man nicht mehr so leicht, weder unter thörigten Weibern, noch unter weisen Männern."

Franke's Herz klopfte heftig und er fühlte, daß er erröthete, als er mit möglichster Unbefangenheit die Frage stellte: „Und Sie haben Frau Baum unverheirathet gekannt, liebte Sie ihren Gatten? Mir ist diese Ehe etwas unpassend erschienen."

„Herr," sagte Semmler, „ich habe darüber so recht kein Urtheil. Seh'n Sie, mein junger Freund, ich bin dabei Partei, und zwar, müssen Sie wissen, sogar mit dem Herzen betheiligt. Ich, ich war jünger noch als jetzt, da ich viel in das Haus der Witwe Teubert kam, gerade nicht jung mehr, denn ich mochte doch wohl schon die Dreißiger hinter mir haben und da war die junge schöne Tochter Maria. Sie war meinetwegen sechszehn oder siebzehn Jahre alt, aber nicht wie andere Mädchen, nur an Putz und Tanz denkend. Arbeit war ihr Lebensloos, Arbeit und Sorge. Der Reichthum war hinweg geflogen beim Banquerot des Vaters, die Mutter war krank, ein Bruder hatte angefangen zu studiren, und keine Mitel fortzufahren. Es war da Noth und Elend in allen Ecken!

Maria arbeitete Tag und Nacht. Sie hatte einen Trost, eine Freude, das war ihre Nachbarin Jakobine Wallfeld, damaliger Zeit das klugste und schönste Mädchen weit und breit. Ich hatte noch immer Geschäfte im Hause mit der Regulirung des Nachlasses, ich war alle Tage da und sah das Mädchen mir so an, wie sie für die Ihrigen arbeitete, die kranke Mutter pflegte, für den Bruder Briefe schrieb, und schwere Gänge ging und bat um Hilfe und Unterstützung. Manchmal rechnete sie mit mir halbe Nächte durch in den Büchern des verstorbenen Teubert. Sie hatte bei Allem, was sie that, so einen gewissen Ueberblick, ich möchte ihn den Blick von Oben nennen. Sie sah jedes Ding und jedes Verhältniß immer im Ganzen, immer wie aus der richtigen Entfernung und immer, als ob es unter ihr läge und ihr eigenes Sein nicht unmittelbar berühren könne. — Da dachte ich, das Mädchen wäre eine Frau, die du brauchen könntest, sie würde Theil nehmen an deinem Thun und Wirken und doch nicht versäumen für dich und sich selbst zu sorgen, zudem gefiel sie meinen Augen. Ich dachte bei Tag und Nacht an sie und hätte ihr schönes Gesicht am Sternenhimmel so gut sehen können, als das Haar der Berenice, oder den Gürtel Orion's, und so ging ich hin zu ihr, nachdem ich's

lange überlegt und sagte: Marie, können Sie sich entschließen meine Frau zu werden, so will ich Ihre Mutter zu mir nehmen und mein bischen Vermögen gern hingeben, damit Ihr Bruder studirt. Sie sah mich an, ihre Augen waren wie von einem feuchten Schleier von Thränen verdeckt, die still sich an den Wimpern sammelten und dann reichte sie mir ihre Hand und sagte: Ich danke Ihnen, wackerer, edler Freund, aber ich habe über mein Leben bereits entschieden, ich bin dem Rathe Baum seit gestern verlobt. — Ja! das war ein Stich in's Herz! Der Rath Baum war ein reicher Mann, sie gab ihrer Familie dadurch den Wohlstand, aber alle Welt wußte auch, daß der Rath Baum ein wüster Mensch und — unter uns gesagt — ein Trunkenbold war. Ich besann mich erst eine Weile, dann faßte ich Muth und sagte: Marie, verkaufen sie sich nicht an den Meistbietenden, sondern wählen Sie von Ihren Bewerbern den bessern Mann und der bin ich, das ist keine Prahlerei. Ich will auch für Alle sorgen, die Ihnen lieb und theuer sind, und wenn ich auch eben so wenig wie Baum ein schöner Jüngling bin, seh'n Sie, so bin ich doch in Sitten, Kleidung und Manieren ein ordentlicher Mensch, und das kann man von Baum kaum sagen. Da nahm

sie meine beiden Hände, küßte sie und sagte: O mein wack'rer Freund, ich fühle ganz Ihre Güte, aber ich kann nicht anders handeln, als ich es thue. Herr Baum bezahlt alle Schulden meines Vaters, er läßt meinen Bruder studiren, sichert die Zukunft meiner Mutter, und dann — Sie, mein wack'rer Freund, sind der Mann, zu verstehen, was ich meine — Herr Baum liebt mich, und ich denke, daß er mit Gottes Beistand als mein Mann besser, braver, menschlicher werden wird, als er jetzt ist, daß er sein großes Vermögen würdig anwenden wird und daß ich ihm viel, recht viel werde sein und leisten und so die Schuld, die ich für meine Verwandten von ihm contrahire, werde abzahlen können. Sie haben edle, großartige Neigungen und werden auch ohne Gattin nicht untergehen und mein Freund bleiben, selbst wenn ich auch sehr gegen meinen Wunsch Ihnen jetzt wehe thue. — So sagte sie und ich ging heim in mein Observatorium und sah mir den Saturn an und den Uranus, der zur Zeit auch durch mittelmäßige Instrumente sichtbar war und dachte, was das wohl für Geschöpfe sein möchten, deren Jahreszeiten ein Menschenleben dauert und denen ihr hellster Tag — wenn sie Augen haben, wie wir — nicht die Helle uns'rer Nacht gewährt und ob sie wohl Leid und Schmerz

und Sehnsucht, wie wir, kennen möchten — und dann dachte ich: was ist Zeit und Raum. Die Zeit eines Uranusbewohners, gemessen wie die Uns'rige, wäre eine Ewigkeit für uns und ich ward ruhig und ganz zufrieden mit meinem Erdenloos. Seh'n Sie, unter allen diesen Menschen, die mich hier umgeben, bin ich der einzige Freie, der einzige, denn meine Gedanken sind nicht durch Unwissenheit gefesselt an diesen kleinen Erdball."

Doctor Franke hatte nachdenkend zugehört.

Es kam ihm seltsam vor, daß ein so greisenhafter Mann wie Semmler, die schöne, jugendliche Maria geliebt haben könne. Die Träume und Gedanken des alten Astronomen hatten nur flüchtigen Eindruck auf seinen Geist gemacht, der, bei Maria weilend, nur an dem lebhaftes Interesse nahm, was sie betraf. Ein Leidensgefährte mehr, dachte er, als er dem alten Manne die Hand zum Abschiede schüttelte, und lächelte dann halb ärgerlich über sich selbst. War er noch derselbe, der vor wenigen Monaten eine Liebschaft wie einen Maskenscherz betrachtet hatte? derselbe, der jede leidenschaftliche Liebe für ein Zwittergeschöpf hielt aus Eitelkeit und Langerweile zusammengesetzt? — war das Gefühl, das wie der Regenbogen vielfarbig und glänzend, und wie dieser aus

dem einzelnen Sonnenstrahl des Glücks und dem dichten Gewölke eines weichen, wechselhaften Schmerzes erwuchs, war das Liebe?

„Ich bin ein Thor,“ sagte er sich selbst, aber er drückte dabei eine bebende kalte Hand auf das Herz, an dem er eine Blume trug, die vor wenigen Tagen Mariens Händen entfallen war.

Achtes Kapitel.

Ein Maitag.

Es ist ein eigenthümliches Gefühl zu erwachen über den Klängen einer süßen Musik. — Franke hatte bei offenem Fenster geschlafen, die Nachtigall im Fliederbusch hatte ihn eingewiegt, und der Traum hatte ihn auf seinen Flügeln nach Italien geführt. Die Klänge eines weichen deutschen Walzers, die allmälig seinem Ohr und Geist vernehmbar wurden, schienen ihm Anfangs genau sich an sein Traumbild anzufügen. Ihm war, als befände er sich noch in Venedig, schaukelnd in einer der Gondeln auf dem Canal. Ganz in der Nähe sah er den kühnen Bogen der Rialto-Brücke, und der Gefährte, der neben ihm in

der Gondel saß, sang, wie er oft zu thun pflegte, jene alte Walzer-Melodie von wunderbarer Weichheit, zu der deutsche Studenten den seltsamen Text gemacht haben:

Und wer sein Leben will froh genießen
Bei hübschen Weibern und art'gen Kindern ꝛc.

Er sah dabei wieder so finster und traurig aus, wie es auch oft der Fall zu sein pflegte, wenn er die wildesten Späße machte, und die wildesten, tollsten Lieder sang. Allmählig begleiteten einzelne Instrumente den Sänger, die zuletzt ein hübsches Orchester ausmachten, das jenen Walzer spielte, lauter, immer lauter. Franke's Bewußtsein schwand im Wirbel der wilden rauschenden Töne, ihm war, als ob ein Meer derselben über ihm zusammenschlüge, als ob jede Welle des Canals jenen Walzer sänge, und endlich erwachte er und mit der Mailuft und dem goldigen Sonnenlicht zugleich zogen jene Töne in sein kleines Zimmer.

„Wie es nur zugeht, daß ich so oft an diesen tollen Menschen denken, von ihm träumen muß," sagte er zu sich selbst und überließ sich der Erinnerung an den seltsamen Mann, von dem er eben geträumt. „Dieser Jacopo, — ja wahrhaftig der alte Walzer, den draußen die Schützenmusikanten so hübsch

spielen, zerschmilzt in meiner Erinnerung mit dem wilden tollen Maler in Eins. Er sang, er pfiff ihn, er spielte ihn auf jedem denkbaren Instrument — wenn er seine stille Stunde hatte, wie er es zu nennen pflegte. Wo er ihn nur her haben mochte, war er doch kein Deutscher und nie in Deutschland gewesen. Er sprach das Deutsche sogar sehr fehlerhaft."

Franke war während diesen Erinnerungen aufgesprungen und im rasch übergeworfenen Schlafrock an's Fenster getreten. Die Schützenmusikanten standen jenseits des kleinen Gartenzauns und brachten ihm ein Morgenständchen. Aber wie er hinaus blickte in die thaufrische Gegend, war es ihm plötzlich, als ob ein electrischer Schlag ihn berührte. Dasselbe Bild, genau dasselbe, was sich hier seinen Blicken darbot, hatte er früher schon einmal gesehen; gemalt, mit großer Meisterschaft gemalt gesehen. Das weinumrankte Fenster, die duftige Fernsicht nach den blauen Bergen, die Laube dort und darin die schöne Frauengestalt, die den Blick in die Ferne sendet — Jakobine.

Und der Walzer, der fort und fort tönte, sagte ihm auch, wo er jenes Gemälde gesehen — in Rom, wo er Jacopo kennen gelernt, im Schlafzimmer dieses wunderlichen Mannes. Er hatte ihm damals gesagt, es sei eine Landschaft aus der Nähe des Comer-Sees.

Deutlich trat ihm die Scene vor Augen, als er nach einem tollen Gelage, bei dem er mit seinem Reisegefährten die Nacht verschwärmt, in der Frühe eines kostbaren Morgens in das Schlafzimmer des Malers getreten. Jacopo lag blaß wie eine Leiche in festem Schlaf in dem Ungeheuer von italienischem Bett. Der Kopf war so hinten übergeworfen, daß das lange, dunkle Haar von der Stirn zurück und in einem großen Lockenwust weit nach hinten fiel. Die ganze lange Gestalt, unbedeckt und in weißem Hemd und weißen weiten Beinkleidern, hatte eine Stellung auf der Matratze angenommen, als ob Arm und Beine wie die Saiten einer Geige vermittelst eines Steges in der Mitte von ihr entfernt wären. — „Wie Schinderhannes auf dem Rade," hatte Gräben gesagt, als er eintretend den Schläfer gesehen. Fast in demselben Momente hatte Franke das Bild erblickt, das von den ersten Strahlen der italienischen Sonne hell erleuchtet an der vollen Wand gerade über dem Bette hing.

Diese Scene, dieser Morgen, Jacopo's wildes Auffahren, die Eile, mit der er das Bild zu verdekken strebte, alles dies stand jetzt lebhaft vor der Seele Franke's. Die Portraits Wallfelds und seiner verstorbenen Frau waren Arbeiten Jacopo's, das ward

ihm ebenfalls klar, und der unglückliche Mann stand unzweifelhaft in irgend einer Beziehung zu dem unglücklichen Weibe, das da drüben in der Laube still mit ergebenem, geduldigem Gesicht in die Ferne starrte.

„Ich muß sie kennen lernen, diese arme Ausgestoßene," sagte er zu sich selbst, indem er eilig seine Toilette beendete. „Dies Gesicht gehört keiner Giftmischerin, in diesen Augen liegt Wahrheit und Treue, oder alle Kenntniß der menschlichen Züge ist Betrug."

Der Eintritt in das Gärtchen war zwar nicht ausdrücklich in seiner Miethsverabredung ausbedungen, aber er glaubte, daß Niemand ihn an demselben hindern würde und stand in wenigen Augenblicken, während noch die Töne des Walzers fortklangen, vor seiner stillen Hausgenossin.

Jakobine schrak zusammen, erröthete und erbleichte, als sie den Doctor erkannte und wollte dann mit einer Verbeugung sich entfernen.

Franke selbst fühlte sich verlegen diesem ernsten abgeschlossenen Wesen gegenüber, aber er hatte sich fest vorgenommen, ihre Bekanntschaft zu machen und ehe sie noch die Laube verlassen konnte, sagte er mit dem Tone innigster Theilnahme:

„Fräulein, wollen Sie immerfort einen Mann

fliehen, der schon jetzt Ursache hat, Ihnen für mancherlei Freundlichkeit dankbar zu sein und der Ihnen seine Theilnahme und Dankbarkeit so gern beweisen möchte."

Sie setzte sich nieder, Er sah, daß ihre Hände leise zitterten und daß es um ihren Mund zuckte, bevor sie ihn mit Anstrengung zum Sprechen öffnete.

„Ich bin sehr scheu, mein Herr," sagte sie endlich, „und fürchte leicht lästig zu fallen, aber ich bleibe, wenn Sie es befehlen."

„Fräulein Wallfeld, ich kann's kaum wagen, Sie um Ihre Gegenwart zu bitten, ich habe kein Recht Ihre Zurückgezogenheit zu stören," entgegnete er; „aber es würde mich glücklich machen, zuweilen ein freundliches Wort von Ihnen zu vernehmen, da Sie es an freundlichen Handlungen so ganz und gar nicht fehlen lassen."

„Ich heiße nicht Wallfeld, Herr Doctor," sagte sie mit leise zitternder Stimme.

„Wie, sind Sie nicht die Schwester des Herrn Senator?"

„Seine Stiefschwester, meine verstorbene Mutter war zweimal verheirathet, mein Vater hieß Moris."

„Der Name ist englischen Ursprungs, wie ich glaube."

„Mein Vater war auch ein Engländer.“

„Aber Jedermann hier im Orte nennt Sie Fräulein Wallfeld.“

„Wehe mir,“ sagte sie mit leisem, klagendem Tone, „wenn überhaupt Jemand mich noch kennt und nennt; ich hoffte, daß man mich längst vergessen hätte.“

„Menschen, deren Schicksal das Gewöhnliche überschreitet und sich in Glück oder Qual zum Außerordentlichen neigt, werden schwer vergessen.“

Sie faltete die Hände und ihre Lippen zitterten so sehr, daß sie Minuten lang nicht sprechen konnte, es war, als ob kalte Schauder sie Mal auf Mal überrieselten, dann sagte sie: „Ist Ihnen mein Geschick genau bekannt?“

„Nur sehr oberflächlich, Fräulein, aber doch genau genug, um das tiefste Mitleid mit einer schuldlos Verläumdeten zu haben.“

Jakobine sah ihn einige Augenblicke fest und klar an, dann sagte sie: „Sie würden weniger Mitleiden mit mir haben, wenn Sie genauer wüßten, wessen man mich anklagt und welche schwere, schreckliche Verdachtsgründe gegen mich obwalten. Gott, mein Gott! erhalte mir nur meine Erinnerung, mein Nachdenken, denn wenn ich Alles und Alles überlege, so

möchte ich wahrlich selbst glauben, daß ich im Traume, im Wahnsinn die That gethan habe, die ja doch geschehen ist, gethan wurde! — wenn Jemand von uns diese That thun konnte, warum ich nicht? warum nicht?"

Sie legte matt die Hand in den Schooß und sah mit einem leeren Blick in die Ferne.

Dieser Blick hatte etwas Unheimliches.

Franke fühlte, daß er dem Wahnsinn oder dem Schuldbewußtsein angehören müsse, und auch ihn überschlich ein leises Grauen. Die schöne blasse Gestalt mit den Engelszügen, sollte auch sie zur Zahl der Weiber gehören, die lächelnd und mit einem Kuß den Tod um sich her ausstreuen? Aber es war nur ein Moment. Ergebung kehrte von Neuem in diese milden Züge zurück und eine Thräne rann langsam über die feine Wange.

„Fräulein Moris," sagte Franke, „haben Sie während der Dauer ihres Prozesses einen klugen und zuverlässigen Vertheidiger gehabt?"

Sie bejahte mit einer Neigung des Hauptes und setzte dann, sich zusammennehmend, hinzu: „Wie seltsam es Ihnen auch klingen möge, lieber Herr, so ist es doch wahr, ich wünsche nicht mehr, daß meine Unschuld an's Licht käme. — Ich bin todt für die

Welt und wie lange wird es dauern, so erlöst Gottes Hand diesen müden Leib gänzlich von der Last des Lebens und ich werde eingehen zum Frieden."

Sie stand auf und ging langsam, wie ein verschwindender Schatten, durch das sonnenhelle Gärtchen in das Haus.

Er sah ihr lange nach. Es war ihm, als ob sein Auge gebannt sei an die Stelle, über die sie hinweggeglitten. „Seltsames unglückliches Wesen," sagte er zu sich selbst und raffte sich dann schnell empor, weil ihn Berufsgeschäfte erwarteten.

Ehe er seine Wege antrat, sah er stets noch einmal an der Schiefertafel nach, auf welcher der Bursche, den er hielt, die Namen der Familien bemerkte, zu welchen man ihn berufen.

Ganz unten stand noch: Aus der Fabrik zu Ellen Grey zu gehen. Sandgasse Nro. 11 nach hinten.

Er merkte sich Namen und Hausnummer. Wenn er nach der sehr abgelegenen Sandgasse ging, mußte er am Hause der Räthin Baum und des Registrators Semmler vorbeigehen und bei den Beiden beschloß er anzutreten.

Maria saß an ihrem kleinen Schreibtisch und schloß ein dickes Heft, an dem sie geschrieben zu haben schien. Ihre beiden Mädchen saßen in einer Fenster-

nische an einem Nähtischchen und nähten Wäsche. Die Fenster waren offen und die Mailuft wehte milde in das hohe schön tapezirte Zimmer.

Welch' ein hübsches Bild häuslicher Behaglichkeit, dachte er, als er den heit'ren Raum überblickte.

Maria bot ihm die Hand und führte ihn zum Sopha.

„Sie sehen bleich aus, lieber Doctor," sagte sie mit großer Herzlichkeit.

„Ich habe die Morgenstunden in einem Gespräch mit meiner unglücklichen Hausgenossin zugebracht."

„Mit Jakobinen? unmöglich!"

„Doch, doch, ich suchte sie im Gärtchen in der Fliederlaube auf."

„Es ist heute der zweiundzwanzigste Mai," sagte Maria vor sich hin.

„Heute zum Erstenmale habe ich an die Möglichkeit eines Verbrechens bei dieser Unglücklichen geglaubt."

„Sie kennen Jakobine nicht und kennen ihr Geschick nicht," sagte Maria, „ich aber kenne Beides und bin heute noch ihre Freundin — würde ich dies, wenn eine Möglichkeit vorläge, daß sie eine Mörderin, eine Giftmischerin sei?"

„Maria, Sie würden der Bereuenden vergeben, sie bemitleiden, sie trösten und aufrichten.“

„Die Bereuende — möglich, wahrscheinlich sogar, aber wie ich das Gefühl der Reue verstehe, so müßte diese zuerst Geständniß des Verbrechens und geduldiges, muthiges Tragen der göttlichen und menschlichen Strafe mit sich führen. — Jakobine ist schuldlos, ganz gewiß schuldlos, aber ich halte es für möglich, daß sie den Thäter kennt, von seinem Verbrechen Wissenschaft hat und dies aus Schonung verschweigt. Möglich, sage ich, denn wenn dies wahr wäre, so hätte Jemand das Verbrechen begangen, den ich einst sehr hoch schätzte, und an dessen Unwürdigkeit zu glauben mir sehr, sehr schwer werden würde — fast unmöglich,“ setzte sie mit einem leisen Seufzer hinzu.

„Maria,“ sagte Franke, „kennen Sie hier im Orte eine gewisse Ellen Grey?“

„Wen soll ich kennen,“ sagte Frau Baum plötzlich und heftig, als ob sie etwas Entsetzliches gesehen, zurück fahrend.

„Ein Weib, das Ellen Grey heißt und in der Fabrik des Commercienrathes arbeitet.“

„Großer Gott, — wäre es so weit mit ihr gekommen?“ sagte Maria, aus deren Wangen alle

Farbe gewichen war. „Ich habe diese Unglückliche einst gekannt — vor langen, langen Jahren. Es ist ein Wesen, das mir viel Böses gethan — wenn es dieselbe ist, die ich meine — aber als ich sie kannte, lebte sie im Glück und Reichthum, so ist es wohl nicht möglich, daß sie eine Arbeiterin in der Fabrik des Commercienrathes ist."

In diesem Augenblicke trat Herr Baum ein und begrüßte artig den Doctor. „Es ist ein himmlischer Tag heute," sagte er verbindlich, „und ich dächte, wir gingen oder führen mit den Kindern hinaus zum Scheibenschießen; was meinst Du, Maria? Begleiten Sie uns, lieber Doctor?"

Maria willigte ein und Franke beeilte sich die Einladung anzunehmen.

Mariens Aufregung war ihm im hohen Grade aufgefallen, aber er konnte nicht Gelegenheit finden, sie um den Grund derselben zu fragen, er mußte gehen, um noch in den Vormittagsstunden seine Krankenbesuche zu endigen und sich dadurch den Nachmittag zu der verabredeten Partie frei zu machen.

Der Registrator Semmler war von seinem Frühlingsfieber längst genesen, aber der Besuch des Doctors war für den alten Herrn jedesmal eine besondere Freude.

Heute hätte ihn Franke in keinem Falle unter-

lassen. Er wollte mit ihm sprechen, eine unwiderstehliche, mit einem ganz eigenthümlichen Gefühl von Spannung und Theilnahme gemischte Neugierde trieb ihn zu dem Wunsche, näheres über Jakobinens und ihrer Familie Schicksal zu erfahren. Nun war aber Semmler nicht nur in Hermstädt geboren und erzogen, sondern auch einer derjenigen Menschen, deren unstillbarer Wissenstrieb an Allem, was um sie her vorgeht, gleich lebendigen Antheil nimmt. Semmler kannte nicht nur die Laufbahnen der Planeten, sondern auch die seiner Mitbürger, nicht nur die geologische Geschichte des Erdballs, sondern auch die Chronik seines Heimathstädtchens, und so hatte Franke sich denn vorgenommen, seine Abscheu vor allem, was Klatscherei heißen konnte, zu besiegen, und dem Registrator Fragen nach Jakobinens Vergangenheit vorzulegen, deren Beantwortung ihn, so hoffte er, auf eine oder die andere Weise in den Stand setzen könnte, allmälig die Verhältnisse der Unglücklichen zu entwirren und ihre Unschuld an's Licht zu fördern. Unzweifelhaft erschien es ihm, daß Jakobine in irgend einem geheimnißvollen Zusammenhange gestanden habe mit dem wunderlichen Maler, der, daran war ihm im Laufe der Zeit jeder Zweifel geschwunden, die werthvollen Porträts in seinem jetzigen Wohnzimmer gemalt; der in seinem ganzen

vagabondirenden Leben die Zeichnung von dem kleinen Hausgärtchen an den Tuchrähmen in Hermstädt und Jakobinens jugendliches Porträt nicht von sich gelassen hatte, und der zwar kein Deutscher, aber auch trotz der Italienisirung seines Namens doch kein Italiener, wahrscheinlich aber ein Engländer und möglicher Weise ein Verwandter von Jakobinens Vater sein konnte.

Das Geschick hatte ihn auf seinen Reisen drei Mal mit diesem Manne zusammengeführt, in Rom, Neapel und Venedig.

„Gibt es," fragte Franke sich selbst, „ein Fatum, das die Geschicke der Menschen entweder in seltsamer Laune oder nach einem bestimmten Muster, wie die Fäden eines Gewebes in einander fügt? Sollte es meine Bestimmung sein, in diesem Winkel der Welt eine tief verborgene Missethat an's Licht zu fördern? — Sollte es überhaupt möglich sein, daß die Schicksale des Einzelnen, ganz ohne sein eigenes Wissen und Wollen, bestimmt und regelrecht eingreifen in die Geschichte des Ganzen der Menschheit?"

Er war mit diesen Gedanken vor Semmler's Thüre gekommen und trat ein.

Der Registrator war nicht allein, Fräulein Sabine stand mit geröthetem Gesicht und allen Zeichen

des höchsten Aergers vor ihrem Bruder, der ihr ganz demüthig zuhörte.

Die Anwesenheit des Doctors störte die erhitzte Dame nicht in ihrem Vortrage. „Du bist und bleibst eine Schlafmütze in alle Ewigkeit, Tobias,“ rief die erboste Dame.

„In Ewigkeit — liebe Sabine, das ist lang,“ warf der Gescholtene sanftmüthig ein.

„Mache nur nicht noch Deine dummen Späße, Registrator, wenn eine Unannehmlichkeit über die andere sich im Hauswesen ereignet. Der verdammte Junge stiehlt uns die Hühner und die Eier. Die Zwiebeln aus den Beeten und das Fleisch aus dem Topfe — es kann keinen geschickteren und gewitzteren Dieb geben als diese Satansbrut — in der ganzen Welt nicht.“

„Ein gut geschulter Hindu versteht Dir das Bettlacken unter dem Leibe wegzustehlen, ohne daß Du davon erwachst,“ warf wieder der sanftmüthige Bruder ein.

„Na, Du willst wahrscheinlich darauf warten, ehe Du das Teufelspack zum Hause hinausjagst,“ schrie sie grimmig. „Dir, weiß Gott, könnte man die Nase aus dem Gesichte stehlen, Du merktest es nicht, aber mit mir ist es anders. Ich weiß von meinem

Eigenthum und habe nicht länger Lust, es mir vor meinen sehenden Augen wegstipitzen zu lassen. Ich sage Dir, mach' ein Ende mit dem Bettelvolk, oder ich mache es. Das Weib mit dem Buben räumt heute noch das Hinterhaus, oder ich ziehe morgen."

„Sabine, Sabine, sie war einst Deine gute Freundin — nicht die meine — und liegt jetzt am Tode — — Was werden Sie von uns denken, Doctor, wenn Sie uns so miteinander zanken hören?"

„Was Jedermann von Dir denkt," sagte die Dame, „daß Du ein Dummkopf bist, dem jeder Narr auf der Nase spielen kann," und mit diesen liebenswürdigen Worten ging sie hinaus und warf klirrend die Thüre hinter sich zu.

„Aber was ist denn vorgefallen, mein lieber Freund," fragte lächelnd der Doctor, als die Beiden sich allein gegenüber standen, während Semmler sich sehr verlegen den Kopf kratzte.

„Ach mein lieber Herr Doctor, das ist eine lange, lange Geschichte — ich erzähle sie Ihnen gelegentlich einmal, ich weiß, Sie sind ein Freund von solchen Geschichten, aber das Lange und Kurze von der Sache ist, daß ich in meinem Hinterhause in der Sandgasse, das hier an mein Gärtchen stößt, vor acht Monaten eine Frauensperson aufnahm,

die bettelnd an meine Thüre kam und die ich vor Jahren reich und als ein schönes junges Mädchen gekannt hatte — und nun hat sie einen Jungen, der ein wahrer Zigeuner ist — sie brachte ihn mit, als sie bettelte, und da er lahm ist und sonst auch noch verkrüppelt, so vermehrte er nur das Mitleid, das man mit der Mutter haben mußte. Die Menschennatur ist ein wunderseltsames Ding. Ich studire förmlich dies Ungeheuer von einem Jungen, diese Calibans-Natur, die doch an einer Stelle noch was menschliches hat; denn der junge Vagabund liebt seine Mutter."

„Ich bin nach der Sandgasse gerufen worden," sagte Franke, „wußte aber nicht, daß sie Ihnen hier so nahe.„

„Ich werde Sie durch meinen Garten führen," entgegnete Semmler. „Sie vermeiden so den Umweg über die Brücke, und könnten sich — ich weiß, Sie sind nicht geldgierig — einen Gotteslohn erwerben, wenn Sie bei dem elenden Weibe eintreten, das in meinem Häuschen wohnt."

Franke folgte dem Registrator durch das Hinterhaus, aus dessen Zimmern der seltsame Geruch drang, den die Pflege der Seidenraupen mit sich bringt.

Eine der Thüren war geöffnet und in dem luftigen, sonnenhellen Zimmer stand Fräulein Sabine, eine Hürde voll Maulbeerblätter in den Armen und emsig beschäftigt, das dürr gewordene Laub, das ihren Pfleglingen früh Morgens geboten worden war, mit frischem zu vertauschen. Die alte Dame trug auf der spitzen Nase eine Brille und sah in dem weiten luftigen Raume im hellen Sonnenschein, sich hin und her beugend über die Hürden mit tausenden von lebendigen, sich krümmenden und auf der dichten Unterlage von hellgrünen Blättern hin und her wimmelnden Raupen wie eine böse Fee aus, die durch Zauberkünste Schlangen und Krokodille in's Leben ruft. Wenigstens erschien sie dem Doctor Franke so, den sie lebhaft an die Märchen seiner Kinderzeit erinnerte.

Der Registrator führte ihn zuerst über einen ziemlich geräumigen Hof, auf dem allerhand Federvieh durcheinander schrie, schnatterte und gackerte. Hinter diesem lag ein nicht eben großer Garten, der aber, dicht von Bäumen bedeckt, sich bis an einen schmalen Flußarm hinzog, über welchen hier eine kleine Brücke von Brettern gelegt war. Große weiße und gelbe Wasserrosen blühten hier zwischen andern

üppigen Pflanzen, die ihre Wurzeln im Wasser badeten.

Dicht an dem Steg, den sie überschritten, lag ein kleines Haus, dessen verklebte Fenster und schiefe Wände bezeugten, daß es der Zufluchtsort der äußersten Armuth sei, und hier hinein in eine dumpfige, drückend schwüle Hinterstube führte Semmler den Arzt.

An der feuchten Wand stand ein Bett, groß genug, um sechs Personen nothdürftig zur Schlummerstätte zu dienen.

Matratze und Kissen darauf waren grob aber nicht gerade unreinlich, und bis an den Hals mit einer bunten Decke verhüllt, lag darauf ein weibliches Wesen, an dem nur noch das Auge ein fürchterliches Leben verrieth, denn Stirn, Lippen, Nase und Wange hatten eine entsetzliche erdfahle Todesfarbe.

An einem offenen Kamin, in welchem ein Feuer brannte, hockte ein Etwas, das Franke Anfangs für ein Bündel zusammengeworfener Lumpen hielt, das aber plötzlich selbstständig sich bewegend, sich umwendend und ein sonderbares, aber gerade nicht unschönes Gesicht zeigend, sich als einen merkwürdig verkrümmten hinkenden Knaben documentirte, der mit

glänzenden überlebendigen Augen die Eingetretenen anstarrte.

„Komm her, Jack," sagte der Registrator, „sei ein guter Junge und sage uns, wie Deine Mutter sich seit gestern befindet."

Das seltsame Geschöpf fletschte die Zähne und zeigte dabei ein Gebiß, das einem Leoparden hätte angehören können.

„Meine Mutter braucht Euch nicht und braucht keinen. Die Fabrik muß ihr den Arzt schicken," sagte der Bube, „und wenn Ihr mir Suppe versprecht, die sie wohl brauchen könnte, da gibt Eure garstige geizige Schwester mir einen Napf voll Hafergrütze, wie in Bielawa dem Hofhund vorgesetzt wurde. Bah, wer auf Euch wartet, bis Ihr gebt, der ist ein Thor."

„Jack," sagte der Registrator, „meine Schwester wird Dich dabei eines Tages ertappen, daß Du nimmst, was sie Dir nicht gibt und dann spazirst Du in's Zuchthaus, denn Fräulein Sabine läßt nicht mit sich spaßen; kennst Du ein Zuchthaus schon?"

„Noch nicht und ich werde es auch nicht kennen lernen, so lange noch ein Graben in der Welt ist, in dem ich mich ersäufen, oder ein Strick, an dem ich mich erhängen könnte. Das Zuchthaus ist noch

nicht erbaut, in dem Jack Grey eingesperrt werden wird."

Franke war an das Bett getreten und ersuchte die Kranke, ihm die Hand zu geben.

Sie zog sie matt unter der Decke hervor und legte sie an die Hand des Arztes, sie war eiskalt und fühlte sich schwerer wie die Hand einer Leiche; aber obgleich bis zur äußersten Magerkeit abgezehrt und leichenfarbig, zeigten doch Hand und Arm, daß sie einst schön gewesen sein mußten. Ein gold'ner, fein gearbeiteter Ring steckte an dem Zeigefinger, war jedoch auch für diesen viel zu weit geworden und von der Besitzerin mit Zwirn umwickelt worden, damit er nicht abfallen sollte.

„Worüber klagen Sie?" fragte der Arzt, sich über die Kranke beugend.

„Werde ich sterben müssen, bald sterben?" fragte sie dagegen mit hohlem Tone.

„Ich kann Ihren Zustand nicht eher genau beurtheilen," entgegnete Franke, „bis Sie mir Ihre Leiden beschreiben."

„Wohl, ich werde das thun, Herr Doctor, aber Eines muß ich Ihnen noch sagen, ich muß wissen, durchaus wissen, wann ich sterben werde. — Ich habe ein Kind, ein elendes Wesen, aber mein Kind," fügte

sie mit einem wilden Ausdruck hinzu, „und das muß dahin gebracht werden, wohin es von rechtswegen gehört. Doctor, Sie sind ein Doctor, seh'n Sie mich an und sagen Sie mir, wie lange ich noch leben kann."

Sie warf bei diesen Worten die Decke etwas zurück und entblößte Hals und Brust, den Umstehenden den gräßlichen Anblick offener Krebsgeschwüre zeigend.

„Großer Gott," sagte Semmler, voll Grauen zurücktretend.

Franke heftete den prüfenden Blick des Arztes auf das enthüllte Elend.

„Wie lange kann ich noch leben?" fragte sie noch einmal.

„Monate, Jahre vielleicht noch," entgegnete Franke, „dennoch sorgen Sie für Ihr Kind, denn der Tod kann Ihnen auch über Nacht kommen."

Es zuckte um den Mund der Kranken wie eine Art von höhnischem Lächeln. „Das konnte ich mir selbst sagen und brauchte dazu keinen Doctor," flüsterte sie mit hohlem Tone.

„Du wirst leben, Mutter," sagte der Junge, „noch lange leben oder mit mir sterben, für mich brauchst Du nicht zu sorgen, ich habe auf der Welt

nichts zu schaffen, wenn Du todt bist, und kann eben so gut hinter der nächsten Hecke sterben als anders wo."

„Ist diese Frau etwa Ellen Grey, zu der ich gerufen wurde?" fragte Franke den Registrator.

„Die ist's," entgegnete er leise, „ein unglückseliges Geschöpf. — Aber wer in aller Welt hat Sie hierher rufen lassen?"

„Die Botschaft kam aus der Fabrik; so ist's wenigstens auf meiner Tafel vermerkt."

„Also der Commercienrath hat noch Berührungen mit der armen Elenden," flüsterte Semmler vor sich hin, traurig und mißbilligend den Kopf schüttelnd.

Franke verordnete einige ziemlich starke Opiata und wusch und reinigte mit eigener Hand die entsetzlichen Wunden, während der Bucklige aufmerksam zusah und sich jeden Handgriff einzuprägen schien, der seiner Mutter Erleichterung schaffen konnte.

Dann begleitete der Doctor seinen alten Freund noch einmal durch Haus und Garten, um zu seinen übrigen Patienten eiliger als durch die entlegene Sandgasse kommen zu können.

Es war auf diesem kurzen Wege sichtbar, daß der Registrator etwas auf dem Herzen habe, und in der That bat er den Doctor mit verlegener Miene, noch einen Augenblick in sein Studirzimmer zu kommen.

Hier schloß er in einem Schrank eine Schieblade auf und nahm daraus zwei Goldstücke, die er seufzend betrachtete und dann wieder in ein Papier wickelte, das er mit entschlossener Miene dem Doctor reichte.

„Nehmen Sie, nehmen Sie, Doctor Franke," sagte er dabei hastig, „kaufen Sie dafür dem unglücklichen Weibe, von dem wir eben kommen, die nöthigsten Linderungsmittel und ihrem Buben Speise. Es war zu einem andern Zweck bestimmt, das Geld da, ich dachte mir dafür ein neues Fernglas zu kaufen, aber gleichviel, ja besser ist's wohl, für den Mitlebenden das Seinige hinzugeben, als nur der Nachkommenden und ihrer vermehrten Intelligenz zu gedenken."

Franke schüttelte dem alten Manne dankend die Hand, steckte die Goldstücke zu sich und nahm sich vor, Maria zu bitten, daß sie diese Gabe edlen, aufopfernden Mitleids auf's Beste und Zweckmäßigste anwende. Er machte dann noch einige Krankenbesuche, eilte nach Hause sein einsames Mittagmahl einzunehmen und dann so rasch als möglich in das Haus des Rath's Baum, wo schon der elegante Familienwagen bereit stand, der sie Alle nach dem Schießplatze führen sollte. Als er sich dem Familienzimmer näherte, tönte ihm von dort her ein lautes, fröhli-

ches Gelächter entgegen, und die Thüre öffnend, sah er Anna und Klara — die beiden Töchter Mariens — mit der größten Fröhlichkeit den Sprüngen eines seltsamen Wesens zusehen, das vom Menschen nichts als das Gesicht zu besitzen schien, während seine langen, dürren Glieder sich wie Schlangen in den wunderlichsten Windungen in einander flochten.

Der Knabe, denn ein solcher war er, war in bunte, mit Flittern besetzte Lappen gekleidet. Gesicht und Hände waren schwarz gefärbt und ein Turban von einem hochrothen Tuche mit Goldpapier umwickelt verhüllte das Haar vollständig.

Eine Weile noch fuhr er in seinen grotesken Sprüngen und Windungen fort, die den kleinen Mädchen gewaltigen Spaß machten. Dann richtete er sich auf und stand, ein stattlicher Bursch, fast von Franke's Größe, hoch und schlank vor den Kindern, mit einem fremdartigen Accent um eine Gabe bittend. Seine Augen schweiften dabei wild und unstätt im Zimmer umher und schienen jedes Ding in demselben sich fest einprägen zu wollen. — Die Kinder gaben Geld, Brod und Speisereste, die sie aus einem andern Zimmer holten, und unterdessen hafteten die Augen des Straßentänzers von Zeit zu Zeit auf dem ernsten, gedankenvollen Gesichte Franke's.

Auch der Doctor zog seine Börse, der Junge in der bunten zerfetzten Kleidung dauerte ihn und zugleich erschien ihm das geschwärzte Gesicht bekannt.

„Wie heißt Du, Knabe?“ fragte er endlich.

„Jacopo,“ war die kurze Antwort.

„Was für ein Landsmann bist Du, Freund?“

„Vom Como-See,“ entgegnete der Gefragte.

„Bist Du schon lange auf Reisen?“

„Immer.“

„Immer, das ist lange,“ sagte Franke lachend.

„Wer kein Haus hat, keinen Vater, kein Vaterland, der ist immer auf Reisen, Herr; ich reise von der Hecke am Wege, wo meine Mutter mich gebar, zu dem Rasen an der Kirchhofsmauer, wo Fremde mich einscharren werden.“

„Die Reise machen wir Alle, Bursche,“ entgegnete Franke, angeregt durch die wilde Weise, mit welcher der Knabe antwortete.

Die Kinder waren indeß wieder eingetreten, und brachten ihre Gaben, wenige Augenblicke darauf folgte ihnen Maria. Sie sah den fremden Burschen eine Minute lang starr an und erbleichte dann so sichtlich, daß Franke eilig hinzu sprang, da er glaubte, sie würde ohnmächtig werden. Dies war indeß nicht der Fall, Franke konnte an der Spannung ihrer Züge,

an der momentanen Starrheit ihres Auges sehen, daß sie einen heftigen inneren Kampf kämpfte, bald aber ward ihr schönes Gesicht wieder so ruhig und mild wie immer, sie athmete tief auf, faltete die Hände, und setzte sich nieder.

„Das ist also der Jongleur, der so hübsche und zierliche Sachen machen kann?" fragte sie dann die beiden kleinen Mädchen, die es fröhlich bejaheten, und dann, sich an den Fremden wendend, sagte sie: „Kannst Du auch hundert und dreißig verschiedene Gegenstände aus einem Papierbogen machen?"

„Ja, Madame."

„Auch mit Deinen Händen Schattenspiel an der Wand?"

„Ja, Madame."

„Und heißest Jack?" — setzte sie zögernd hinzu.

„Nein, Madame."

„Ich träumte!" sagte sie, und hielt eine Minute lang die weiße, feine Hand vor die Augen, die sich langsam mit Thränen füllten. Dann gab sie aus ihrer eigenen Börse dem Knaben noch ein Goldstück, und winkte ihm sich zu entfernen.

Er verschwand, und nach einer Minute trat Herr Baum herein und die Gesellschaft eilte hinab an den Wagen.

Auf der Treppe war Franke Maria so nahe, daß er dem Drange, ihr ein Wort, das ihm das Herz bedrückte, zuzuflüstern, nicht widerstehen konnte.

Ihre Hand flüchtig fassend sagte er daher: „Maria, was ergriff Sie beim Anblick des Jongleurs?“

Sie sah ihm ernst und fest in die Augen und antwortete laut: „Erinnerung.“

„So kannten Sie ihn?“ fragte er drängend weiter.

Sie antwortete nicht, sondern strich mit der Hand über ihren lockigen Scheitel und fragte einen Augenblick später, als er ihr in den Wagen half, ob blonde Personen nicht in der Regel später graues Haar bekämen als brünette?

Franke fühlte sich verletzt und geärgert. Er saß Marien gegenüber, die zwischen ihren beiden Kindern den Vordersitz des Wagens einnahm. Erst als er gewahr wurde, daß eine schwere Wolke auf ihrer sonst heitern Stirn lag, ward er wieder ruhiger.

Herr Baum, neben ihm, sah mit dem eigenthümlich gläsernen Blick, der den Trunkenbold characterisirt, in der lachenden Gegend umher, durch die sie fuhren, und als sie an dem gedrängt vollen Schützenplatze abstiegen, hatte er sich bald von ihnen entfernt

und stand in einem Kreise von lustig lachenden Männern, die sich um einen Würfeltisch drängten.

Maria achtete nicht darauf. Sonst pflegte ihr Auge, wenn sie unter Menschen waren, dem Gatten unablässig zu folgen, heute schweifte es gedankenvoll in alle Fernen, selbst das Treiben der Kinder, die sich bald unter scherzende Altersgenossen mischten, schien sie nicht zu interessiren. Vergebens bemühte Franke sich ihre Aufmerksamkeit zu fesseln, ein unbekanntes Etwas, schien sich zwischen ihre Seele und die Außenwelt gedrängt zu haben. Sogar das Schießen, das allmälig wilder werdende Toben, die Lust unter der Volksmenge weckten die Träumende nicht. Sie sprach mit den Anwesenden, die sich ihr näherten, artig, aber wie im Zustande des Schlafwandelns.

Das Königsschießen war indeß vorüber, die Schützen versammelten sich zum Heimmarsch, die Kinder kehrten an den Tisch zurück, an dem Maria neben einer befreundeten Familie Platz genommen. Sie träumte fort und träumte fort, und erst der Trommelwirbel der abziehenden Gilde schien sie zu erwecken. „Wollen wir nach Hause, Mütterchen?“ fragte Anna, Marie bejahte und erhob sich.

„Rufen wir nicht Ihren Herrn Gemahl, gnädigste Frau?“ fragte Franke.

Dies Wort schien plötzlich und wie ein electrischer Schlag auf sie zu wirken.

„Um Gotteswillen, wo ist er?“ fragte sie ängstlich und leise.

Franke zuckte die Achsel.

„Sie wissen es nicht, o Doctor, Doctor, warum haben Sie ihn — nein, warum habe ich ihn aus den Augen gelassen?“ sagte sie schmerzlich.

„Soll ich ihn suchen?“

„Es wird zu spät sein, um Schlimmes zu verhüten; wie lange sind wir hier?“

„Ueber drei Stunden.“

„Großer Gott, suchen Sie ihn und thun Sie, was Sie können, um ihn, falls er trinkt, hinweg zu locken.“

Franke ging in das Haus, durchstrich die Schenkstube, die Kellerräume, den Garten und blickte in die abgelegensten Lauben. Umsonst!

Er kehrte zu Marien zurück, die einsam in dem leer gewordenen Garten saß, die Kinder spielten in einiger Entfernung.

„Sie haben ihn nicht gefunden?“

„Nein!“ sagte er trübe.

Sie erhob sich. „Mir geschieht recht,“ sagte sie mit dem Tone bittersten Schmerzes, „wenn mich jetzt

das Schlimmste trifft. Wer seine Pflichten nur einen Augenblick verläßt und vergißt, der öffnet die Schleußen, durch die das Elend hereinströmt in's Leben. Kommen Sie, Franke, lassen Sie uns zusammen den Unglücklichen suchen."

Sie gingen, er sah noch einmal durch die dunkelnden Gänge des Gartens.

„Was hat Sie bedrückt, theure Freundin?" fragte Franke, während er leise ihren Arm, den sie in den seinigen gelegt, an sein Herz zog.

„Doctor," sagte Marie, indem sie ihm mit einem unbeschreiblichen Blick in die Augen sah, „es sind in dem eigenthümlichen Verhältniß, in dem wir zu einander stehen, nur zwei Fälle möglich. Entweder Sie sind der Mann, für den ich Sie manchen trostvollen Tag in meiner letzten Lebenszeit hielt oder Sie sind es nicht. Nehme ich das erste an, und warum sollte ich das nicht? — so müssen Sie erkennen und fühlen, daß ich Ihrer Achtung und Freundschaft wie der Achtung und Freundschaft jedes Ehrenmannes werth bin durch meinen steten ernsten Kampf mit einem ungewöhnlich schweren Geschick. Besitze ich Ihre Achtung, mein werther Freund — wie ich zu Gott hoffe — so beweisen Sie mir diese dadurch, daß Sie nie aus den Augen setzen, daß ich

Gattin und Mutter bin. Mutter zweier Töchter, lieber Franke, vor denen ich die Augen nicht mehr erheben, mit denen ich nie mehr beten könnte, wenn ich mich nicht rein fühlte, nicht nur vor Verbrechen, sondern auch vor Thorheit und Leidenschaft. — Lieber Franke, da ist mein Mann!"

Sie eilte bei diesen Worten in ein kleines Gartenhaus, das, von einem Gebüsch dicht versteckt, nahe am Landwege lag.

Die Nacht war indeß völlig hereingebrochen, der Himmel war wolkenleer und das Silberlicht des Mondes fiel rein und klar auf einen Gegenstand, abscheulich genug, um ihn auf ewig in Dunkel zu verhüllen.

Herr Baum saß halb, halb lag er auf einem Rohrkanapee, vor dem ein Tisch mit meist geleerten Flaschen stand. — Er befand sich in jenem Stadium der Trunkenheit, das man selig zu nennen pflegt. Seine Augen leuchteten, seine Wangen glühten, — Ein glückliches Lächeln lag um seinen Mund und als seine Gattin zu ihm trat, streckte er den Arm aus und sagte zärtlich:

„Komm her, meine schöne Marie, komm her, laß Dich küssen, mein reizendes Dirnchen."

„Sorgen Sie vor allem, daß die Kinder nicht

hierher kommen, Doctor," flüsterte Frau Baum in einem Tone, der, obgleich ganz leise, doch von einer seltsamen Klarheit war.

Dann trat sie festen Schrittes auf ihren Gatten zu und sagte: „Komm, Allwin, unsere Pferde warten, wir müssen nach Hause."

Er legte den Arm um ihren Nacken, versuchte sich empor zu richten und lallte: „Ich habe die schönste Frau, die schönsten Pferde, das schönste Haus in der Stadt," und dann lachte er, taumelte und sank auf das Kanapee zurück, das unter ihm krachte.

Marie war todtenblaß, als sie ihr Gesicht dem seinigen näherte und ihre Lippen bebten, aber sie beugte sich nieder, drückte einen Kuß auf des Trunkenen Stirne und bat mit flehendem Laut: „Allwin, komm nach Hause, stütze Dich auf mich, aber komm jetzt, eh' es zu spät wird."

Einen Augenblick fuhr ein Ausdruck von finsterm Zorn über die Züge des Trunkenen, aber er entfloh vor dem Laut der sanften Stimme und noch einmal versuchte er sich zu erheben.

Diesmal gelang es etwas besser.

Marie winkte dem Doctor, der den Wankenden unter dem Arm faßte und mit Anstrengung all' seiner Kraft ihn durch die Gartengänge mehr trug als

führte. Mit Mühe brachte man den Trunkenbold in den Wagen und ehe sie dahin gelangten, flüsterte Marie dem Doctor zu: „Führen sie die Kinder zum Conditor und kommen sie mit ihnen erst frühestens in einer halben Stunde nach Hause.“

Dann setzte sich Maria neben ihren Gatten, der sich schwer an sie lehnte, und Franke sah der in der Mainacht hinausrollenden Equipage mit seltsam erregtem Herzen nach.

Dann brachte er den beiden wartenden Kleinen die Erlaubniß der Eltern, mit ihm Eis essen zu dürfen und schritt rasch mit ihnen auf dem nahen Fußpfade dem Städtchen zu.

Neuntes Kapitel.

Um Mitternacht.

Obgleich durch einen Tag voll Arbeit und Aufregung ermüdet, konnte Franke doch nicht einschlafen. Er fühlte sich zugleich betrübt und empört durch das, was er heute erlebt hatte und namentlich empfand er eine Art von erbitterter Eifersucht, ein wenig legirt mit einem Gefühl von Verachtung, gegen die schöne Frau, die sich herbeiließ, ihren Trunkenbold von Gatten mit einem Kuß von der Flasche zu locken.

Die Fenster seines Schlafzimmers standen wie in der vergangenen Nacht offen und Fliederduft und

Nachtigallengesang zog durch dieselben herein. Franke setzte sich und blickte in die mondbeglänzte Landschaft. — Die Nacht war von so göttlicher Schönheit, daß es schien, als göße der Mondschein in milden Strömen Frieden auf die stille blühende Erde, als träge der Nachtwind Freude und Segen in Gestalt der Blüthendüfte durch die schlafende Aue.

Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual,

dachte der junge Arzt, indem er den vergangenen Tag noch einmal an seiner Seele vorüberziehen ließ.

„Wie viel bejammernswerthes Elend, wie viel fluchwerthe Schuld, wie viel lächerliche Thorheit sieht das Auge eines Arztes in dem kurzen Zeitraume eines Tages, in dem eng begränzten Wirkungskreise einer so kleinen Stadt," sagte er sich selbst.

Jakobine! war sie eine Mörderin oder lag nur das schwerste Leid der Erde auf der Brust der Unglücklichen? — Ellen, welch' ein Jammerbild war sie jetzt, welch' eine wüste Vergangenheit mochte hinter ihr liegen? — Sabine, diese Lebensplage all' ihrer Umgebungen, lächerlich und beklagenswerth zugleich, und endlich Maria — es überlief ihn eisig, wenn er sich das Lebensloos dieser Frau dachte und

doch mußte er sich sagen, daß sie es selbst erwählt, daß sie den Reichthum mit einem Elenden den beschränkten Verhältnissen an der Seite eines Ehrenmannes vorgezogen hatte. — Und jetzt! o die Verläugnung alles Selbstgefühls! sie liebkosete den Trunkenbold, den sie für ihren Gatten erwählte.

Franke wandte sich ab, er mochte nicht hinaus in die lächelnde duftige Nacht blicken bei dem Gedanken an diese Entwürdigung. O Weib! in welche Tiefen der Erniedrigung verliert sich Deine erhabene Natur?

Die Dirne, die ihre Liebkosungen verkauft für das tägliche Brod, für ein Putzstück, steht höher, als die getraute Gattin, die in der Ehe fortlebt mit einem Manne, den sie verachtet. Denn das gebildete Weib besitzt — oder sollte doch besitzen — die Erkenntniß der Unnatur der Heuchelei, der Erniedrigung, die in jedem Kuß, in jedem Händedruck, in jedem freundlichen Worte liegt, das sie an den verachteten Gatten verschwendet.

Dem jungen Arzte war unter diesen Gedanken zu Muthe geworden, als sei das ganze Menschenleben ein wimmelnder Pfuhl, in dem Elend, Laster, Heuchelei ihre gräulichen Köpfe und Leiber wie kriechendes Ungeziefer durcheinander streckten und ringelten.

Noth, Blut und Mord überall, selbst das Heiligste der Menschheit, der häusliche Herd entweiht und verunreinigt durch den Gifthauch dieser Ungeheuer, und nirgend, nirgend ein Platz, sich vor denselben zu retten, nirgend, denn selbst dahin, wo das Irdische mit dem Himmlischen zusammenstößt, in Religion und Kirche, sah Franke nichts als Verblendung und Heuchelei.

Er stand auf und ging mit großen Schritten im Zimmer umher. Dann lehnte er sich weit hinaus zum Fenster und seine Blicke schweiften in die Ferne.

Draußen lag, vom Mondlicht zart erhellt, die weite flache Landschaft. In dämm'riger Ferne schien der Himmel sich an die Erdscheibe anzuschließen, und ein Streifen flockigen Lichtes am Rande des Horizonts zeigte, daß die kurze Nacht bald schwinden mußte. Franke mußte wieder und immer wieder dorthin sehen, und dann wanderte sein Blick langsam am Himmelsgewölbe empor, bis er in ziemlicher Höhe auf dem Sternbild der Kassiopeia haften blieb. Es hatte in seinen Kindertagen eine Zeit gegeben, in welcher er sich mit großem Entzücken von den Wundern des Himmels erzählen ließ. Er war nicht ganz fremd unter den Zeichen und Figuren, die der menschliche Witz

dort oben hinträumte, um sich unter dem Heer der glänzend gold'nen Punkte zurecht zu finden. So suchte er sich denn den Polarstern und schaute nach der Achse des großen Wagens, der eben Mitternacht zeigte, und während sein Auge so beschäftigt war, flog sein Gedanke zu dem alten, freundlichen Mann, der heute sein Geld und seine Liebhaberei für eine Leidende opferte, und es ward ihm wohl in der Erinnerung.

Was er wohl suchen mag am weiten Himmelsbogen der wackere Greis, dachte Franke. Kann die Kenntniß der ungeheueren Raumgrößen, der seltsamen Wechselwirkungen, mit denen die Schwerkraft diese durchdringt, kann die Überzeugung von der Regelmäßigkeit und Ordnung, die durch das All verbreitet sind, ihm wirklich Trost, Freude, Herzensbefriedigung geben? Er senkte sein Auge in die tiefste Tiefe des dunkelblauen Aethermeeres über seinem Haupte.

Die götliche Urania!
Mit abgelegter Feuerkrone
Steht sie als Schönheit vor uns da —

so tönte es plötzlich in seinem Herzen. Es war ihm wie die Lösung eines Räthsels.

Das Schöne sucht jeder Mensch, auch sein alter Freund suchte es und fand es dort, wo im unermeß-

lichen Weltgebäude die Achse der Erdbahn zu einem untheilbaren Punkte wird, wo von dem Menschengeist der Schmutz der Begierden und Leidenschaften, die ihn im Erdenstaube zu kriechen nöthigten, im Bade des Aethers, wo alles Wissen aufgeht im Bewußtsein des Nichts, unserer Materie und der Erhabenheit und Größe unseres Denkvermögens. Denn das Weltall, das sich wiederspiegelt in dem kleinen schwarzen Punkte unseres Augapfels, wir nehmen es auf in seiner ganzen Größe in die Unermeßlichkeit unsers Gedankens.

Semmler's Streben erschien ihm jetzt plötzlich in einem andern Lichte. Er gedachte des Greises mit Achtung und Rührung, und sein kleines Studirzimmer war ihm wie ein lichter Punkt in dem wüsten Gewirr des Lebens, das ihn umgab.

In diesem Augenblicke hörte Franke den hellen und scharfen Ton seiner Hausklingel, in einem Moment darauf den leichten Tritt Jakobinens, die die Thüre zu öffnen ging.

Er selbst eilte nun auch hinaus, und stand bald vor dem kleinen Dienstmädchen Maria's, die ihn mit bebender Stimme beschwor, sogleich mitzukommen. Ueberzeugt, daß es der Zustand Baum's sei, welcher seine Hülfe erfordere, erschien es ihm seltsam, daß Jakobine mit ihm zugleich aus der Hausthüre trat und

in einen grauen Mantel gehüllt unhörbar, wie ein Schatten hinter ihm herschritt.

Im Baum'schen Hause war es diesmal der Hausherr, der nüchtern und bleich, mit zitternden Knieen ihnen entgegenlief, und durch mehrere Zimmer voran schreitend sie in Maria's Schlafgemach führte.

In den wenigen Minuten, welche dazu gehört hatten, es ihm klar zu machen, daß Maria erkrankt sei, empfand Franke ein Gefühl, das er bis jetzt noch nie gekannt hatte. Es war ein eigenthümlicher, prickelnder Schmerz, der sich heiß durch sein ganzes Inneres zog und einen Moment lang sogar seine Denkkraft verdunkelte.

Erst als er an Mariens Bett tretend, sie bleich, mit seltsam klaren Augen in den weißen Linnen liegen sah, wurde er ruhiger und konnte nach dem Zustande der Kranken mit einer Stimme fragen, der man die Erregung wenigstens nicht anhörte.

„Der Anfall ist vorüber," sagte Herr Baum, „aber er könnte wieder kommen; großer Gott, er kommt wieder — da! da! —" Bei diesem angstvollen Ausrufe zeigte er mit zitterndem Finger auf die Lippen seiner Gattin, über die ein Blutstropfen rieselte, dem bald mehrere folgten. Ein heller Blutstrom schoß endlich aus dem Munde der Leidenden, die sich nun

langsam aufrichtete, und mit der Vorsicht eines echten Weibes vermied, das Bettzeug und die Nachtkleider zu beschmutzen.

Jakobine hatte indeß ihren Mantel abgelegt und kniete in ihrer einfachen, nonnenhaften Hauskleidung zu Häupten des Bettes, ihre Jugendfreundin an ihrem Busen stützend.

Das Blut strömte heftig und immer heftiger. Franke hatte verdünnte Schwefelsäure in Himbeersaft verordnet und schickte das Mädchen nach der nächsten Apotheke, während er eilig Stirn, Schläfe und Handwurzel der Kranken mit scharfem Essig rieb und endlich den Versuch machte, ihr eine Ader am Arm zu öffnen. Es gelang ihm, obgleich die Aufregung seine Hand zittern ließ. Nur wie durch einen Nebel, der vor seinen Augen zu wallen schien, sah er die außerordentliche Schönheit des Arms, dessen bläuliche Ader er mit seiner Lanzette durchbohrte.

Ein tiefes Gefühl aufrichtiger, inniger Theilnahme für die Frau, deren Charakter er noch vor wenigen Minuten so tief herabgesetzt, lag in seiner Seele; ein Gefühl, das mit dem halb albernen, halb bösartigen Spiel, welches er sonst Weibern gegenüber Liebe genannt, so ganz und gar nichts gemein hatte.

Aber vergebens waren alle seine Bemühungen als Arzt; der Quell des Lebens schien aus Mariens Brust unaufhaltsam fortströmen zu wollen. Ein wunderbarer, verklärter Glanz entstrahlte ihren Augen, ein Lächeln schien die Lippen zu umspielen, sie war bei vollem Bewußtsein, aber ihre Wange ward bleicher und bleicher, und der Finger des Todes schien bereits über ihre Stirn hinzustreifen.

Während Franke mit schlagenden Pulsen auf den Athem der Leidenden horchte, war es ihm, als ob ein leiser aber eigenthümlicher Ton, aus einem der Vorderzimmer kommend, die Stille der Nacht unterbräche. Es war wie ein Klirren von Glas, dann wie leise Fußtritte und plötzlich durchtönte ein schriller Angstschrei die Luft. Das Dienstmädchen war es, das aus der Apotheke heimkehrend laut kreischend und leichenblaß in's Zimmer stürzte und mit dem Ausrufe: „Mörder! Diebe!“ an dem Bette ihrer Herrin niederstürzte. Einen Moment darauf riß ein schlanker Jüngling die Thür der Krankenzimmers auf, warf, als das Licht aus demselben ihm hell entgegenströmte, ein Bund Dietriche klirrend zu Boden und versuchte zu entfliehen. Herr Baum aber, der der Thüre ganz nahe gestanden, hatte ihn gepackt und in's Zimmer gerissen. Hier stand er eine Sekunde hoch aufgerichtet,

todtenbleich und mit gesträubtem Haar, befreite sich dann mit einem Faustschlage aus der Hand Baum's, der zu Boden taumelte, und schlüpfte durch eine andere Thür, indem er an Jakobine vorbei streichte, die die Arme nach ihm ausbreitete und mit einem Ausdruck unaussprechlicher Liebe: „Jakob, mein Bruder! mein theu'rer, lieber Bruder!" rief. Franke wollte dem Entfliehenden nacheilen, aber Jakobine vertrat ihm die Thür, in ihren plötzlich fest und klar gewordenen Zügen lag eine Milde und Hoheit, die ihr etwas Geisterhaftes verliehen und mit lauter, fester Stimme sagte sie: „Wer er auch ist, er soll nicht verfolgt werden, er trägt die Züge dessen, für den ich Alles hingab, was das Menschenleben erträglich und glücklich machen kann, sei er nun mein Bruder oder dessen Kind — was wohl wahrscheinlicher ist — so lange ich lebe, soll er nicht in die Hände des weltlichen Richters fallen."

Franke trat zurück. Der ganze Vorgang hatte nur wenige Sekunden gedauert, er war gekommen und geschwunden wie ein Blitz, aber die Wirkung war in gewisser Beziehung eine sehr glückliche, denn Maria war in tiefe Ohnmacht gesunken. Der Blutsturz hatte endlich gänzlich aufgehört und als die Kranke sich erholte, hatte sie die Kraft, sich

an Jakobine wendend, mit lauter, tönender Stimme zu fragen: „War er es, sage es mir, war es Jack?“ —

„Meine Maria,“ entgegnete diese, „Jack, weißt Du, ist acht Jahre älter als ich und würde, wenn er lebt, auch weißes Haar haben, aber es war sein Kind, sein unglückliches, verwahrlostes Kind und ich will es vom Untergange retten oder mit ihm untergehen. So wahr mir Gott helfe!“ —

„Sieh nach den Kindern, Alwin, ich bitte Dich,“ flüsterte Maria ihrem Gatten zu, der alsbald das Zimmer verließ.

Maria winkte dem Doctor und bat ihn, sich dicht neben ihrem Bette niederzusetzen.

„Erkannten Sie den Knaben?“ fragte sie dann leise.

„Ich sah ihn nicht genau an,“ entgegnete Franke.

„Gleichviel,“ sagte Jakobine der Kranken, die matt vor Schreck und Aufregung in ihre Kissen zurück sank, das Wort wegnehmend. „Hier muß eingeschritten werden. Dieser Knabe ist wahrscheinlich, nein, ich sage gewiß, meines Blutes. Du weißt es nicht, Maria, und ich wollte es Dir verschweigen, aber ich weiß, daß schon seit Tagen Ellen hier ist. Ich weiß, daß der Commercienrath ihr unter dem Vorwande, sie arbeite in der Fabrik, kleine Geld-

summen zufließen läßt. Ich weiß, daß sie einen Knaben bei sich hat. Maria! das Kind Jacopo's habe ich noch nicht gesegnet, und mit dem Brandmal des Verbrechens auf der Stirne zum Erstenmal gesehen."

Sie verhüllte bei diesen Worten ihr Gesicht und weinte heiß und lange, während Franke Marien auf ihren Kissen zurecht legte, ihr die angekommenen Tropfen eingab und einen Fensterladen öffnete, durch welchen der frühe Tag schon neugierig hineinschaute.

„Noch ein Wort, Doctor," flüsterte die Kranke ihm leise zu: „Sehen Sie in meinem Wohnzimmer nach, ob man meinen Schreibtisch erbrochen hat und ist dies nicht der Fall gewesen, so bringen Sie mir aus dem tiefen Fache rechts das Heft, an dem Sie mich heute früh schreibend fanden, es ist mein Tagebuch." Franke fand Alles in Ordnung und entfernte sich von seiner Kranken, nachdem er ihr das Gewünschte übergeben und sie selbst der Obhut Jakobinens empfohlen hatte.

Die Sonne war zwar noch nicht aufgegangen, als er auf die Straße trat, aber der Morgen lag schon hell und kühl auf der Welt. Thautropfen hingen glänzend an den Pfählen und Ketten der Straßenlampen und schmückten die Pflastersteine mit

Perlen, aber auch die maigrünen Blätter der Bäume waren von denselben punktirt; denn die Natur schüttet mit freigebiger Hand ihre Gaben da aus, wo sie nützen oder schmücken, und auch da, wo sie anscheinend zwecklos hinfallen.

Es war ihm unmöglich gewesen, jetzt sich in das Zimmer einzusperren. Sein Herz war bewegt, und selbst sein Blut in Wallung. Er wollte einen Spaziergang machen und schritt durch die noch schlafende Stadt nach der Sandgasse, die der nächste Weg nach den nahen Weinbergen.

Das Haus, in welchem er Ellen Grey besucht hatte, war ziemlich das letzte, und vorüberschreitend warf er einen Blick nach den verklebten Fenstern, hinter welchen er vor wenigen Stunden so scheußliches Elend gesehen. Sie standen weit offen, die Hausthür ebenfalls und der Morgenwind zog lustig und schäckernd durch den leeren Raum.

„Wo sind die Bewohner?“ dachte Franke und trat neugierig näher, aber er hatte sich nicht getäuscht, der Bucklige und seine Mutter waren nicht mehr dort zu finden, eben so wenig die große englische Bettlade und das übrige geringe Hausgeräth.

„Das ist seltsam,“ dachte Franke. Ihm waren die Bewohner dieses Haus schon darum von In-

teresse, weil sowohl Semmler als auch Jakobine sie ihm gewissermaßen in Zusammenhang mit Marien gebracht hatten. Er setzte indeß seinen Spaziergang fort und betrat seine Wohnung erst wieder, nachdem er die Sonne hatte über dem Strome aufgehen sehen.

Zehntes Kapitel.

Eine Familienchronik.

Frau Baum war für eine Zeit lang jetzt unseres Arztes gefährlichste Kranke. Nicht weil sie eben sehr schmerzlich litt, sondern weil die Wiederkehr des Blutsturzes höchst wahrscheinlich den Tod nach sich gezogen haben würde. Daß er ihr seine ganze Aufmerksamkeit widmete, war wohl natürlich, er trieb seine Theilnahme für sie so weit, daß er seine Wohnung trotz des herrlichen Frühlingswetters nur wegen seiner Amtspraxis verließ, weil er fürchtete, daß ein Bote von Maria's Krankenlager ihn möglicher Weise verfehlen könne. So war es ihm denn lieb, wenn sein erster Bekannter im Orte, der Post-Secretair Walter, ihn bisweilen besuchte und in der Flieder-

laube eine Cigarre mit ihm rauchte. Jakobine war immerfort an Mariens Bett und er störte daher Niemanden in dem kleinen Gärtchen, das der Senator selbst nicht zu betreten pflegte.

Walter war eine offene fröhliche Natur. Er plauderte gerne und hatte eine entschiedene Vorliebe für Franke gefaßt, so daß dieser wohl fühlte, es würde ihm nicht als Indiscretion gedeutet werden, wenn er sich nach den Verhältnissen der Familie, unter deren Dach er jetzt lebte und die ihm seltsam genug erschienen, bei diesem entfernten Gliede derselben erkundigte.

„Wer ist denn die Dame, welche jetzt die Räthin Baum pflegt und in welchem Verwandtschaftsverhältnisse steht sie zu dem Herrn Senator?“ fragte er daher mit der größtmöglichsten Ruhe.

„Sie ist seine Stiefschwester,“ entgegnete Walter, „aber es ist eine eign'e Geschichte um diese Menschen.

Sehen Sie, die Mutter meines Onkels war eine Polin, die Tochter eines reichen Grundbesitzers, den die Revolution unter Kosziusko ruinirte und aus dem Vaterlande vertrieb. Das heißblutige junge Mädchen heirathete hier den reichen Bürger, den Vater des Senators Wallfeld und ward die Mutter

meines jetzt lebenden Ohms. Nun aber mochten die kleinstädtischen Verhältnisse dem schönen stolzen Weibe wohl wenig zusagen und zudem hatte ein Mann sich hier angesiedelt, ganz geschaffen, die junge Frau für sich einzunehmen.

Er hieß Moris und kam aus England. Der alte Wallfeld hatte ihn kennen gelernt, als er in jungen Jahren in England reiste. Dieser Mensch störte die Ruhe der Familie, indem er eine Liebschaft mit Frau Wallfeld anknüpfte, die bereits Mutter eines Knaben — unsers Senators — war. — Der alte Wallfeld war ein Mann von Herz und Ehre. Er mag wohl manchen schweren Kampf gekämpft, manchen traurigen Tag erlebt haben, genug, er ließ sich in der Stille scheiden und gab seiner Frau so viel von seinem Vermögen, wie ihr als Witthum verschrieben worden war. Sie heirathete nun den Engländer und zog mit ihm fort. Jakobine ist die Tochter dieses Mannes, der ein wunderlicher Kauz gewesen sein und wohl nicht viel getaugt haben mag. Eines ist gewiß, die Frau kam nach etwa zehn Jahren arm, krank, und in der Seele gebrochen, mit ihrem kleinen Mädchen hier an und miethete sich draußen in der Sandgasse eine armselige Wohnung, da lebte sie, da wuchs das kleine Mädchen auf und ward ein

so holdes Geschöpfchen, daß Herr Wallfeld, der erste Gatte ihrer Mutter, wenn er an der Thür vorüberging, nie unterlassen konnte, sie zu hätscheln und zu beschenken. Der Sohn, der beim Vater geblieben, war indeß fast ein Jüngling geworden, er hatte keine Liebe für die Mutter, die ihn verlassen und auch wohl keine für das kleine Mädchen, seine Stiefschwester. Nun aber ward Frau Moris krank, sehr krank und trug Verlangen, ihren ersten Gatten wieder zu sehen. Der damalige Geistliche, ein älterer Bruder unsers Registrators, der Pastor Semmler, ward der Vermittler zwischen den Getrennten, Herr Wallfeld ging zu seiner Frau, die er sterbend fand, vergab ihr und nahm, als sie nun wirklich starb, die kleine, liebenswürdige Jakobine zu sich. Auch der Sohn ward an das Sterbebette der Mutter gerufen und versprach für die Stiefschwester sorgen zu helfen und sie zu lieben wie eine rechte.

Von dieser Zeit lebte Jakobine Moris als Kind im Hause des alten Wallfeld. Wie ihr Loos dort gewesen, mag Gott wissen. Herr Wallfeld verheirathete sich nach dem Tode seiner ersten Frau noch einmal und die Kinder aus dieser Ehe erwuchsen unter Jakobinens Pflege, ich bin ein Enkel des Bruders seiner zweiten Frau und weiß von allen diesen Ge-

schichten nur sehr wenig, aber ich glaube, sie mögen wunderlich genug sein. Ich kam erst als junger Mann hierher nach Hermstädt und mein Stiefonkel, der gegenwärtige Senator Wallfeld, nahm mich sehr liebevoll und freundschaftlich auf. Er ist überhaupt ein Mann vom besten Herzen, der sein Familienunglück tief und bitter fühlt und mit ruhiger Würde trägt.“ —

„Haben Sie, bester Walter, nie von einer Person in ihrem Familienkreise sprechen gehört, die sich Ellen Grey nannte?“

Der Post-Secretair dachte eine Weile nach. „Unbekannt ist mir der Name nicht,“ sagte er dann, „aber ich weiß doch nicht, wie und wann ich ihn gehört habe; vermuthlich ist es eine von den englischen Verwandten Jakobinens, die später hierher zogen und hier mancherlei Unglück anrichteten. Von einem dieser seltsamen Zugvögel habe ich viel reden hören. Es muß eine Art Stiefbruder von Jakobine gewesen sein, er hieß — ja er hieß Jakob Grey wahrhaftig und hier in Hermstädt erinnern sich noch viele Leute seiner. Die Bilder in Ihrem Zimmer, den Senator und dessen verstorbene Frau, hat er gemalt und überhaupt muß es ein Mann von hohen Gaben aber seltsamem Character in jeder Beziehung gewesen sein.“

„Und wo mag dieser Mann nun leben?“ fragte

Franke weiter, dessen Theilnahme sich bei jedem Wort dieser einfachen Familienchronik mehr und mehr gesteigert hatte.

„Ja, das weiß Gott; jedenfalls verließ er den Ort, lange bevor ich hierher kam und zwar in irgend welcher Beziehung zu dem gräßlichen Unglück, das sich hier im Hause ereignete, und das ich, der ich die Personen, die darin verflochten waren, jetzt so gut kenne, jedenfalls für das Werk eines schrecklichen Zufalls halten muß. Jakobine Moris ist ein Engel von Güte und Milde und durchaus nicht fähig, ein Verbrechen zu begeh'n, und der Senator ist durch und durch ein Mann von rechtschaffenem Character. Ich weiß nichts Näheres über diese schreckliche Geschichte, nur dies Eine weiß ich mit Gewißheit, daß unter den wenigen Personen, die hier unter diesem Dache lebten, keine einzige war, die Jemand, der bei gesunden Sinnen ist, eines so grauenvollen Mordes fähig halten könnte."

„Und warum hat denn das sanfte, damals noch junge und schöne Mädchen dieser entsetzliche Verdacht getroffen? sie am wenigsten würde ich einer solchen That fähig halten."

„Und doch," sagte Walter, „liegen gegen das sanfte schöne Weib Verdachtsgründe vor, die eine Jury

fast unfehlbar veranlassen würden, sie für schuldig zu erklären. Freilich weiß ich die ganze Angelegenheit nur aus dritter Hand, aber Sie können denken, daß sie mich zur Zeit, als ich halb und halb als Mitglied der unglücklichen Familie diesen Ort betrat, auf's Lebhafteste interessirte. Ich war damals ein Mensch von etwa zweiundzwanzig Jahren, und die tiefe Trauer, die hier über dem ganzen Hause liegt, erregte mein Herz zum Mitleid. Besonders Jakobine dauerte mich so unsäglich, daß ich in allem Ernst eine Art von Liebe für das viel ältere Mädchen fühlte. Tag und Nacht stand ihr sanftes Bild vor meiner Seele, und obschon sie mir fast eben so ferne blieb als jetzt Ihnen, so machte doch die Verwandtschaft einige Annäherung von meiner Seite, ohne den Anschein von Zudringlichkeit, möglich und thunlich.

Ich suchte sie also auf, ich sprach mit ihr, ich bat sie um kleine Gefälligkeiten, ich brachte ihr Bücher, Musikalien, Blumen. Denn Jakobine, müssen Sie wissen, hat eine ganz ungewöhnliche Bildung. Sie schreibt und spricht mit gleicher Fertigkeit polnisch, englisch, deutsch und italienisch, und ist nicht nur von Natur ein Wesen, das man die geborne Musik nennen könnte, sondern sie hat auch seltene Kenntnisse von jener wunderlichen Wissenschaft, die

man Generalbaß nennt. Zudem zeichnet sie mit großer Sauberkeit und ist als Wirthschafterin in allen häuslichen Arbeiten geübt und geschickt. Damals stand noch auf ihrer einsamen Stube ihre Harfe, die sie jetzt seit Jahren nicht mehr berührt und nicht selten hörte ich hier unten in dieser Laube ihren Gesang.

Ich wünschte dringend zu wissen, wie der Verdacht jener scheußlichen That das arme, stille und milde Wesen hatte treffen können, und so erzählte mir einst der alte Semmler einiges von dem Vorgange, oder nannte mir wenigstens die Verdachtgründe, welche gegen Jakobine vorliegen.

Sie hat zuvörderst mit der Frau des Senators in sehr schlechtem Einverständniß gelebt. Sie hat ferner von dem Senator zwei Tage vor dem Unfalle alles Gift gefordert, was er in seinem Laboratorium vorräthig habe, um es an einem sichereren Orte als da, wohin zu jener Zeit noch andere Personen als Herr Wallfeld kamen, aufzuheben.

Sie hat endlich die Suppe gekocht, nach deren Genuß die Beiden, ihr Pflegevater und ihre Schwägerin, sich leidend gefühlt und hat im ersten Verhör sogleich gesagt, sie habe wahrscheinlich aus Unvorsichtigkeit Gift unter das Mehl fallen lassen, das sie zur Abendsuppe für jene beiden kränkelnden Ver-

wandten genommen. — Später hatte es sich indeß herausgestellt, daß die Quantität Gift, welche Jakobine aus den Händen ihres Stiefbruders erhalten, unvermindert und gänzlich unberührt in einem verborgenen Schubfache ihrer Comode gelegen, auch ist es erwiesen, daß sie ihren Pflegevater stets mit der kindlichsten Dankbarkeit behandelt und wahrhafte Liebe zu ihm gezeigt hatte. Es ist eine traurige, traurige Angelegenheit, und Gott weiß, ob und wann sie jemals entwirrt werden wird. Seltsam genug aber scheint es, als ob der Senator selbst am Meisten Verdacht gegen seine Stiefschwester gehegt habe und noch hege."

„Ja so scheint es," sagte Franke sehr ernst. Ein dunkler Argwohn gegen seinen Wirth war in der Seele des jungen Arztes aufgestiegen und erfüllte ihn mit Grausen.

„Und haben Sie nie," fragte er endlich, „etwas Näheres über jenen Jakob Grey, den Verwandten Jakobinens, vernommen?"

Nein, außer daß er ein Mensch von seltsamem Character und eben so talent- und geistvoll als liebenswürdig gewesen sein muß. Die Räthin Baum besitzt ein Bild von ihm, das mich ein Zufall einst

sehen ließ; ein auffallenderes Gesicht habe ich nie gesehen."

Franke war auf's Aeußerste erregt. „Wo befindet sich dieses Bild?" fragte er mit höchster Neugierde.

„Nun," sagte Walter, „kennen Sie vielleicht das kleine, mit rothem Sammt ausgeschlagene Arbeitskästchen Mariens, das sie gewöhnlich braucht?"

„Ja, ja," entgegnete Franke eifrig.

„Am Deckel dieses Kästchens ist eine Feder, durch deren Druck man die obere Füllung wegschieben kann. Ist dies geschehen, so zeigt sich das Miniaturbild eines Mannes. Ich hatte sonst die Unart, Alles, was vor mir lag oder stand, gern in die Hand zu nehmen, zu betrachten, damit zu spielen. So hatte ich denn auch eines Tages — es mögen nun wohl zwei Jahre her sein — das Kästchen in die Hand genommen und ganz zufällig den Knopf jenes Federdrucks berührt. Ich gestehe, daß ich nicht wenig erstaunt, ja erschrocken war, als die dunklen lebendigen Augen des Bildes mich anstarrten. — Marie, welche dabei saß, veränderte die Farbe sichtlich, ich glaube, meine Zudringlichkeit ärgerte sie, doch sagte sie, ohne daß ich danach fragte — denn wie hätte ich eine solche Indiscretion gewagt: das ist das

Bild meines frühern Lehrers, des Pflegebruders Ihrer Tante Jakobine, vielleicht haben Sie schon von dem Maler Jakob Grey gehört? — Ich entschuldigte meine Ungezogenheit nach besten Kräften, sie war auch so gütig und freundlich wie immer, aber seitdem hüte ich mich vor solchen kleinen Zudringlichkeiten."

Franke saß neben seinem Berichterstatter ohne auf dessen letzte Worte zu hören. Dieser Jakob Grey und der Maler Jacopo, mit dem ihn sein Schicksal in früheren Jahren zusammen geführt, mußte ein und dieselbe Person sein, und Jacopo hatte Grund, seine Bekanntschaft in Hermstädt, seinen Aufenthalt daselbst zu verschweigen und zu verläugnen, warum hätte er ihm sonst jenes Bild von dem kleinen Garten des Senators als eine Gegend am Como-See bezeichnet. — Wie wenn er der Mörder war? wie wenn Jakobine dies wüßte und sich wissentlich für einen Verwandten geopfert hätte, den sie vielleicht besonders geliebt? wie wenn es seine eigene Bestimmung wäre, das Wirrsal im Leben jenes unglücklichen Mädchens zu lösen und von ihrem schuldlosen Haupte den schwarzen Verdacht zu wälzen, der seit so langen Jahren drückend auf demselben lag? —

Die Sonne war untergegangen. Lau und mild

lag der Maiabend über der lieblichen Landschaft, ein leichter Wind trug auf seinen weichen Schwingen die Düfte von tausend Blüthen durch die Welt.

Franke war aufgestanden und schritt an Walter's Seite aus dem Gartenpförtchen nach den Tuchrähmen, wo eben geschäftige Menschen die ungeheuren Ballen farbigen Tuches zusammen rollten, die den Tag über hier im Sonnenschein getrocknet worden.

Walter schwieg, seine Gedanken waren abwesend und auch Franke ging schweigend neben ihm her, ganz und gar beschäftigt mit dem, was er so eben gehört hatte. Die Welt um ihn war so schön, so regelmäßig, so wohl geordnet, so anscheinend mit Weisheit und Güte Alles zugerichet, was in der Natur sich zutrug. Nur im Leben der Menschen Alles ein Chaos von Schuld und Leid — sollte sich auch hier ein leitender Faden finden lassen? sollte er hoffen können, jemals die Hand zu erschauen, die auch in dies Chaos Ordnung und Friede brächte? Wäre es möglich, daß er den Finger Gottes sähe, der leise eingreifend in das Gewirr menschlicher Schuld, Thorheit und Leidenschaft es zu einem regelmäßigen und zweckmäßigen Gewebe schlichtete? — so schlichtete, daß er selbst mit seinen blöden Augen

diese Einwirkung staunend und freudig erkennen könne? —

In diesen Gedanken und Betrachtungen störte ihn die Annäherung eines Bettlers, der in Lumpen gehüllt, die Hand ihnen nach einer Gabe entgegenstreckte.

Es war ein anscheinend bejahter Mensch, mit langem, braunem Barte und wirrem Haupthaar, aber jugendliche Augen glänzten und funkelten unter demselben hervor und wie durch Inspiration erkannte Franke das Gesicht, das eben so wohl dem buckligen Sohn der unglücklichen Ellen Grey, als auch dem jungen verwegenen Einbrecher im Baum'schen Hause und allenfalls dem Maler Jacopo angehörte.

Mit einer raschen Bewegung packte Franke die ihm entgegengestreckte Hand und seine ganze Kraft zusammennehmend, hielt er sie fest gefaßt wie in einem Schraubstocke.

„Du mußt mir folgen, Geselle," sagte er dann, während jener nicht aufhörte sich zu winden und zu krümmen, „gleich jetzt mußt Du mir folgen und alle die Schlangenhäute, in denen Du herumkriechst, ablegend, Dich endlich in Deiner wahren Gestalt zeigen."

„Kennen Sie mich, Herr?" fragte der Bettler

und seine großen dunkeln Augen schienen in der Dunkelheit des Abends Funken zu sprühen. „Wenn es umgekehrt wäre, wenn ich Sie fest hielte auf freiem Felde und im Dunkel der Nacht, so würden Sie mich einen Straßenräuber heißen; pflegen in der Welt sich zwei Gesichter nicht zu gleichen und ist es möglich, daß ich eine, zwei, drei Personen zugleich vorstelle? sind Sie Polizeibeamter? haben Sie einen Verhaftsbefehl gegen mich? was wollen Sie mit mir?“

Alle diese verschiedenen Reden wurden mit fliegender Eile hinausgestoßen und unterdessen wand und krümmte sich der Mensch mit der Elasticität einer Schlange, und plötzlich hatte er seine Hände frei und war in einem Nu viele Schritte von seinen Verfolgern entfernt und bald ihnen gänzlich aus den Augen verschwunden.

„Um Alles in der Welt, was war das nur und was wollten Sie von dem Menschen?“ fragte Walter, der erstaunt und erschrocken dem ganzen Vorfall zugesehen hate.

Franke war so erhitzt und außer sich, daß er Anfangs nicht antworten konnte, nachdem er sich aber erholt hatte, bat er Walter, ihm auf sein Zimmer zu folgen, wo er ihm mitzutheilen versprach, was

seinen allerdings seltsamen Verdacht gegen den Entflohenen erregt habe, und lange nach Mitternacht saßen die beiden jungen Männer noch im eifrigen Gespräch am offenen Fenster.

Franke sprach laut und lebhaft, er erzählte von Italien, denn in jenem fernen Lande hatte seine Bekanntschaft mit der Familie, unter deren Dach er jetzt lebte, gewissermaßen schon begonnen, damals begonnen, als er das Bild des kleinen Gartens, der Fliederlaube und Jakobinens im Schlafzimmer des Malers Jacopo sah.

Mit möglichster Genauigkeit beschrieb er das Aeußere dieses Mannes, sein wunderliches, bald wild lustiges, bald bis zur tiefsten Melancholie herabgestimmtes Wesen, sein großes aber vernachlässigtes Talent und ging dann über zu seiner flüchtigen Bekanntschaft mit dem kranken Weibe, das sich Ellen Grey genannt. Er beschrieb seinem aufmerksamen Zuhörer die Dürftigkeit ihrer Wohnung und ihr fürchterliches Leiden, das selbst ihm, dem Arzte, tiefen Schauder erregt hatte, und erzählte endlich von ihrem verwachsenen Knaben, der bei aller seiner Rohheit und Wildheit doch für die kranke Mutter jede Aufmerksamkeit gezeigt, jede möglichen Zeichen

der Liebe und Zuneigung für sie an den Tag gelegt habe.

„Das Gesicht dieses anscheinend auf's Aeußerste verkrüppelten Burschen schien mir gleich beim ersten Anblick bekannt und viele Stunden lang blieben seine großen dunkeln Augen, die auffallend hohe Stirne, die seltsam gebogene Nase und das stark vorstehende Unterkinn, gleichsam in mein Gedächtniß eingerahmt. Sie standen wie ein Bild fast bis zur Sichtbarkeit deutlich vor mir, ich durfte nur die Augen schließen oder auch, wie es zuweilen geschieht — eben an keinen besondern Gegenstand denkend, vor mich hinblicken, so war mir's, als sähe ich die Züge vor mir und als hätte ich sie früher im Leben schon gesehen. Später im Hause des Rathes Baum versuchte, wie Sie wissen, ein hübscher wohlgewachsener Bursche einen Einbruch und flüchtete sich, dabei gestört, unvorsichtig gerade in das Zimmer, in welchem die Kranke lag und wir alle versammelt waren. Ich war in jener Nacht so heftig aufgeregt, daß das Gesicht des jungen Diebes, der allerdings nur wenige Augenblicke unter uns weilte und sich kräftig und geschickt zu befreien wußte, mir nur wie eine Art von Nebelbild erschien, aber es war unzweifelhaft dasselbe, das ich am Bette der elenden

Ellen Grey auf einem verkrüppelten Rumpfe gesehen, und jetzt glänzten unter dem grauen wirren Haar des Bettlers jene dunkeln wohlbekannten Augen wieder hervor, es war ihr stechender Blick, es war das schwere gekrümmte Kinn, die Adlernase, es war das ganze Gesicht des buckligen Knaben, des schlanken Diebes und nur jünger und frischer — des Malers Jacopo. Ginge mir die Fingerfertigkeit nicht ab, ich könnte und würde es malen, und ich muß diesen Menschen finden, ihn sowohl, als seine elende Mutter, da ich ohnehin noch Beiden die Gaben eines milden wohlthätigen Herzens zu überliefern habe, die mir anvertraut wurden, damit ich sie auf's Beste und Zweckmäßigste verwenden könne."

Franke schwieg, auch sein Gefährte saß mehrere Augenblicke nachdenkend da.

Die Lampe im Zimmer brannte trübe und die beiden Männer waren mit ernsten und dunkeln Bildern beschäftigt.

„Doctor," sagte endlich Walter nach minutenlangem Schweigen, „ich denke, Sie träumen; nicht zwar die Geschichte und die Aehnlichkeit jener drei oder vier Gesichter, wohl aber scheint mir's ein Traum oder besser ein seltsames Hoffmann'sches Phantasiebild, daß jene drei oder vier Gesichter einer

und derselben Person angehören sollten. Allerdings ist es auch wieder sonderbar genug, daß drei oder vier Personen, die sich so sehr in Ausdruck und Gesichtszügen gleichen, zu gleicher Zeit hier in unserer Gegend umher zu spucken beginnen. Jedenfalls ist es gut, daß die Polizei auf diese Wandervögel aufmerksam gemacht wird und daß sie wo möglich, seien sie nun einfach oder dreifach, bald in sichern Gewahrsam gebracht werden. Ist einer erst fest, lieber Doctor, so erfährt man wohl mehr von den übrigen und die ganze dunkle Geschichte, in welche die Familie hier verwickelt ist, kommt vielleicht in's Klare. Es ist schon eine eigene Fügung des Geschickes, daß Sie, der Sie den Mann kennen, um dessentwillen das Verbrechen hier im Hause wahrscheinlich vor langen Jahren begangen wurde, jetzt ein Bewohner dieser Räume sind, daß Sie überhaupt nur hier in unser Städtchen kamen. Sehen Sie, ich muß hier, wie so manchmal in meinem Leben, an Schiller's Worte denken:

Es führt das Schicksal an verborg'nem Band
Den Menschen auf geheimnißvollen Pfaden,
Doch über ihm wacht eine Götterhand
Und wunderbar entwirrt sich oft der Faden.

Und nun gute Nacht, mein werther Freund. Gu=

ter Rath, wissen Sie, kommt morgen, schlafen Sie recht wohl und theilen Sie mir gefälligst mit, was Sie über unsere Drillinge erfahren, ich dagegen verspreche Ihnen Alles zu sagen, was ich etwa noch von der Chronik meiner Familie hören und erlauschen kann. Es dünkt mich weder sündlich noch gemein, die Spur eines Verbrechers zu verfolgen und wo möglich die Unschuld an's Licht zu ziehen."

Er ging. Die Hausthür fiel klirrend hinter ihm zu. Franke löschte die Lampe aus und legte sich in's Fenster. Blumenduft wehte ihm entgegen, und durch die schmalen Gänge des Gartens huschte geisterhaft eine weiße Gestalt. Es war Jakobine, welche die Hand an das Herz gedrückt, das ihr zu zerspringen drohte, in das Haus schlich; der Mond heftete einen langen, bleichen Schatten an ihre zarte Gestalt, der vor ihr hinhuschte, wie das verkörperte Bild ihres ewig schweigenden Seelengrames. —

Eilftes Kapitel.

Ein gebroch'nes Herz.

Wie lang auch die Nacht sein mag, immer kommt der Tag, der ihrer Dunkelheit ein Ende macht, dachte Franke, als er, aus wüsten und verwirrten Träumen erwachend, den Streifen goldenen Lichtes sah, den der frühe Sonnenschein auf den saubern Fußboden malte.

Es war noch sehr früh, aber die Augen des Doctors waren wie sein Geist vollkommen munter, und so verließ er denn Bett und Zimmer und ging hinunter in den kleinen Garten, Seele und Leib im frühen Sonnenlicht zu baden.

Er wußte nicht, daß Jakobine nicht wie früher

die Nacht bei der Räthin Baum zugebracht hatte, und war daher einigermaßen erschrocken, als er die blasse, stille Gestalt wenige Minuten nach seinem eigenen Eintritt über die thauigen Wege schreiten und in die Laube treten sah, in welcher er Platz genommen.

Sie suchte ihn auf, das erkannte er schon aus dem Blick, den sie ängstlich und vertrauend zugleich auf ihn heftete, als er weiter rückte, um ihr auf der kleinen grünen Gartenbank Platz zu machen.

„Sie sind nicht mehr bei uns'rer kranken Freundin?" fragte Franke nach der gegenseitigen Begrüßung das Gespräch eröffnend, das Jakobine zu suchen schien.

„Nein, Herr Doctor; gestern Abend ging ich schon von Marien fort, weil sie sich wohl fühlte und ich mich sehnte nach meiner kleinen stillen Stube und den einzigen Geschöpfen, die mich lieben, meinem Kätzchen und meinen Myrthensträuchern. — Ich war noch spät im Garten und saß in dieser Laube."

Franke wollte etwas vom schönen Abende oder dergleichen sagen, aber sie legte die Hand leicht auf seinen Arm und flüsterte: „Ich hörte jedes Wort, das Sie mit meinem Neffen Walter sprachen."

„Ich glaube nicht, Fräulein Moris, daß etwas darunter gewesen, was Sie hätte kränken oder schmer-

zen können; wir Beide, Walter sowohl als ich, ehren und schätzen Sie."

„Sprechen Sie nicht von mir," sagte Jakobine und ihre großen Augen bekamen einen seltsamen Glanz, „sprechen Sie von ihm, von meinem Bruder Jakob Grey, den Sie kennen, den Sie gesehen haben, erzählen Sie mir von ihm und wenn ich weiß, daß es ihm wohlgeht, vor Allem, daß sein Gewissen rein und ruhig ist, dann möge man mich auf's Rad flechten, ich werde in diesem Falle glücklich sterben."

„Liebstes, bestes Fräulein," entgegnete Franke, „ich kenne Niemanden, der sich Jakob Grey nennt."

„Doch, doch, Sie kennen ihn, Jacopo der Maler und mein Bruder Jakob Grey sind eine und dieselbe Person. Sie haben ihn gesehen lebend und meiner noch gedenkend, denn mein Bild begleitet ihn noch auf seinen Irrfahrten durch's Leben. Kommen Sie mit mir auf mein Zimmer, Herr Doctor, denn meine Tage sind gezählt und einmal noch muß ich zu ihm sprechen, bevor ich mein Haupt im Sarge zur endlichen Ruhe niederlege, kommen Sie, ich zeige Ihnen den Maler Jacopo."

Sie schritt bei diesen Worten rasch voran, eilte von Franke gefolgt durch das im Souterrain befindliche Laboratorium, ging die Treppen hinauf und

führte den Doctor in jenen stillen Raum, in dem sie, eingesponnen wie die Raupe bevor sie zum Schmetterling wird, seit Jahren ein abgeschlossenes Traumleben geführt hatte. Hier zog sie, ohne sich nach Franke umzublicken, den Schleier von dem verdeckten Gemälde und enthüllte das meisterhafte Porträt eines Mannes, in dem Franke trotz der Verwüstungen, welche die Zeit im Gesichte des Originals angerichtet, mit Erstaunen den italienischen Maler erkannte, der ihm unter dem Namen Jacopo bekannt war.

„Das ist er!“ mußte der Doctor unwillkürlich ausrufen, und leise wiederholte Jakobine: „Das ist er!“ Dann aber zog sie den erstaunten Beschauer zu dem Lehnstuhl dem Bilde gegenüber, sie selbst setzte sich auf den kleinen Rohrstuhl, auf dem sie zu spinnen pflegte, und die Augen nicht abwendend von dem schönen Porträt, bat sie mit unbeschreiblich flehendem Tone: „Erzählen Sie mir von ihm, und sagen Sie nur, daß es ihm wohlgeht.“

„Fräulein,“ sagte Franke mit sanftem Tone, „dies ist gerade das Einzige, was ich, ohne offenbar zu lügen, nicht sagen kann. Ich kenne das Original dieses Bildes, das ist unzweifelhaft, aber ich verließ es unter den traurigsten Verhältnissen. Der Maler

Jacopo ist seit fast zwei Jahren im Irrenhause zu Spalato."

Jakobine schlug, ohne einen Laut vernehmen zu lassen, die Hände vor das Gesicht. Ihre Brust flog heftig und ein convulsivisches Zittern erschütterte ihren ganzen zarten Körper.

Franke trat ihr näher, er fühlte unbeschreibliches Mitleid mit der Armen und ohne recht zu wissen, was er that, zog er ihre Hand von den Augen an seine Lippen.

Sie blickte auf, sah einen Moment lang ihn starr an, und stürzte plötzlich mit ausgebreiteten Armen an seine Brust, drückte ihre Augen an seine Schulter und brach in ein entsetzliches, krampfhaftes Weinen aus.

Franke ließ die Unglückliche gewähren. Der Thränenstrom, der Anfangs heftig, dann still wie Undinens Quell ihrer tausendfach geängstigten Seele entströmte, schien sie zu erleichtern, und endlich richtete sie sich empor, zog Franke's Hand an ihre Lippen und sagte: „Lohne Gott Ihnen Ihre Barmherzigkeit und lasse Sie nie die Barmherzigkeit Anderer bedürfen."

„Liebe Jakobine," sagte der Arzt, der sich indeß vollkommen gesammelt hatte, „zwei Menschen, die einen Augenblick gemeinschaftlich hatten, wie den gegen=

wärtigen, sind einander nicht mehr fremd, sondern mit einem Schlage Freunde geworden. Mich zog zu Ihnen längst die innigste Theilnahme und jetzt müssen und werden Sie Vertrauen zu mir fassen. Das Schicksal selbst führte mich zu Ihnen, und ich hoffe noch, Sie dem Leben, dem Glücke wiedergeben zu können, wenn Sie mir vertrauen."

Ein schmerzliches Lächeln zuckte über die feinen Züge Jakobinens.

„Glück! was ist Glück?" fragte sie mit ihrer weichen, schüchternen Stimme. „Einst dachte ich, sich für das, was man liebt, zu opfern, sei das Höchste, was die Erde an Glück bieten könne. Das Glück habe ich genossen in seiner ganzen Fülle in seiner größten Ausdehnung. Ich habe im Kerker wochenlang mir den Moment ausgemalt, wo man mich für den Mann, den ich liebte, hinausschleifen würde zum Hochgericht, wo man meine zuckenden Glieder statt der seinen mit dem Rade zerschlagen würde. Beschimpfung und Todesangst hab' ich für ihn ertragen, Gewissensbisse, Reue und Verzweiflung habe ich ihm nicht abnehmen können."

Ihr Blick hatte bei diesen Worten etwas Irres, Entsetzliches, sie starrte auf das Bild und Franke fürchtete als Arzt einen plötzlichen Ausbruch des Wahnsinnes.

„Aber Jakobine, theure, liebe Freundin," sagte er sanft, „dieser Mann war ja Ihr Bruder." —

Sie blickte wild um sich. — „Mein Bruder, ja und nein," sagte sie dann. „Er war meines Vaters Stiefsohn und ich nannte ihn Bruder, aber Sie sollen die schreckliche Geschichte meines Lebens erfahren, für wen soll ich auch noch länger die Last meines Elendes schleppen, wenn den Geliebten meiner Jugend, den einzigen Menschen, der mich Aermste so geliebt, die Nacht des Wahnsinns umfängt. Hören Sie mir zu, Doctor Franke, und merken Sie auf jedes meiner Worte, denn nach meinem Tode mögen Sie den wenigen Menschen, die Theil an mir nehmen, wiederholen, was ich Ihnen erzähle.

Mein Vater war der zweite Gatte meiner Mutter, ein schöner, kluger — ausschweifender Mann. Ich finde meine ersten Erinnerungen in glänzenden Zimmern, in denen auch nicht ein Schatten von Glück wohnte. Meine Mutter, eine Frau mit dunkeln Feueraugen und langen Locken, die wie gesponnenes Gold glänzten, hab' ich kaum einmal in meinem Leben lächeln sehen und ich war noch ein sehr kleines Kind, als sie mir schon sagte: Ina, flieh' die Leidenschaft, sie führt zum Elend. Und wenn sie weinte und ich kindlich schmeichelnd fragte: Was ich für sie thun

könne, da antwortete sie nicht selten: Mich tödten, Kind, mir Gift in ein Getränke mischen, mir ein Messer in's Herz stoßen. Sie liebte mich wenig; ich fühlte das, ich armes Kind. Jetzt weiß ich besser als damals, warum sie mich nicht liebte, war ich doch der lebende Zeuge ihrer Schande und Verirrung, die Tochter eines Mannes, den sie Anfangs leidenschaftlich geliebt, um ihn später desto bitt'rer zu hassen und zu fürchten. Auch mein Vater liebte mich nicht, er liebte nichts und niemanden auf dem Erdboden. Er war nicht mehr jung, weit älter wenigstens als meine Mutter, er war auch schon verheirathet gewesen. Von seiner ersten Frau war er gesetzmäßig geschieden, obgleich das in seinem Vaterlande sehr schwer und kostbar ist. Die Frau hatte die Scheidung mit dem Opfer ihres ganzen Vermögens bewerkstelligt. Als ich ungefähr fünf Jahre zählte, starb diese Unglückliche, denn um diese Zeit erschien bei uns ein Knabe mit einem Briefe von ihr, den sie wenige Stunden vor ihrem Tode an meinen Vater geschrieben. In späteren Jahren las ich diesen traurigen Brief, auch diese Frau trug ein schuldbeladenes Herz in der Brust, und die schuldige Liebe war eine unglückliche geworden. Schon während des Lebens ihres ersten Gatten hatte sie ein unreines Liebesverhältniß

mit meinem Vater unterhalten, der sie nach dessen Tode geheirathet. Sie nannte den Knaben, der den Namen ihres ersten Gatten Jakob Grey trug, den Sohn ihres zweiten, Jakob Moris, der sie in ihrer späteren Ehe vernachlässigt, gekränkt, ja gemißhandelt und endlich dazu gebracht hatte, ihn zu fliehen und sich die Freiheit mit großen Geldopfern zu erkaufen. Mein Vater nahm den lebhaften, vierzehnjährigen Burschen gleichgiltig auf und gönnte ihm eben nur das Plätzchen im Hause, das meine Mutter ihm ziemlich widerwillig einräumte. Unsere Mahlzeiten waren nie gemeinschaftlich gewesen. Mein Vater aß meist in Gesellschaften oder Restaurationen, meine Mutter rief mich bisweilen in ihr Zimmer, um Mittags eine kleine Leckerei mit ihr zu theilen, zu anderen Zeiten bekam ich mein dürftiges Mahl aus den Händen und in der Stube einer Art von Haushälterin, die, wie mein Vater, von englischer Abkunft war. Ich kannte diese Person nur unter ihrem Taufnamen: Ellen; sie war nicht mehr ganz jung aber hübsch, und hatte eine Tochter bei sich, die die kleine Ellen im Hause genannt wurde, und, ein Paar Jahre älter als ich, ein schönes, schlaues und bösartiges Kind war. Hier aß auch Jakob, der sich bald im Hause auf mancherlei Art nützlich und, so schwer

dies bei so kalten und lieblosen Personen als meine Umgebung war, auch beliebt zu machen wußte."

Die bleiche Erzählerin, die bis dahin mit zu Boden geheftetem Blick gesprochen hatte, erhob bei diesen Worten ihre sanften Augen und sah in das erregte Gesicht ihres Zuhörers.

„Wie soll ich es machen, Herr Doctor," fuhr sie fort, „um Ihnen den Knaben zu beschreiben, ohne in den Verdacht der Uebertreibung zu fallen. Es gibt aber Wesen in der Welt, auf deren beglücktes Haupt die Natur all' ihre schönsten Gaben mit freigebiger Hand ausschüttet. Jakob war einer dieser Begünstigten der Gottheit. Die höchsten Geistesanlagen, die seltensten Talente schmückten ihn und ohne schön zu sein, war doch auch seine äußere Erscheinung schon eben so auffallend als einnehmend, Er war der Musterschüler in der billigen Anstalt, in welche mein Vater ihn in den ersten Tagen nach seiner Ankunft gebracht hatte, er verstand im Hause bei allen kleineren und größeren Geschäften hülfreiche Hand zu leisten, Gardinen nach beliebten Mustern aufzustecken, abgerissene Tapeten anzukleben, Schlösser zu repariren, Bücher zu binden und tausend und tausend andere Dinge. Ehe er noch acht Tage im Hause gewesen, waren wir, er und ich, die innigsten

Herzensfreunde. Wie konnte dies auch anders sein, waren wir doch Beide einsame, ungeliebte Kinder und trugen Beide in uns das tiefe Bedürfniß, den brennenden Durst nach Herzensglück und Geistesnahrung. Denn auch ich, die Sie hier vor sich sehen, gedrückten Geistes, mit gebrochenem Herzen und früh verwelktem Leibe, war ein begabtes, ungewöhnlich regsames Kind und ich fand bei dem neuen Freunde Alles, wornach ich mich so heiß gesehnt hatte, Liebkosungen, Belehrung, Theilnahme an jedem Schmerz, selbst wenn ich ihm nicht Worte zu geben wußte, Verständniß für jede meiner kindischen Freuden und Beschäftigungen. O die Welt war eine andere geworden für mich, seit Jakob Grey neben mir lebte. Der Altersunterschied zwischen uns Beiden befähigte ihn, mir eben sowohl ein Gegenstand der Liebe als der Ehrerbietung zu sein. Er war mein Lehrer und Vorbild so gut als mein Spielgefährte, und wir hingen mit einer Liebe aneinander, die uns nichts vermissen ließ, als allmälig die Armuth einzog in die öder und öder werdenden Räume des Vaterhauses. Von Anfang an war wohl dort mehr ausgegeben als eingenommen worden. Meine Mutter kümmerte sich wenig oder gar nicht um den Haushalt, der ganz in Ellen's Händen war. Ohne

Beschäftigung, eine Laute im Arm, lag die schöne Hausfrau auf der Sammtottomane ihres Zimmers, oder sie las einen französischen Roman. Kam dann mein Vater nach Hause, so verlangte er Alles, was er bedurfte, von Ellen und ging höchstens zu meiner Mutter, um von dieser Geld zu fordern. Dann gab es Scenen zu grauenvoll und entsetzlich, um sie zu beschreiben. So lange meine Mutter noch etwas von dem hatte, was sie durch die Großmuth ihres ersten Gatten besaß, gab sie Anweisungen auf den Rest dieses Vermögens; als es in alle Welt zerstreut war, gab sie, wiewohl mit großem Widerstreben, den Schmuck, der, noch ein Erbe ihrer Eltern, aus der glänzenden Zeit ihres Jugendlebens stammte. Endlich besaß sie nichts mehr, selbst die seidenen Betten, das schöne Weißzeug waren verpfändet und verkauft. Trödler trugen Trumeaux und Schränke aus dem leer werdenden Hause. Die Stirn meines Bruders bewölkte sich bei jedem solchen Vorgange, ich dagegen blieb, kindisch wie ich war, ruhig und fröhlich. So lange Jakob mich zwischen seinen Knien hielt, so lange war ich glücklich und zufrieden. Um jene Zeit schon entwickelte sich das glänzende Talent meines Bruders und zwar, so viel ich mich erinnern kann, ganz ohne Anleitung. Jakob war es, der

meine Kindheit vor wirklichem Mangel schützte. In seinen Freistunden malte er für einen Kunsthändler. Anfangs Kästchen und ähnliche Dinge auf Holz oder Pappe, dann wirkliche Bilder und wir Kinder hatten zu essen und nicht selten brachte er mir ein neues Kleidchen oder hübsche Strümpfchen oder ein Paar Schuhe. Er lehrte mich, mir das Haar selbst flechten, eben so gut als schreiben, lesen und zeichnen, er war mir Vater, Mutter, Bruder, Alles in Allem. — Meine Mutter kränkelte indeß und bedurfte der Pflege und Wartung. Jakob war Nächte lang bei ihr und lehrte mich für sie sorgen, wenn er in der Schule war oder zeichnen mußte, die kranke Frau gewöhnte sich an uns und liebte uns Beide, und als eines Tages uns die Nachricht ward, daß Herr Moris, mein Vater, nebst Ellen und ihrer Tochter unsichtbar geworden seien, war es für uns kein Schreck und Kummer, wir hatten unsern Beschützer neben uns in Jakob. Meine Mutter hatte, nachdem ihr zweiter Gatte sie ihrem Schicksale überlassen und sie sich dem Grabe zuwanken fühlte, fast nur einen Gedanken, den, den Mann und den Sohn, von denen ihre Leidenschaft sie getrennt, noch einmal im Leben wiederzusehen und ihre Verzeihung zu erlangen. Ich darf wohl sagen, daß diese unglückliche Frau ein

wunderbares Gemisch von Leidenschaft und edlen Gefühlen war. Zwar verlor ich sie in sehr jungen Jahren, aber dennoch schwebt ihr Bild lebendig vor meiner Seele. Sie war bis zu ihrem frühen Tode von einer fast engelhaften Schönheit und dabei begabt mit dem Talent, jeden in ihr aufsteigenden Gedanken in schöne und passende Worte kleiden zu können. Ihre Reue, ihre Verzweiflung, die Sehnsucht nach dem fernen Sohne, waren Gegenstände ihrer steten Unterhaltung mit uns Kindern. Jakob freilich war kein Kind mehr, sondern ein siebzehnjähriger Jüngling, und wie er zu Allem in der Welt Rath wußte, so fand er auch Mittel, den Wunsch meiner Mutter zu erfüllen und ihr Geld und Reisegelegenheit hierher und eine kleine passende Wohnung hier zu besorgen. Er brachte uns auch noch hierher und dann trennten wir uns. In der ersten Nacht, die wir in dem kleinen Häuschen in der Sandgasse zubrachten, das dem Registrator Semmler gehörte, der damals noch ein Jüngling war, trat mein Bruder Jakob an mein kleines Bett, knieete vor demselben nieder, schloß mich leicht in seine Arme und drückte auf meine Kinderstirne einen Kuß. „Lebe wohl, mein Engel, mein süßes Schwesterchen,“ flüsterte er leise, um mich nicht zu erwecken — „wir sehen uns wieder.“

Obgleich ich kein Glied geregt, hatte ich doch jedes Wort gehört, nicht aber den Sinn geahndet. Am andern Morgen war Jakob fort. Er war nach Italien gegangen, sich dort für seine Kunst auszubilden. Wir bedurften seiner materiellen Hülfe freilich nicht mehr, denn er hatte einen Mann auf unsere Lage aufmerksam gemacht, der eben so edel als wunderlich für uns sorgte, ohne daß wir wußten, woher die Mittel zu unserer Subsistenz kamen. Alle Monat, am Tage der Abreise meines theuren Bruders, erschien der Ortsgeistliche, Pastor Semmler, bei uns und brachte uns eine, zu unserem dürftigen Leben ausreichende Geldsumme, als eine Gabe von Jakob Grey. Gewissermaßen kam das Geld auch von ihm, denn er hatte Herrn Wallfeld, den ersten Gatten meiner Mutter aufgesucht, ihm die Lage der schuldigen, unglücklichen, bereuenden Frau geschildert und ihn um Erbarmen für sie und mich gebeten. Herr Wallfeld war es, der uns erhielt und der mir bald seine Theilnahme auch durch sanfte Worte und Liebkosungen zeigte, wenn er — wie dies täglich geschah — an unserer abgelegenen Wohnung vorüberging. Sein Sohn — mein Bruder, der Senator — theilte diese Güte und Großmuth nicht. Je mehr er den ernsten, milden und würdigen Vater verehrte,

desto tiefer verachtete er die leidenschaftliche und schuldbefleckte Mutter, die seine schutzlose Jugend verlassen und den edelherzigen Gatten schwer beleidigt hatte aus Liebe zu einem so höchst unwürdigen Menschen, als es mein Vater leider wirklich war. In seinen Augen war seine Mutter das verächtlichste und hassenswürdigste aller Wesen und von dem kleinen Geschöpf, das solchen Eltern entstammend ihre Züge trug, erwartete er in jeder Beziehung das Allerschlimmste. Endlich kam auch der Tag, an dem meine Mutter, die Nähe ihres Todes fühlend, flehentlich um ein Wiedersehen des Gatten und Sohnes bat. Pastor Semmler trug dem beleidigten Manne die Bitte der Sterbenden vor und den Sohn an der Hand führend, erschien er an ihrem Bett. Ich war damals ein vielleicht zehnjähriges Mädchen. Meine Mutter lag auf ihrem ärmlichen Bett, bleich und abgezehrt, aber ihr Haupt, von gold'nen Flechten eingerahmt, war immer noch schön, ja vielleicht schöner als zur Zeit ihrer blühenden Gesundheit, denn der Glanz der tiefdunkeln Augen war geisterhaft und die leichte abgezeichnete Röthe der schwindsüchtigen Wange, die Glut der Lippen verliehen ihr einen Ausdruck, der jeder Beschreibung spottet. Sie hatte mich an ihr Bett gerufen, in dem sie, am Kissen

gestützt, aufrecht saß und hielt mich mit ihrem Arm umschlungen, als Herr Wallfeld eintrat. Ich kannte ihn schon, wir waren längst Freunde geworden bei seinen Spaziergängen an uns'rem Hause vorüber. Herr Wallfeld trat sogleich an das Bett seiner einstigen Gattin, ergriff ihre abgezehrte Hand und sagte mit sanfter Stimme: Du hast schwer gelitten, arme Thekla. Die Strafe, die ich einst über Dich verhängte, indem ich Dich der Willkür eines unedlen und lieblosen Menschen überließ, war zu hart für Deine Jugendverirrung. Ein Mann, der die Gattin eines Freundes verführen und Unehre in ein Haus bringen kann, das ihn gastlich aufgenommen, hat sich schon als Schurken documentirt und verdient weder das Mitleid der Welt, noch die Großmuth des Beleidigten, am wenigsten aber die Liebe der Frau, der er Seelenfrieden und Lebensglück raubte. — Wehe mir, sagte die unglückliche Frau, daß ich die Wahrheit dessen, was Du sagst, durch eigene Erfahrung kennen gelernt habe; aber glaube mir, Du letzter Freund, der mir auf Erden geblieben, auch ich verdiene Deine Verzeihung und Großmuth nicht, aber ich bedarf ihrer, weil ich ein unglückliches Wesen schutzlos in der Welt zurücklasse, das ohne Deiner Barmherzigkeit dem Elend und wahrscheinlich dem

Laster preisgegeben wäre; denn dies unglückliche Kind trägt in sich das Blut schuldiger, leichtsinniger, ehrloser Eltern — und kann man Trauben lösen von den Disteln oder Feigen von den Dornen? Erbarme Dich Jakobinens, wie Du Dich einst meiner erbarmtest, da Du mich, ein verlassenes, verwaistes, an Luxus und Ueberfluß gewöhntes Kind zu Deiner Gattin machtest, um mir Gutes erweisen zu können. — Sage das nicht, Thekla, ich heirathete Dich nicht aus Mitleid, sondern aus großer, vielleicht unvernünftiger Liebe. Selbst Deine Fehler erschienen mir nie als solche. Wenn Du mehr Bedürfnisse hattest und sie rücksichtsloser befriedigtest als sonst Frauen in bürgerlichen Verhältnissen, so sah ich darin nur die natürlichen Folgen Deiner vornehmen Abkunft, wenn Du heftiger und leidenschaftlicher warst als alle Weiber, die ich kannte, so erschien mir das als die reizende Eigenschaft Deines sarmatischen Blutes. Thekla, ich habe Dich sehr geliebt und sehr durch Dich gelitten. Ich habe ganz eigentlich Vater und Mutter um Dich verlassen, und als Du mich verließest, die Folgen meines eigenen Ungehorsams gegen meine Eltern gefühlt. Ich verzeihe Dir, wie ich hoffe, daß auch mir verziehen wurde, und Dein Kind soll mein Kind sein, als wäre Dein Fehler

nie begangen worden. — Sie küßte leidenschaftlich seine Hände und winkte dann ihrem Sohne, der nur widerstrebend näher trat. Umarme Deine Mutter und Schwester, sagte Herr Wallfeld zu dem Jünglinge, aber er stand ernst und kalt da, ohne eine Hand zu regen. Mein kindisches Herz krampfte sich voll Angst zusammen beim Anblick der gefurchten Stirne und des stieren Blickes, womit er uns anblickte. Mein Vater hatte ähnlich ausgesehen, wenn er grimmig war, obgleich er schön und der junge Wallfeld eigentlich häßlich war, und auch mein theurer ferner Bruder hatte einen solchen Blick in bösen und traurigen Stunden, vor dem ich zitterte, denn er hatte ihn nur nach den heftigsten Gemüthsaufregungen, die freilich zur Zeit, als Herr Moris noch unter uns weilte, nicht zu den Seltenheiten gehörten. — Was soll ich noch weiter erzählen von diesem trüben Morgen. Meine Mutter starb noch im Laufe des Tages und Herr Wallfeld holte mich in sein Haus ab. — Ich war zehn Jahre und einige Monate alt, als ich mit Erfahrungen, wie sie oft Greise nicht schmerzlicher haben, in diese Räume trat. — Ich mußte Herrn Wallfeld Vater und seinen Sohn Bruder nennen, zu dem letzteren hatte ich ein unzweifelhaftes Recht, das erstere war ein Geschenk

seltener Großmuth und Güte. Aber als Großmuth und Güte ward es mir auch angerechnet und keine Stunde in meinem Jugendleben verging, da mich nicht etwas daran erinnert hätte, daß ich nur aus Großmuth und Güte hier geduldet wurde. Ich habe oder hatte vielmehr einst in Lebhaftigkeit und Geistesregsamkeit viel Aehnlichkeit von meiner unglücklichen Mutter. — Die Erziehung, die man mir gab, das Leben, das ich führte, unterdrückten jeden Funken dieses natürlichen Feuers. Jedes laute Wort von mir ward als eine Art von Verbrechen betrachtet, und man hätte es für den bodenlosesten Leichtsinn gehalten, wenn ich wie andere Kinder einmal über die Stube gehüpft wäre oder ein Liedchen geträllert hätte. Du mußt arbeiten lernen, meine Tochter, sagte mein strenger Pflegevater, wenn er mich zu Beschäftigungen anhielt, die viel zu schwer für mein Alter, und meistens gänzlich gegen meine Natur waren. So erinnere ich mich noch mit Entsetzen der namenlosen Pein, die ich empfand bei einer Beschäftigung, die zum Handwerk Herrn Wallfeld's gehörte und die ich mit mehreren auf Taglohn gedungenen Mädchen theilen mußte, es war das sogenannte Nuppen der Tücher, die zu diesem Zwecke über ein tischartiges Gestell geworfen wurden, das

man in die Höhe schraubt; so liegt stets eine Fläche Tuch von etwa zwei Ellen in's Gevierte vor dem Auge und aus derselben muß man mittelst einer kleinen Zange alle Knötchen und übel gefärbten Haare auskneifen. Es gibt nichts langweiligeres als dies Geschäft, zu dem ich jeden Tag mehrere Stunden lang verdammt war.

Ein Wort, ein Blick, als ob mir das nicht gefiele, erregte das Achselzucken meines Bruders, dem dann gewöhnlich bald eine lange, ernste Ermahnung meines Pflegevaters folgte, der mich darauf aufmerksam machte, daß ich arm sei und von bösen Eltern stamme und so doppelt Grund zur Arbeit hätte; einmal, damit ich mein täglich Brod nicht umsonst äße und dann auch, damit ich durch Fleiß und Thätigkeit die mir innewohnenden bösen Regungen bezwingen lerne. In mir — die ich damals noch jung und lebensmuthig war — lag etwas von dem Wesen meines Bruders Jakob, ich hatte glückliche, sehr glückliche Anlagen. Ich zeichnete, malte, modellirte — freilich heimlich, aber mit vielem Geschick. Herr Wallfeld durfte davon nichts wissen. Er nannte diese Beschäftigungen das „dem Teufel gegebene Haar" und verbot sie mir gänzlich, desto strenger auf solche Arbeiten haltend, bei denen tödtliche Langeweile meine

Gedanken wirklich leicht auf böse Wege führen konnte. Ich sprach und las polnisch, deutsch und englisch, da ich alle drei Sprachen in der ersten Kindheit erlernt hatte, lesen aber durfte ich nie, außer Gesangbuch und Bibel, weil alle Bücher jungen Mädchen schädlich sein könnten. — So lebte ich, so wuchs ich auf. Ich fühlte das Gewicht der Dankbarkeit, die ich Herrn Wallfeld schuldete, wie eine Bleilast auf meinen Schultern, und doch dachte ich jeden Tag, ich würde glücklicher gewesen sein, wenn er mich meinem Schicksale auf der Landstraße überlassen hätte. Ohne Unterricht war ich doch musikalisch, jedes Instrument, das in meine Hände fiel, konnte ich bald behandeln und meine jugendliche Stimme war süß und rein. Aber ich durfte auch nicht singen, als höchstens einen Psalm oder Choral.

Weil ich nun von Allem dem, wozu ich natürliche Neigung hatte, freilich aus bester Absicht, zurückgehalten, zu Allem dem, was mir nicht zusagte, mit großer Strenge und Consequenz gezwungen wurde, so war die natürliche Folge, daß ich oft bei Ungehorsam ertappt wurde.

Die natürlichen Neigungen eines Menschen, die man gewöhnlich Talente nennt, sind wie die Wasserdämpfe; je mehr sie gedrückt und gepreßt werden,

desto heftiger und unaufhaltsamer wirken sie nach außen; ich sang, ich malte, ich las oft Nächte lang, ich konnte eben nicht anders, Gott helfe mir, und wenn der Tod darauf gestanden hätte, ich konnte nicht anders.

Unser Haus, wissen Sie, Herr Doctor, gränzt an das, was früher die Eltern der Räthin Baum bewohnten. Mit den Kindern dieser Familie durfte ich bisweilen spielen, aber auch hier verfolgte mich der Fluch meines Daseins; das Bewußtsein, daß ich meine Existenz der Großmuth eines beleidigten Gatten verdankte und daß meine rechten Eltern, besonders aber meine Mutter, schweres Unrecht begangen. O mein Herr Doctor, die menschlichen Gesetze haben keine Strafe gelegt auf die Sünde wider das sechste Gebot, desto fürchterlicher bestraft es die öffentliche Meinung, die die Schuld der Väter noch an den Kindern rächt. War ich unartig, ungehorsam, eigensinnig oder zeigte sich noch der letzte ersterbende Rest kindlichen Muthwillens in mir, so sagte man laut und bitter: „natürlich bei solch' einem Kinde"; und zeigte sich blitzend, wie die Spur des Silbers in den Schlacken des Erzes, ein Funke der mir angebor'nen Talente, so lächelte man, zuckte die Achseln und meinte leise flüsternd, daß die Kinder der Leidenschaft

stets die begabteren wären. O mein Gott, es gibt keine Seelenqual, mit der man ein Kind foltern kann, die ich nicht gekostet hätte, kein Leid, das nicht seine kalten, bitteren Ströme über mein junges Herz ergossen hätte, und doch waren die Menschen, unter denen ich lebte, nicht schlecht, sie waren sogar pflichttreu, großmüthig und redlich.

So wie mir, mag in gewissen Beziehungen den Gewächsen zu Muthe sein, die ursprünglich einer wärmeren Zone angehörig, durch eine Reihe von Zufällen sich allmälig in einer kalten einlebten. Wie die Birke, die am Nordpol als elendes Kraut am Boden hinkümmert, da sie doch bestimmt ist, ihr grünes Haar auf schlankem Stamm in den Lüften zu wiegen, so verkümmerte auch ich, das von Natur lebhafte, glücklich begabte Kind ward schweigsam, schüchtern und menschenscheu. Ich verbarg meine Talente wie mein Gesicht wo möglich vor jedem Auge, ich sprach fast gar nicht und antwortete auf jede Frage nur das Nothdürftigste, und nun nannte man mich verstockt und hinterlistig."

In diesem Augenblicke hörte man Geräusch unten in den Wohnräumen. Secretair Walter rief mit lauter Stimme nach dem Doctor Franke.

Jakobine horchte ängstlich auf und sagte dann:

„Gehen Sie hier hinaus und verschweigen Sie ohne Unterschied Jedem, daß wir mit einander gesprochen. Abends sehen wir uns wieder, Herr Doctor, denn ich muß Ihnen noch Vieles mittheilen; geh'n Sie mit Gott."

Sie öffnete bei diesen Worten eine Seitenthür ihres Zimmers. Franke schlüpfte die Hintertreppe hinab durch das Laboratorium und trat dann durch die Gartenthür in's Haus und in sein Zimmer, wo eine seltsame Ueberraschung seiner wartete.

Zwölftes Kapitel.

Mutter und Sohn.

Walter empfing ihn schon in der Thür, und auf dem Sopha unter jenen schönen Bildern saß eine Dame in modischer und eleganter Tracht, in Hut, Schleier und Mantille.

Wen habe ich die Ehre? wollte der Doctor eben fragen, aber sie stand auf und warf sich ihm mit lebhaftem Ungestüm an den Hals. Es war seine Mutter, die durch die Unterstützung des Sohnes Mittel gefunden hatte, wieder mit einigem Luxus aufzutreten und die von der Langeweile gepeinigt, welche sie mütterliche Sehnsucht nannte, ihre kleine

Wohnung in der Residenz verlassen hatte, um den Sohn in seiner noch kleineren aufzusuchen.

Zur Schande des Helden uns'rer Erzählung müssen wir hier der Wahrheit getreu berichten, daß seine erste Empfindung beim Anblick der Mutter keineswegs freudig war. Wo sollte er sie herbergen? wie seine Lebensweise künftig einrichten? welchen Eindruck mußte die rohe Frau, entkleidet von dem Glanz des Reichthums, der vor Jahren ihre Schwächen verdeckt, auf seine Bekannten, vor allen Dingen auf Maria machen?

Diese Fragen standen in dem Augenblicke vor seiner Seele als seine Mutter ihre Arme um seinen Nacken schlang und sein Gesicht mit Küssen bedeckte. Welchen Einfluß die Meinung unserer Umgebung und besonders der Personen, die wir achten und lieben, auf uns hat, erfahren wir in ganzer Ausdehnung nur in wenigen Augenblicken des Lebens; das plötzliche Wiedersehn seiner Mutter war ein solcher für Franke.

Während die Matrone sich in allerlei Mittheilungen erging über Personen und Verhältnisse der Residenz, standen ihrem Sohne seine kleinstädtischen Verhältnisse und Bekannten lebhaft vor der Seele und erfüllten ihn mit einem peinlichen Gefühl, wenn

ein Sprachfehler seiner Mutter oder der merkliche jüdische Dialekt derselben sein Ohr beleidigte.

Madame Franke hatte aus den Geldsendungen, welche sie von ihrem Sohne erhalten, auf eine glänzende Einrichtung desselben in seinem eigenen Hause geschlossen, und war sehr erstaunt, ja erschrocken, ihn Chambre garni wohnend und von dem Tisch seines Wirthes Hausmannskost speisend zu finden.

Als sie aber jetzt erfuhr, daß er ihr die Hälfte seines Einkommens gesendet habe, und von der ihm gebliebenen Hälfte noch solche Schulden seines Vaters abbezahle, die das Hab' und Gut armer sparsamer Leute gewesen, sah sie den rechtschaffenen Sohn mit ihren großen, tiefschwarzen Augen, denen die Jahre noch nicht den Glanz geraubt, verwundert an, senkte ihr Haupt auf die Brust und weinte. Es wäre eine Lüge zu behaupten, daß diese Thränen ganz und gar Thränen des Kummers waren über den verflogenen Reichthum. Ganz in der Tiefe des Busens der jüdischen Matrone lag ein Gefühl von Stolz und Glück, das ihr zuflüsterte, ein Sohn wie der ihrige sei mehr werth, als die goldenen Ketten und der Schmuck, von dem sie sich zur Zeit des Banquerots so schmerzlich getrennt.

Franke mußte seine Krankenbesuche machen, die

Mutter erinnerte ihn selbst daran und versprach, sich während seiner Abwesenheit nicht die Zeit lang werden zu lassen.

Franke ging fort und sein erster Weg war zu Marien, die er fast ganz genesen und wie sonst im Kreise ihrer Kinder fand.

Es war ihm peinlich, nun von der Mutter zu beginnen; doch er fühlte, daß er die alte Frau gerade bei Marien einführen müsse, wenn er noch länger in freundschaftlicher Verbindung mit dieser bleiben wolle, und so erzählte er denn von der Ueberraschung des heutigen Morgens.

Frau Baum zeigte eine so wahre und herzliche Freude, daß Franke sich noch mehr scheute, ihr das zu sagen, was sie, wie er glaubte, vor der persönlichen Bekanntschaft mit seiner Mutter durchaus wissen mußte, daß nämlich diese ziemlich roh sei, und schwerlich zu einem genauen Umgange mit der feinen und gebildeten Maria passen würde.

„Wie,“ sagte Frau Baum lächelnd, „eine Dame, die einst in einer glänzenden Residenz ein großes Haus machte, sollte nicht für mich arme Kleinstädterin passen?“

„Gnädige Frau,“ entgegnete der Doctor, „Sie wissen und ahnden in Ihrem Stillleben nicht, wie

erschrecklich wenig eigentlicher Bildung dazu gehört, ein großes Haus in einer Residenz zu machen. Für Geld kauft man in einer großen Stadt Alles, das Geräth, eine Tafel zu schmücken, die Speisen, sie zu füllen, die Hand, die das Alles ordnet, Kleidung, die dem äußern Menschen ein Ansehen gibt, Vorbilder, wie dieselbe getragen werden müsse, die Zofe, die den Putz der Gebieterin anlegt, selbst Stoff für eine Conversation in dem Besuche von Theater, Concert und der letzten Gesellschaft eines Ministers.

Ganz anders ist dies in den kleinen Kreisen eines kleinen Orts. Hier trägt sich die Langweiligkeit, vereint mit dem altfränkischen Wesen, das wir Kleinstädterei nennen, ganz offen und unbefangen zur Schau, aber auch wirkliche Bildung und echte Originalität liegen eben so offen da. Das Leben in einer großen Stadt ist wie der Laden eines Conditors, es ist Alles darin aus ein und derselben Schachtel vergoldet und überzuckert, und Kalmus und Pomeranzen präsentiren sich, so bitter sie auch inwendig sind, in derselben blanken süßen Hülle, wie Mandel und Zimmtstengel. Hier unter uns zeigt sich jedes Ding wie es ist, wenigstens ist der Ueberzug, den die Kleinstädterei gibt, eben kein blanker und süßer, sondern eher eine Art von Schimmel, der die guten Dinge, die er überzieht,

entstellt und nicht schmückt. Betrachten Sie so manchen unserer Bekannten und seh'n Sie, welch' herrliches Inneres unter dieser Hülle durch eigene Kraft der Zerstörung Trotz bietet. Sie kennen ja auch seit Jahren den Registrator Semmler; er ist einer der Beispiele von dem, was ich meine."

„Er ist ein sehr edler, trefflicher Mann, und ein interessanter dazu," entgegnete Maria mit großer Herzlichkeit. „Ein Mann, den ich mehr achte, als ich sagen kann und mit dem ich gern spreche, sei der Gegenstand des Gespräches, welcher er wolle, seine erhabene Wissenschaft oder ein Stückchen des Alltagslebens."

„Dieser Mann verehrt Sie sehr," warf Franke hin, dem ein bitteres Gefühl durch's Herz zog, als er sie so von einem Menschen sprechen hörte, dessen redliche Bewerbung sie einst ausgeschlagen, um ihren Trunkenbold von Gatten zu heirathen, weil er der reichere war.

„Er hat mich einst geliebt," entgegnete sie mit einer Ruhe, in welcher beinahe Hoheit lag, „und ich bin heute noch stolz darauf und würde sehr glücklich gewesen sein, hätte ich der Bewerbung dieses edlen, redlichen Mannes folgen können."

„Maria," sagte Franke und sein Herz schlug in

plötzlicher heftiger Aufregung, „Sie sind und bleiben mir] ein Räthsel, das zu lösen ich immerdar vergeblich strebe. Was bewog Sie, die Hand dieses Mannes auszuschlagen und —“

Sie warf einen Blick auf die Kinder, die arbeitend im Fensterbogen saßen, sah dann nach der kleinen Uhr auf ihrem Schreibtische, und sagte zu den beiden Mädchen gewendet: „Es ist Zeit, daß Ihr hinüber geht, Vater's Kaffe zu besorgen und nach dem Mittagessen zu sehen.“

Sie packten ihre Nähtereien zusammen, und eilten fröhlich hinaus, während Franke das unangenehme Gefühl, eine große Unvorsichtigkeit begangen zu haben, in sich überwand.

„Sie vergessen sehr oft, mein Freund,“ sagte, als sie allein waren, Maria traurig aber gütig, „daß mir Alles daran liegen muß, diesen Kindern die Achtung vor dem Vater zu erhalten.“

„Es sind Stellen im menschlichen Herzen“ entgegnete Franke, „die so empfindlich schmerzen, wenn sie berührt werden, daß man über dem zuckenden Weh Alles um sich her vergißt; so vergesse auch ich alle Rücksichten auf die verzwickten und unnatürlichen Verhältnisse, in denen Sie leben, wenn ich an das Leid denke, das Sie sich selbst, und ich möchte sagen, mit Ueberlegung erwählt und bereitet haben.“

Er ging heftig im Zimmer auf und ab, in ihm gährten die widerstreitendsten Gefühle und wollten sich durch keine conventionellen Formen niederdrücken lassen.

Der ganze Tag war ihm unter mancherlei Aufregungen dahin gegangen. Die Unterhaltung mit Jakobine, die plötzliche Ankunft seiner Mutter hatten die Reizbarkeit seiner Stimmung gesteigert, dazu sah die Frau, die er — das fühlte er jetzt wohl — mit einer an Wahnsinn gränzenden Leidenschaft liebte — bleich von der überstandenen Krankheit, so unsäglich anziehend aus. In ihrem dunkeln, tiefen Auge lag eine Sanftmuth und Milde, die ihm nur der Liebe zu gehören schien, und tief, ganz tief unten in seiner Männerseele hockte das Ungethüm, das bei Verhältnissen, wie das, in dem Franke Marien gegenüber stand, mehr noch als die Begehrlichkeit des eig'nen Blutes den Mann dreist und verwegen macht; ich meine der Zweifel an dem vollen Werth und der Seelenhoheit der Frau, die er liebt. Seine Augen flammten und die Pulse seiner Schläfen klopften sichtbar, als er sich dem Stuhle näherte, auf dem Maria wie immer mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt saß. Sie trug einen weiten Ueberwurf von blaßrother Farbe, der hoch an den Hals hinaufgehend sich um die schlanke

Gestalt in weichen Falten schmiegte und um die Taille nur von einer einfachen Schnur zusammen gehalten war. Franke stellte sich hinter ihren Stuhl und betrachtete mit einem seltsamen Gefühle die schöne Beugung des Kopfes, der sich über die Arbeit neigte, den Knoten des reichen Haares, das einfach im Nacken zusammengeschlungen an die schönsten Statuen erinnerte, und die feine Hand, die sich mit solchem graciösen Eifer bewegte. — Tausend Gedanken und Gefühle flogen blitzschnell durch seine Seele und ließen sein Herz beben und seine Fingerspitzen zucken. — Dies Weib, dies Meisterstück der Schöpfung, dessen vollendete Formen die Hülle eines tiefdenkenden Geistes waren, gehörte einem Trunkenbold! Er hatte, er selbst, die Küsse gesehen, die sie auf die vom Pesthauche des Lasters befleckten Lippen gedrückt, zwei Kinder, die sie geboren, verdankten ihr Leben dem Gatten, der das göttliche Weib vielleicht in viehischem Rausche in seine Arme geschlossen. Konnte ein Wesen, das so Unnatürliches, so völlig Entmenschendes ertrug, so erhaben denken und fühlen, daß es der ehrerbietigen Zärtlichkeit, in deren Schranken sich Franke bis dahin gehalten hatte, würdig war? Mochte sie nicht selbst vielleicht heißes Verlangen tragen nach dem Glück einer menschlichen,

wenn auch unerlaubten Liebe? Wie so schön, so weich blickten ihre Augen, wie zart rundeten sich diese Formen. Er blickte sie an, fest, glühend — und plötzlich warf er sich vor ihr nieder, umschlang ihre Knice und preßte Glutküsse auf ihre Hände, die er fest hielt, auf den zarten Fuß, den er auf sein wild klopfendes Herz drückte, auf den Saum des Kleides, das er erfaßte, als Maria, mit einer raschen, heftigen Bewegung sich befreiend, vom Stuhle aufgesprungen war.

Alles, was er in anderen ähnlichen Fällen erlebt oder gehört hatte, geschah hier nicht. Mariens Augen blitzten weder vor Zorn noch vor Liebe; einen Augenblick schien sie erschrocken und ward bleich, und die schönen, sanften Augen verschleierten sich mit einer Thräne. Sie wandte sich, um fortzugehen, nach der Thüre, kehrte dann aber wieder zurück, blickte den beschämt da stehenden Mann ernst und fest an und sagte mit bebender Stimme:

„Hat irgend etwas in meinem Benehmen und Character Ihnen Grund gegeben, gering von mir zu denken, Herr Doctor?“

Franke befand sich ziemlich in der Lage eines Schulknaben, der statt im Schulzimmer am Kirschbaum des Nachbargartens gefunden wird. Mit dem

nöthigen Erz hatte er seine Stirne in früheren Liebesabentheuern sonst wohl versehen gefunden, hier aber war der Fall ein sehr anderer. Nicht der betrogene Gatte, nicht eine getäuschte Mutter standen ihm gegenüber, er hatte nicht für eine Gefährtin seiner Betrügerei muthig einzustehen, sondern er selbst fühlte sich als Beleidiger einer Frau, die ihn wirklich nie ermuthigt hatte und zu aller Zeit sich ihm gegenüber in herzlicher Milde und Freundschaft gleich geblieben war.

„Verzeih'n Sie der Leidenschaft, Maria," versuchte er endlich hervorzustottern.

Sie machte eine ungeduldige Bewegung mit der Hand. „Sprechen Sie keine Possen, Doctor, Sie stehen keinem unerfahrenen Kinde, sondern einer ernsten, vom Schicksale schwer geprüften Frau gegenüber, die eben anfing Ihnen den Schatz einer aufrichtigen, achtungsvollen Freundschaft zu bieten, den Sie jetzt auf schlimme Art zurückweisen."

„Maria," sagte Franke mit tiefem Ernst, „ich liebe Sie wirklich und wahr."

Sie dachte einen Moment nach und sagte dann: „Sicher nicht in dem Augenblicke, da Sie mich schwer beleidigten. Ein Mann, der wirklich und wahr liebt, ist auch der beste Freund der Frau, der er sein Herz

gegeben, und schützt sie vor der eigenen Begehrlichkeit — kann er das nicht, so ist er alles, nur kein — Mann, und als solcher, lieber Franke, haben Sie sich bereits vielfach bewährt. Offen und wahr, ich bedarf Ihrer Achtung, da ich auf Ihren Beistand Anspruch mache; so sagen Sie mir denn, wodurch ich dieselbe verscherzt habe?"

Vergebens wand und krümmte sich der beschämte Mann, der klare Blick Mariens deckte die Blößen seiner Vertheidigung kalt und muthig auf, und er sah sich endlich genöthigt zu gestehen, daß allerdings ihre seltsam schiefe Stellung und die Art, wie sie dieselbe ausfülle, ihm Veranlassung zu dem Glauben gegeben, daß Sie — er wußte selbst nicht recht, wie er den Satz enden sollte, und Maria ergänzte denselben an seiner Statt, indem sie mit Festigkeit sagte: „Daß ich nicht abgeneigt sein dürfe, mir in einer Liebschaft mit einem Mann, der mein Haus betreten muß, einen aufregenden Zeitvertreib zu verschaffen."

„Sie sind grausam, Maria," sagte er, als sie ihm ernst in di e Augen blickte.

„Nichts weniger als das, Franke, ich sage Ihnen die Wahrheit, die man in der Welt stets unter breite Mäntelchen verhüllt, jeder weiß indeß doch, was hinter den Hüllen steckt. Wahrheit ist das Princip meines ganzen

Lebens und nur die Personen kann ich achten und lieben, gegen die ich wahr sein darf. Sie gehören dazu, lieber Franke, und es liegt mir viel, recht viel an Ihrer Achtung, darum schmerzte vorhin mich auch Ihr Betragen so tief, daß ich wie ein Kind zu weinen begann. Jetzt ist es vorüber, Sie haben mir — wenn auch nicht ganz ohne Umschweife — die Wahrheit gesagt und ich will Ihnen beweisen, wie werth Sie mir sind, indem ich es versuche, Ihnen die Motive meiner Handlungen und das Innere meines Lebens zu zeigen."

„Aber Maria," sagte Franke, „sind Sie denn ein Mensch wie wir andern, der Liebe geben und nehmen muß, wie er die Luft einathmen muß, um zu leben?"

„Verwechseln Sie nicht zwei Begriffe, die sich so fern liegen, daß man sie fast als Gegensätze betrachten könnte, Liebe und Liebelei. Auch ich muß Liebe geben und nehmen, um leben zu können — aber bin ich nicht Mutter? Kann nicht der volle ganze Strom meiner Liebe sich ungehindert ergießen über die Seelen meiner Kinder? Geben diese mir in der Achtung und Verehrung und der tiefen Anhänglichkeit, die sie mir beweisen, nicht einen voll-

ständigen Antheil an dem allgemeinen Menschenglücke, das wir Liebe nennen?".

„Und haben Sie denn nie geliebt, meine Freundin, geliebt in dem Sinne des Wortes, den man gewöhnlich damit verbindet?"

„Sie fragen kühn," entgegnete sie ohne zu erröthen, „doch ich habe Sie Freund genannt und werde wahr gegen Sie sein. Ja, ich habe geliebt innig und tief, ich habe meiner Liebe entsagen müssen, wie Tausende vor mir, aber ich fand mit Gottes Beistand das einzig richtige Ersatzmittel für die entflohene Liebe, Pflichttreue! — Viele Frauen, mein Freund, ziehen, wenn der Schmerz der Entsagung in ihrem Herzen wühlt, das schlechte Surrogat der Liebe, das ich Liebelei nannte, diesem so ausreichenden Ersatz vor. Das Gefühl der Liebe ist die eigentliche Blüthe des Menschendaseins und darum wie jede Blüthe vergänglich. Die Natur will, daß es zur Frucht werde; alles Gute, Edle, Große, das wir zu thun vermögen, wird gezeitigt aus dieser Blüthe, gleichviel, ob nach Gottes Willen der Sturm ihre Silberblätter verwehte, oder sie im natürlichen Verlaufe leise und allmälig zu Boden sinken; wer seine Kraft verwendet auf die Entwickelung der Frucht, für den ist das Abfallen der Blüthe, auch wenn es mo-

mentanen Schmerz macht, kein Leid. Aber das Gleichniß hinkt, lieber Franke, wie fast alle. Die Liebe ist eine Blüthe aus dem Garten des Paradieses, die, anders als die Blumen dieser armen Erde, sich fortentwickelt in unvergänglicher Schönheit, während in ihr die gold'ne Frucht des Wahren, Guten und Schönen mitreift. Wer gut bleibt und besser wird, um der Liebe willen, die er in der Tiefe des Herzens trägt, dem ist die Blume der Liebe nicht verblüht, dem kann sie nie verblühen, sie ist nur denen vergänglich, die gewalsamen, unerläßlichen Ersatz für das suchen, was Zeit oder Verhältnisse ihnen von Glück oder Liebe entrissen haben. — Liebschaften sind wie künstliche Blumen, die Thoren an verblühte Zweige heften, um sich oder Andere zu täuschen. Unter ihnen kann die Himmelsfrucht nicht reifen, denn sie bergen alle einen stechenden Draht in sich, mit dem sie sich an dem Herzen nur festhalten können, indem sie es verletzen. — Aber genug! Sie werden, lieber Franke, eine Scene wie die heutige nicht erneuern. Sie sind zu sehr Mann, um einer Leidenschaft unterliegend, die Ehre einer Frau zu kränken, die sich Ihrer Achtung nicht unwerth gezeigt hat, und ich habe Sie viel zu aufrichtig lieb, achte Sie viel zu hoch, um auch nur eine Minute

lang mit Ihnen Liebschaft zu spielen. Seien Sie mein Freund, bleiben Sie es vielmehr, denn Sie sind es ja; es ist nichts Kleines um die Freundschaft zwischen zwei rechtlichen Menschen, sie mögen von gleichem oder verschiedenem Geschlecht sein, ja ich glaube sogar, daß wahre Freundschaft zwischen Mann und Weib gerade durch die Verschiedenheit ihrer Gefühlslagen und Lebensansichten ihre besonderen Reize entwickeln muß."

Sie schwieg. Er küßte gerührt die schöne Hand, die sie ihm freundlich reichte, „Und nun, Franke, bringen Sie mir bald Ihre Mutter, und da haben Sie meinen Schlüssel, sehen Sie sich das Bild des Mannes an, den ich in meiner Jugend geliebt und nehmen Sie, wenn Sie wollen, mein Tagebuch, das an dem Orte liegt, den Sie kennen." Sie bezeichnete ihm jetzt den Federdruck in ihrem Arbeitskästchen, von dem ihm Walter einst gesprochen, und Franke war nicht erstaunt in dem Bilde, das er erblickte, das ihm wohlbekannte Gesicht des Malers Jacopo zu finden. Das Tagebuch Mariens nahm er mit sich, es sollte die Lectüre seiner nächsten freien Stunde sein.

So ging er, seine übrigen Visiten zu machen und kehrte spät heim, um mit seiner Mutter zu speisen.

Er traf die alte Frau in großer Aufregung.

„Gott der Gerechte," rief sie ihm schon von Weitem entgegen, „in welches Haus, unter welche Menschen bist Du gerathen, kann es denn in der Welt solche Geschöpfe noch geben? sind wir hier doch schlimmer d'ran, als wären wir gleich nach Australien ausgewandert."

Das Herz war ihm noch voll von seinem Gespräch mit Marien, und der Gedanke an die immer sanfte und milde Frau machte ihn geduldiger seiner Mutter gegenüber, als er es sonst wohl gewesen wäre.

„Was ist Dir begegnet und womit hat man Dich beleidigt, liebste Mutter?" fragte er ruhig und freundlich.

„Daß Du Dich doch möchtest endlich gewöhnen, mich zu nennen Mama, wie's sich schickt unter anständigen Herrschaften," sagte die Dame im Eifer und Aerger so sehr in den Jargon ihrer frühesten Jugendzeit zurückfallend, daß Franke, der desselben gänzlich entwöhnt war, erstaunt und fast erstarrt stehen blieb. Es war ihm ein peinliches Gefühl, an der Sprache seiner Mutter sogleich als ein Abkömmling des israelitischen Stammes erkannt zu werden. Der Jude, der dem Glauben seiner Väter

treu blieb, ist meist im Innern mehr stolz auf seine uralte, welthistorische Abstammung, als man gemeinhin glaubt, wogegen jeder Renegat, der nicht aus Schwärmereifer übertrat, sich seiner Herkunft gewöhnlich schämt und sie verläugnet.

„Aber was ist Dir denn hier begegnet, liebe Mama?"

„Was? großer Gott, diese Menschen kennen nicht ein Ding, was zum Leben gehört. Ich frage nach einem Lesepult, 's ist kein's im ganzen Hause; ich frag' nach einem Handtuchhalter, die Magd weis't mir einen rostigen Nagel; ich frag' nach einem Ofenschirm, Niemand hat von so etwas nur gehört — in Australien unter den Rothhäuten kann's gar nicht schlimmer sein als hier."

Franke lächelte. „Nun, beste Mama, lerne noch für kurze Zeit Dich ohne Lesepult, Handtuchhalter und Ofenschirm einrichten: wenn Du bei mir für immer zu bleiben beabsichtigst, so soll ein Fuhrmann uns in Kurzem Deine Mobilien bringen, ich miethe dann eine etwas größere Wohnung, kaufe was noch fehlen sollte zu einer anständigen Einrichtung und Du führst meinen Haushalt. Ich glaube mich wie aus einem Traume zu erinnern, daß mein Vaterhaus nicht immer glänzend war, und daß Du, meine liebe

Mutter, einst einer beschränkten Wirthschaft mit großer Klugheit und Sparsamkeit vorgestanden hast."

Frau Franke fühlte sich geschmeichelt durch das Lob des Sohnes. Sie nickte eifrig und sagte: „Ja! ja! ich kann sparen und wirthschaften, ich kann's im Großen und im Kleinen und hab' das Unglück nicht verschuldet, das uns traf."

Sie ordnete dabei den Tisch auf ziemlich unregelmäßige Weise, beklagte laut den Mangel von hundert Dingen, die sie mit arg verketzerten französischen Namen nannte, und setzte sich neben dem Sohne zu einer kalten Obstsuppe, der ein sehr wohlschmeckender Hammelbraten mit Kartoffeln folgte, welche Speisen sie durchaus gemein nannte, während sie ihnen doch sonst alle Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Es ward ihr ein Bett aufgeschlagen in jenem Zimmer mit den beiden Portraits, das Franke am Abende seiner Ankunft zuerst betreten hatte, und reisemüde wie sie war sagte sie ihrem Sohne zeitig Gute Nacht, der froh war, allein zu bleiben und über die Ereignisse des Tages nachzudenken. Sobald er glauben konnte ungestört zu bleiben, zündete er eine Lampe an und setzte sich, mit Mariens Tagebuch in der Hand, zum Lesen nieder, aber er hatte

kaum einen Blick auf die Handschrift geworfen, als ein leichter Finger an die Thüre seiner Schlafstube pochte, die, wie er wußte, nach der Familienküche führte und während seiner Anwesenheit nach seinem Wissen verschlossen geblieben war. Er rief leise „Herein,“ es ward von Außen aufgeschlossen und bleich wie ein Wachsbild, wie immer in ihre nonnenhafte Kleider gehüllt, eine Lampe tragend, die sie sorglich mit der Hand schirmte, trat Jakobine bei ihm ein. —

Dreizehntes Kapitel.

Ein gebroch'nes Herz. Fortsetzung.

Er konnte es nicht hindern, daß ein leichter Ausruf des Schreckens ihm entschlüpfte bei dem unerwarteten Anblick. „St!" flüsterte die seltsame Erscheinung, „verrathen Sie mich nicht durch einen Schrei. Zwar ist an meinem Ruf seit Jahren, ach seit vielen verzweiflungsvollen Jahren nichts mehr zu verderben, aber ich hoffe, man hat mich vergessen, fast vergessen wenigstens, und ich möchte nicht, daß irgend ein Schritt von mir mein trauriges Andenken erneuerte. Ich bin, obwohl um viele Jahre älter Sie, doch noch nicht alt genug, um die Verläumdung nicht zu wecken, wenn irgend wer es erführe, daß ich ein-

sam, um Mitternacht in ihr Zimmer geschlichen. Dennoch mußte ich Sie heute noch sprechen, die letzte Hoffnung meines armseligen Erdenlebens liegt in Ihnen; hören Sie meine Geschichte zu Ende und sagen Sie mir dann, ob ich auf Ihre Hülfe und Ihren Beistand rechnen könne, um mir das einzige Glück zu verschaffen, das mir hienieden noch zu Theil werden kann.

Als ich zwölf Jahre alt war, ward mein Stiefbruder Wallfeld, der bis dahin theils die Schule besucht, theils zu Hause Naturwissenschaften und besonders Chemie mit Eifer getrieben hatte, nach einer entfernten Gegend in eine große Färberei als Lehrling gethan und zu gleicher Zeit verheirathete sich mein Pflegevater zum zweiten Male. Die Frau, die in's Haus kam, war gutmüthig und harmlos und nahm sich meiner an. Es war ihr gleichgiltig, ob ich das wirkliche oder nur geduldete Kind in der Familie sei, in die sie trat, für sie war ich eine Stieftochter und sie war entschlossen, einer solchen kein Leid zuzufügen. Instinctmäßig fühlte sie auch, was mich am meisten schmerzte, und da sie selbst einige Freude an geistigen Beschäftigungen fand, so gönnte sie mir einwenig von dem Glück, das geistige Bildung gewährt. Ich durfte Sonntags lesen, malen und modelliren, wenn ich in der Woche

fleißig gewesen war, und sie fand große Freude an meinen Arbeiten. Durch diese gütige Freundin ward ich auch näher bekannt mit der Nachbarfamilie und Maria, vier Jahre jünger als ich, und ein eben so schönes als tallentvolles Kind, ward bald die Gefährtin bei allen meinen Beschäftigungen und meine lernbegierige Schülerin. — Der Commercienrath Werl war zu jener Zeit in unser Städtchen gezogen und hatte den Bau jener ungeheu'ren Fabriken begonnen, die nothwendig der Ruin uns'rer Familien werden mußten. — Herr Wallfeld war ein reicher Mann und schloß sein Geschäft, als der Commercienrath das seine eröffnete, zu wohl fühlend, das er nicht concurriren könne. — Mariens Vater handelte weniger klug. Er war ein starrköpfiger Mann, der gleich Anfangs mit großem Haß die Maschinenarbeit betrachtete und sich einbildete, wenn er alle seine Kräfte aufbieten würde, der Arbeit der Menschenhand, die er für besser hielt, den Sieg zu verschaffen. Sein völliger Ruin war die Folge seiner Handlungsweise. — Im Hause des Commercienrathes befand sich eine Person, die gleich, als ich sie erblickte, mir bekannt erschien. Es war die Schwester Herrn Werl's, eine nicht mehr junge, ganz als Dame auftretende Frau, die von einem jungen, sehr hübschen und zarten Mädchen be-

gleitet wurde, das sie Mutter nannte, und ich irrte nicht, als ich in der Aelteren, Ellen, die frühere Wirthschafterin im Hause meines Vaters erkannte, und in dem schönen Mädchen ihre Tochter, die kleine Ellen, vermuthete. — Ich hätte beide gern einmal gesprochen. So traurig auch meine Kindheit gewesen war, das Vaterhaus behält in der Erinnerung doch immer einen süßen Reiz für jedes menschliche Herz; auch hätte ich wohl wissen mögen, ob Ellen etwas von meinem verschollenen rechten Vater bekannt sei, mit dem sie höchst wahrscheinlich eine Zeit lang zusammen gelebt hatte. — Sie werden bemerkt haben, daß unser Gärtchen nach den Tuchrähmen hinaus führt. Bisweilen sah ich Ellen dort mit ihrem damals noch unverheiratheten Bruder promeniren, auch die Tochter war manchmal mit ihnen, und es kam vor, daß Mutter und Tochter allein, von einem Wege aus der Stadt durch die Hinterpforte des eben neugebauten Werl'schen Hauses heimkehrten, in diesem Falle mußten sie die ganzen Felder, die man aus meinem Fenster übersieht, durchschreiten, und ich beschloß, sie auf einem solchen Wege anzureden. Ich durfte nicht allzu lange warten. An einem Sonntage Vormittag, da Alle außer mir, die ich zur Beaufsichtigung der Küche zu Hause geblieben, in der

Kirche waren, sah ich jene beiden Frauen durch die Felder schreiten und ging ihnen mit heftig klopfendem Herzen entgegen. Ich war ein etwa dreizehnjähriges, fast ganz erwachsenes Mädchen und glich meinen beiden Eltern in so auffallender Weise, daß ich sogleich die Aufmerksamkeit der Aelteren erregte.

„Kennen Sie mich, Ellen?" fragte ich sie, meinen ganzen Muth zusammen nehmend.

„Jakobine! Sie sind es wahrhaftig," entgegnete sie ganz freundlich, „so ist es also wahr, daß der erste Gatte Ihrer Mutter Sie erziehen läßt und als sein Kind behandelt?"

Ich bejahte.

„Haben Sie gute Nachricht von Ihrem Vater?"

„Gar keine," sagte ich traurig.

„Und was wissen Sie von Jakob Grey?"

„Er ist in Rom und es geht ihm wohl. Alle Jahre schreiben wir einander zweimal, öfter wünscht mein Pflegevater diesen Briefwechsel nicht."

„Da werden Sie also von uns zuerst hören, daß in wenigen Tagen Herr Grey hierher kommt, um seinem Vetter von Seiten seiner verstorbenen Mutter — meinem Bruder Werl — bei den Einrichtungen seiner Fabrik behülflich zu sein."

Welch eine Nachricht für mich! wie schlug mein

Herz in unsäglicher Freude bei der Aussicht, den einzigen Menschen auf Erden, von dem ich gewiß wußte, daß er mich liebte, wieder zu sehen. Was hätte ich darum gegeben, näheres zu erfahren, aber ich mußte nach Hause, ich durfte Niemanden aus dem Hause des Commercienrathes in das uns're einladen und konnte eben so wenig hoffen, je die Erlaubniß zu einem Besuche bei Ellen zu erhalten. Wir trennten uns. Sie lud mich dringend ein, bald zu ihr zu kommen und versprach mir viel von Jakob, von meinem Vater und dessen frühern Verhältnissen, kurz von Allem, was mir, der verlassenen Waise, wichtig und hoffnungsvoll war, zu erzählen. — Bebend bat ich um die Erlaubniß Ellen aufsuchen zu dürfen. Mit Entschiedenheit und Strenge ward sie mir abgeschlagen. Ich hatte dies voraus gewußt. Herr Wallfeld wollte alle Erinnerungen aus meiner Vergangenheit möglichst tödten, ich solle mich als sein Kind fühlen lernen, und an frühere Verhältnisse gar nicht mehr denken, war sein Wort. Sein Kind! o Gott, in keiner Minute meines Lebens fühlte ich mich als das Kind des Hauses des Mannes, an dem meine unglückliche Mutter zur Verrätherin geworden. War ich doch ganz eigentlich das Kind des Verraths, das Kuckucksei im Nest der Grasmücke, und mußte das in jeder

Stunde fühlen. — Unterdrückt, wie ich war, kannte ich längst schon die Hülfsmittel der Unterdrückten: List und Ungehorsam.

Das Haus, müssen Sie wissen, Herr Doctor, ist, wie die meisten zu Tuchwebereien eingerichteten Gebäude, voll kleiner Gänge, zu denen an ganz unerwarteten Stellen Thüren und Thürchen führen. Seit längerer Zeit schon kannte ich die Schlüssel derselben, wußte genau, wo ein Schlüssel verschiedene Schlösser öffnete, und ging wie ein Geist durch Räume, die sonst Niemandem offen standen.

Ein Paarmal noch traf ich Ellen im Felde und versprach ihr endlich am nächsten Abende, da Herr Wallfeld sein Solokränzchen besuchte, zu ihr zu kommen. Die Hausthür wurde verschlossen, die Kinder aus Herrn Wallfelds zweiter Ehe zu Bette gebracht, ich klagte über Kopfweh, und sagte der kränklichen Hausfrau Gute Nacht.

Aber kaum auf meiner Stube angekommen, öffnete ich die mir bekannten Gangthüren, schlüpfte aus der Souterrain-Thür gehend in's Freie und war bald im Hause des Commercienraths, wo mich Ellen und ihre Tochter freundlich empfingen.

Eben so gelangten später jene beiden Frauen auch zu mir. Ahndete ich doch nicht, daß ich auf

diesem heimlichen Wege dem Verbrechen, der Verzweiflung Thür und Thor in das Haus meines Wohlthäters öffnete.

Nach einigen Wochen kam Jakob Grey hier an, ein schöner, hochbegabter, völlig durchgebildeter Jüngling. — Er arbeitete im Geschäft seines Vetters Werl, dessen Vater ihn in Italien bei seinen Studien unterstützt hatte, und betrat dreist und ohne Scheu und Rückhalt unser Haus. Anfangs hätte Herr Wallfeld dies wohl wehren mögen. Später nahm ihn Jakob's liebenswürdiger Character ganz ein, und mein Kindheitsgespiele ward der Gefährte meiner Jugend, mein unzertrennlicher Freund und endlich der Geliebte, an den ich alle Hoffnungen meines Daseins knüpfte; denn Jahre lang lebte er hier unter uns, und ward ein schönes Bindemittel zwischen den feindlich auseinanderstrebenden Naturen. — Seine Kunst schmückte das öde Haus mit ihren Blüthen, seine Herzensgüte versöhnte die Verhältnisse.

Er war endlich fast eben so sehr Sohn des Hauses als Herr Wallfeld, der nach ein Paar Jahren zurückkehrte und in das Geschäft des Commercienrathes Werl unter günstigen Bedingungen als Chef der Färberei eintrat.

Der ältere Wallfeld hatte sich durch Jakob's Ver-

mittlung auch mit dem Commercienrath ausgesöhnt, und so durfte Ellen und ihre Tochter mich besuchen und auch ich durfte, obschon selten, zu ihnen gehen. — Die Kinder zweiter Ehe und die gütige Frau starben bald nach einander, und Herr Wallfeld wünschte jetzt dringend die Verheirathung seines Sohnes, welche auch bald beschlossen wurde. Mein Stiefbruder hatte sich eine reiche, unschöne, aber sehr wirthliche und sorgsame Gattin gewählt, deren seltsamer und nicht liebenswürdiger Character sehr bald im Hause fühlbar wurde.

Jene Zeit war ganz eigentlich die Zeit meiner Blüthe. Da wir nicht ahndeten, daß möglicher Weise das Blut uns verknüpfte, so waren wir, Jakob Grey und ich, heimlich übereingekommen, Gatten zu werden. — Wir liebten einander, Herr Doctor, mit aller Glut der Jugend, ich für mein Theil liebte ihn mit fast wahnsinniger Stärke. Mein ganzes Leben bezog sich nur auf ihn. Ach ich muß all' meine Gedanken und Erinnerungen zusammen fassen, um Ihnen alles genau und Wahrheit getreu zu erzählen; doch kann ich das ja immer nur von meinem Standpunkte aus. — Ich war damals jung und ich glaube auch schön, wenigstens war meine Mutter, der ich glich, eine Schönheit gewesen, zudem ist im sechs-

zehnten Jahre auch die Unschöne erträglich. Das Gesicht meines Geliebten war mehr auffallend als schön, und der Zauber, der jedes Herz an ihn fesselte, lag in seinem Geiste, in dem Fluße seiner Rede, die bald wie ein Bergstrom dahinbrauste, bald mild war wie das Säuseln des Windes im Laube. Er lag in den Talenten, die ihn schmückten, denn es gab ja kein Ding, das er nicht verstand, Maler, Dichter, Musiker, unentbehrlich im Geschäft seines Vetters, hatte er noch Zeit zu tausend Spielereien. Als die kleinen Kinder Herrn Wallfeld's krank waren, machte er ihnen aus einem Papierbogen, den er faltete, hundertfünfzig verschiedene Figuren, zeigte mit seinen Händen ihnen Schattenspiele und Jongleurkünste, construirte Sparlampen für Frau Wallfeld, unterrichtete mich und Marien, trieb Chemie mit meinem Stiefbruder und hatte dennoch Zeit, manche Stunde heimlich und selig mit mir, in meinem kleinen Zimmerchen, in das er auf jenen mir bekannten Wegen gelangte, zu vertändeln. — O Herr Doctor! Jakob Grey, von uns Allen in der englischen Kürzung seines Namens Jack genannt, war ein Wesen, wie die Natur sie nur in ihren glücklichsten Momenten hervorbringt. Für mich war er der Inbegriff aller menschlichen und männlichen Vollkommenheiten, denn er war auch wahrhaft

gütig und großmüthig. Aber dennoch war er nur ein Mensch, schwach und unvollkommen; wie sehr ich ihn auch liebte und anbetete, wie wenig ich auch zu jener Zeit fähig war, seine Fehler zu erkennen und zu würdigen: er war ein fehlerhafter Mensch, so fehlerhaft, daß späterhin er vielleicht zum Verbrecher geworden ist, ihm fehlte der Grund aller menschlichen Vortrefflichkeit, der feste entschiedene Wille, immer das Gute zu wählen, weil dies Gott von uns fordert. Auch mir fehlte dieser Grund, obwohl ich, wie er, von Gott mit glücklichen Anlagen des Herzens und Geistes ausgestattet worden. — Wir waren glücklich, Jakob und ich. Das Geheimniß erhöhte nur unsere Seligkeit, und obgleich im Hause mich nach dem Tode meiner gütigen Stiefmutter und besonders seit der Verheirathung meines Stiefbruders mancherlei Unannehmlichkeiten trafen, ich fühlte sie kaum anders, als man Mückenstiche fühlt an einem lauen Sommerabende. — Neben mir erwuchs Maria, eine früh erblühende Schönheit, und die junge Ellen, die älteste von uns Dreien, konnte vielleicht für die reizendste gelten. — Mein Geliebter fand eine ächte Künstlerfreude in dem Studium unserer jugendlichen Züge. Er malte auf manchen Bildern bald uns Drei vereint, bald

jede Einzelne von uns und vor Allem fand er es hübsch, unsre jugendlichen Gestalten zu Staffagen von Landschaften zu wählen. Jenes Bild, das Sie kennen, stammt aus jener Zeit; auch malte er meinen Bruder und dessen Frau und hundert and're Portraits, denn es gibt ja fast keinen Menschen, der nicht Freude daran fände, sein Bild zu besitzen. Unser Städtchen ist voll von den Arbeiten Jakob Grey's. — Damals war dieser kleine Ort seine Welt und sein Alles, und er dachte weder an Italien, noch an irgend etwas anderes, als an seine Liebe, seine Kunst, seine Berufsarbeit und seine Freunde. — Unser Glück mochte etwa ein Jahr gedauert haben. Ich wünschte dringend, daß Jakob Herrn Wallfeld und meinen Stiefbruder zum Vertrauten desselben machen möchte, ich konnte an der Einwilligung beider nicht zweifeln. Jakob aber meinte, wir hätten noch Zeit zur bürgerlichen Philisterei und das heimliche Glück sei das Süßeste. Er war arm, wie ich es war, seine Subsistenzmittel erhielt er wie mein Stiefbruder aus dem großen Geschäft seines Vetters. Es schien mir, die ich, so lange ich zu denken vermochte, in beschränkten Verhältnissen gelebt hatte, als ob seine Einnahmen für uns völlig ausreichend sein müßten. Jakob aber dachte anders und so verstrich

die Zeit mehr und mehr. — Da kam plötzlich die Nachricht, daß ein Verwandter von Jack's Mutter gestorben sei und ihm ein für uns're Verhältnisse ungeheures Vermögen hinterlassen habe. Mein Geliebter war wie außer sich darüber. Er stürmte in mein Zimmer, umarmte mich mit wildem Entzücken und malte mir mit der ganzen Kraft seiner Beredtsamkeit die Zukunft, die uns'rer nun warte. — Jetzt werde mein Weib, meine süße, reizende Jugendgespielin, rief er. Den Reichen können die Fesseln der Ehe nicht erdrücken, und unter andern Bedingungen würde die hiesige Philisterwelt mir Deine theure Nähe doch nicht gestatten. Dann fort von hier, fort nach Italien, nach Griechenland. Dort, Jakobine, unter dem lauen Himmel des Südens, werden wir Beide erst zum Leben, zum Lieben, zur Kunst erblühen. O es ist etwas Göttliches um die Macht des Goldes. Gesundheit, Liebe, Genie, sind zwar für Gold nicht feil, aber Gold ist der Regen oder besser das Sonnenlicht, das Liebe, Genie und Gesundheit einst zum Wachsthum bringt. Wir Beide, Künstler durch Natur und Geburt, vereint durch eine Liebe, die fast so lange sich bewährt hat als unser Leben, jetzt vom Geschick begnadigt mit Reichthum, werden der erstaunten Menschheit zeigen können, welch'

ein Glück auf dieser Erde wachsen, blühen, reifen kann. — Er ging zu Herrn Wallfeld und brachte seine Einwilligung zu unserer Verheirathung jubelnd von ihm zurück. Dann flog er hinunter zu Marien, die damals etwa vierzehn Jahre zählte und bereits Noth und Elend kannte. — Die Wogen seiner ungestümen Freude begannen dort zu ebben. Mariens Schmerz über die Trennung von uns Beiden, die er ihr jubelnd verkündete, machte ihn ernster und trübe. — Mittags flog das Gerücht, daß Jack Grey reich geworden und sich mit der Waise Jakobine verlobt habe, durch die Stadt und Abends kroch das Elend und die Verzweiflung in Gestalt der alten Ellen in das Haus meines Pflegevaters. — Herr Wallfeld war Stunden lang eingeschlossen mit der Person, die die Verhältnisse meines rechten Vaters, von dem wir nicht einmal wußten, ob er lebe oder todt sei, genau kannte, kam dann auf mein Zimmer und befahl mir, nicht nach seinen Gründen zu forschen, aber es als ausgemacht anzunehmen, daß ich Jack Grey niemals heirathen könne. Ich bat, ich weinte, ich trotzte, ich rief Himmel und Hölle um Hülfe an, vergebens! Mit eisiger Kälte und Sanftmuth wiederholte er nur seinen Ausspruch und als endlich meine Verzweiflung wild sich hervorbäumte,

zog er sich, blaß wie eine Leiche und heftig zitternd, immer aber schweigend zurück. Es ist schwer, fast unmöglich für mich, die ich elend und zerbrochen bin, Ihnen, Herr Doctor, jetzt nach so langen schrecklichen Jahren die Charactere genau zu beschreiben. Denken Sie sich in Herrn Wallfeld einen wahrhaft tugendhaften, immerfort nach dem Rechten und Guten strebenden, in diesem Streben aber allmälig kalt gewordenen Mann. — Jetzt, da ich selbst alt und erstarrt bin, kann ich einigermaßen diesen Character erfassen. Was mir, dem damals jugendlich glühend fühlenden Mädchen wie starrer Eigensinn schien, war Folge fester und durchaus edler Grundsätze. — Herr Wallfeld hatte dem Weibe, das er geliebt und das ihn betrogen, verrathen und verlassen hatte, vergeben, er hatte sich des Kindes seiner Schande mitleidig und hochherzig erbarmt. Er hatte mit eiserner Consequenz dahin gearbeitet, die Gefühlsrichtungen, die er für fehlerhaft und von rechten Dingen abführend erachtete, in mir zu bekämpfen und Gehorsam, Ameisenfleiß und demüthige Ergebenheit in das Geschick mir anzuerziehen. Er konnte von mir Liebe, Dankbarkeit, Anerkennung wohl erwarten und mußte sie erwarten, um so mehr, da es nur hochherzige, edle Schonung war, was ihn bewog, mir

den Grund zu verschweigen, der mich für ewig von dem Geliebten meiner Jugend trennte. Aber die Natur ist stärker in uns, als alle Erziehung. Meinem Pflegevater gegenüber war ich ein Zigeunerkind, das sich nie an die Civilisation gewöhnen kann. Liebe, Kunstsinn, das Gefühl, hier ewig fremd, ewig und aus Barmherzigkeit, ja aus Großmuth geduldet zu sein, hatten mich gänzlich von all' den Personen entfernt, zu denen mein trübes Geschick mich geführt, am meisten aber von Herrn Wallfeld selbst. — Ich hatte ihn stets mehr gefürchtet als geliebt. Seiter — ohne Grund, wie ich wähnte — mich von Jack trennte, haßte ich ihn mit tiefster Bitterkeit, und alles Böse, was in mir lag, brach in einen wilden, schäumenden Strom hervor. — Als er mein Zimmer verlassen hatte, warf ich mich wie rasend zu Boden, zerraufte mein Haar, zerschlug meine Brust und klagte wild mein Geschick an, das mich in Verhältnisse geworfen, die meiner innersten Natur so ganz entgegen, das mir Alles versagte, was mich beglücken konnte. So fand mich mein Stiefbruder. Dieser Mann, der seinen Vater eben so sehr liebte als hoch verehrte, hatte mich nie mit freundlichen Augen betrachtet. Er sah in mir nur zu deutlich den lebenden Beweis der Schande und Pflichtlosig-

keit seiner Mutter, die ihn, den jungen, hülfsbedürftigen Sohn, verließ um der Leidenschaft willen, die mir Unglückseligen das Leben gab. Auch ihm hatte sein Vater den Grund verschwiegen, weshalb er mich von Jack trennte, aber er mochte ihn ahnden.

Mit Härte, sagte er mir, daß ich zu Gehorsam und Glauben verpflichtet sei. Gegen ihn floß meine Verzweiflung über. — Hätte mich Dein Vater auf der Straße verderben lassen, sagte ich außer mir, es wäre mir, bettelnd an der Thüre singend, im Schmutze der Landstraße, im Lärm der Schänke, wohler gewesen, als in der öden Langweiligkeit dieses Hauses, als unter dem steten Druck, den man hier geflissentlich auf jede in mir aufstrebende Kraft legte. Ihr liebt mich nicht, Ihr brüstet Euch mit den Wohlthaten, die Ihr mir erzeigt, und freuet Euch pharisäisch Eu'rer ungeprüften Tugend, mir, dem Kinde der Leidenschaft gegenüber. Ich und meine arme Mutter, die unter Euch mit ihrem warmen Herzen wohl wie ich gelitten hatte, dienen Euch zum Hohlspiegel, worin Ihr mit albernem Dünkel Euere eigene erhabene Vortrefflichkeit unter zehnfacher Vergrößerung schaut. Daß sich der Wurm krümmt, wenn er getreten wird, das haltet Ihr für sein Verbrechen, aber der Bogen ist jetzt zu straff gespannt, die Sehne wird reißen. Ehe ich von

meinem Verlobten lasse, einem Eigensinn Genüge zu thun, eher tödte ich mich oder Euch, gleichviel wer von uns hinweg geht — hinweg muß der eine Theil, wenn der andere auf Erden Platz haben soll. — So sprach ich — und wohl merkte sich mein Stiefbruder meine wilden, verzweifelten Worte. Sie traten in späterer Zeit als gräßliche Zeugen wider mich auf. — Mein Pflegevater hörte von meiner Verzweiflung. Lasse Sie austoben, sagte er mit seiner gewohnten Ruhe, es ist das sarmatische Blut der Mutter, das ihre Gefühle zur Wuth werden läßt. Ich wollte nur Jack sprechen, nur einmal aus seinem Munde hören, warum wir getrennt würden. Mehrere Tage versagte man mir auch dies. Endlich ward es mir gewährt. Er war Anfangs ruhig und milde und strebte mir Fassung zu geben. Allmälig aber theilte sich meine Verzweiflung ihm mit, und mir zu Füßen liegend sagte er mir, daß ein Brief seiner Mutter es ihm mehr als wahrscheinlich mache, daß er der Sohn meines Vaters sei. Die alte Ellen hatte ihm diesen Brief gegeben, als sie von unserer Verlobung gehört, und wohl sollte ich nur zu bald einsehen, weshalb sie es gethan. Auch mir zeigte Jakob nun jenen Brief. Er selbst war ruhiger, weit ruhiger als ich. „Sind wir Geschwister, meine theuere Ina," sagte

er liebreich, „so sind wir ja eben so sehr vereint als in jedem andern Verhältnisse, wir dürfen einander lieben, dürfen für einander leben, für einander arbeiten und sorgen." — Mir war das stille, geschwisterliche Glück nicht ausreichend; im Gegentheil fühlte ich mich fast noch elender als vorher, da ich an die Möglichkeit glaubte, dem Geschick eine Vereinigung mit dem Geliebten abtrotzen zu können. — Ich mußte mich indeß fügen, ich mußte es bald in doppelter Beziehung — Jakob Grey war ein Mann, ein schöner, ein reicher Mann. Er hatte lange unter einem Dach gelebt mit Ellen und ihrer jungen, schönen Tochter, und ehe noch über meiner Verzweiflung das Gras eines Sommers gewachsen war, hatte er sich gewöhnt, die Geliebte, die ihm in der Kindheit Schwester gewesen, von Neuem als solche anzusehen und einer Anderen die blühendere, glühendere Stelle in seinem Herzen gegeben. — Die junge Ellen war sehr schön, sie war sehr schlau und unternehmend. Der Commercienrath Werl wünschte das bedeutende Vermögen Jakob's in seinem Geschäft anlegen zu können; von allen Seiten hatte man daher dem arglosen Künstlerherzen Schlingen gelegt und Ellen fing ihn, indem sie seine Sinnlichkeit und seinen Großmuth ausbeutete. Er erklärte sich, die Nichte seines Vetters hei-

rathen zu wollen, nachdem sie alle Stadien der Verzweiflung eines Weibes durchgespielt, das einer tiefen Liebe zum Opfer gefallen. — Sie werden mich schelten, Herr Doctor, und glauben, ich verläumde die Personen, die mir wehe gethan. Möge der ewige Gott so gewiß mir meine eigene Schuld vergeben, als ich aufrichtig allen Denen vergeben habe, die gegen mich sich vergangen. Ich erzähle Ihnen die Vorgänge meines unseligen Lebens nach meiner Anschauung und schildere Ihnen die Personen, wie ich sie erkannte. Ellen Grey, die Gattin meines Bruders und Geliebten — denn bis an's Ende meines Lebens werde ich nicht wissen, welchen Namen ich ihm geben soll, um meine Gefühle ganz auszusprechen — war ein Weib vom schlechtesten, niedrigsten Character. Koketterie und der heftige Wunsch, sich gut und reich zu verheirathen, machten sie zu jeder That fähig. Ehe Jakob Grey reich wurde, hatte sie wenig auf ihn geachtet, ein bejahrter und wohlhabender Mann, der Onkel des Obristen Mainhard, war der Gegenstand ihrer Wünsche gewesen. Sabine Semmler, die Schwester des Pastors und Registrators Semmler, hatte den Haushalt dieses Mannes geführt und sich Hoffnung auf eine Verheirathung mit ihm gemacht; indeß zog er bald die schönere Nichte des Commer=

cienraths seiner Haushälterin vor. Es galt für ausgemacht, daß der reiche Mainhard die junge Ellen heirathen werde. Als aber Jakob Grey reich wurde, als seine Verbindung mit mir sich trennte, erkrankte Herr Mainhard und starb in einer Nacht in Sabinens Armen, nachdem er noch vorher ein Testament zerstört, in welchem die junge Ellen zu seiner Erbin eingesetzt gewesen. — Ich theile Ihnen alle diese Einzelnheiten mit, Herr Doctor, weil sie mir oft in späteren Jahren in Verbindung mit meinem eigenen grauenvollen Geschick zu stehen schienen. — Niemand sah damals in Herrn Mainhard's Tode etwas außergewöhnliches, niemanden machte er besondern Kummer, dagegen gründete er das Lebensglück seines Neffen und natürlichen Erben, der, zu jener Zeit ein armer Lieutenant, durch das ihm zufallende Vermögen in den Stand gesetzt wurde, sich nach seinem Herzen zu verheirathen, und seiner Wissenschaft zu leben. Als er Major geworden, ließ er sich, obgleich noch ziemlich jung, pensioniren, zog mit seiner Familie hierher, wo er in dem wackeren Semmler einen Freund und Gefährten seiner wissenschaftlichen Strebungen fand.

Aber ich will von dieser Abschweifung — wenn es eine war — zurückkehren zu Ellen, der Gattin

Jakob Grey's; die bald nach ihrer Verheirathung anfing alle Blößen ihres Characters zu zeigen.

Eine wüthende Eifersucht auf seine Neigung und Freundschaft für mich war der Grundton ihres Wesens. Ellen verstand es, dem Verhältnisse zwischen mir und Jakob, das mehr und mehr ein geschwisterliches ward, in den Augen anderer Menschen durch ein Wort, das sie hinzufügte oder hinwegließ, eine so schmutzige Färbung zu geben, daß schon damals die öffentliche Meinung sich gegen mich kehrte, daß die kleine Welt, in der ich lebte, und die schon durch meine Geburt wider mich eingenommen war, mir verachtend den Rücken wandte. O Herr Doctor, das Leben in einer kleinen Stadt besteht für den Angefochtenen aus lauter kleinen Nadelstichen, die aber jede Stelle an uns und zu jeder Zeit zu verwunden fähig sind. Ich könnte Tage und Jahre erzählen, wollte ich Ihnen die Masse kleiner Leiden schildern, die mein Herz verletzten. — Den großen Jammer meines Lebens, die Trennung von Jack, hatte ich nach einigen heftigen Kämpfen überwunden. Ich begnügte mich, dem Theuern durch geschwisterliche Bande anzugehören, und allmälig seine Freundin, die Vertraute seiner häuslichen Leiden, die Theilnehmerin seiner Künstlergenüsse, die Gefährtin seiner Studien

zu werden. Mein Pflegevater berücksichtigte meine Eigenthümlichkeit jetzt mehr als in früheren Jahren, ich war nicht mehr ein Kind, das er zu erziehen übernommen, sondern ein Mensch mit der Berechtigung in eigener Weise zu fühlen und zu leben. Obgleich streng auf Erfüllung derjenigen Obliegenheiten haltend, die sein Wille mir zugetheilt, durfte ich doch über manche Stunde meiner Zeit verfügen und ich widmete sie ernsten Studien und der Ausbildung meiner natürlichen Anlagen. — Jakob Grey war täglich in unserem Hause, mein Stiefbruder trieb mit ihm Chemie und ließ sich Zeichenunterricht von ihm geben, meine Schwägerin, eine pedantische aber nicht bösartige Frau, hatte ihn ebenfalls gern, und mein Pflegevater hatte von jeher Wohlgefallen an ihm gefunden.

Man war stillschweigend überein gekommen, uns wie Geschwister zu behandeln. Im Hause sprach jeder von meinem Bruder Jakob, und das Leben begann sich mehr und mehr in der Form des gewöhnlichen, ruhigen abzuflachen — da starb Ellen, die Schwiegermutter meines Bruders.

In ihrer Todesstunde theilte sie mir mit, daß mein rechter Vater noch lebe und nur vor wenigen Wochen aus einem kleinen Oertchen Polens, Bielawa genannt, an sie geschrieben und ihr mitgetheilt, daß

er dort eine nicht unbedeutende Erbschaft, die meiner Mutter zugefallen, erheben könne, wenn er entweder meinen Todtenschein oder eine Vollmacht für ihn von mir erhalten könne. Geh'n Sie an jenen Schrank Jakobine, sagte die Sterbende, schon mit erlöschender Stimme, rechts in dem kleinen Fache muß der Brief liegen. Ich suchte und suchte, fand aber das Gewünschte nicht, statt dessen fiel mir ein Papiersäckchen in die Hand, über die Hälfte angefüllt mit einer weißen, schweren, krümligen Substanz. Lassen Sie das liegen, schrie die alte Frau, berühren Sie es nicht, es ist Gift, ich weiß das, es gehört meiner Tochter, die die Ratten damit in ihrer Wohnung vertreibt. Ich legte arglos die Masse an ihren Ort, aber mein Suchen blieb vergeblich und die genaue Adresse meines Vaters, welche jener Brief enthalten sollte, kam nicht in meine Hände, da wenige Stunden darauf die alte Frau ihren Geist aufgab.

Ich forschte mit Jakob's Beihülfe vergebens nach meinem Vater, er war und blieb für uns verschollen, und obgleich selbst Herr Wallfeld und mein Stiefbruder Erkundigungen nach jenem angeblichen Erbe einzogen, so hörten wir doch nie etwas davon.

Es konnte dies uns nicht auffallen, da die polnische Revolution des Jahres dreißig damals noch

alle Verhältnisse in jenem Lande unsicher machte. Es blieb auch dies einer von den Lichtstreifen, die sich am Horizont meines dunkeln Lebens zeigten, ohne doch den wirklichen Aufgang eines hellen Gestirns zu bezeichnen.

Nach dem Tode ihrer Mutter begann Ellen Grey ein wildes, zügelloses Leben. Polnische Flüchtlinge kamen nach Hermstädt, mit denen sie offenkundig Liebschaften unterhielt. Sie reiste nach Paris und kam in einem alle Grenzen der Vernunft und des Anstandes überschreitenden Prunk von dort zurück. Jakob ließ sich das Alles schweigend gefallen. Er sprach nicht mehr von seiner Gattin mit mir, und zuckte nur die Achsel, wenn ich ihn nach seinen häuslichen Verhältnissen fragte; Ellen schaltete über sein Vermögen, über sein Haus, in seinem Herzen schien sie nicht die kleinste Stelle mehr einzunehmen.

Ich fühlte, daß auch ich ihm nichts mehr als Schwester sei, selbst sein Vertrauen zu mir schien geschwunden, denn obgleich ich bemerkte, daß sein Herz von etwas anderem, als seinen häuslichen Leiden bedrückt sei, so theilte er mir den Grund, der ihn gegen Alles in der Welt kalt und stumpf machte, doch nicht mit. Um diese Zeit versetzte ein unglückliches Ereigniß unser ganzes Städtchen in große Noth. Ich

meine den furchtbaren Brand, der den südlichen Stadttheil in wenigen Stunden in einen Aschenhaufen verwandelte. — Die ganzen Fabrikgebäude, die ungeheuren Wollvorräthe, das Wohnhaus des Commercienrathes Werl ward ein Raub der Flammen, hunderte von Menschen dadurch obdachlos.

Es war eine grauenvoll schreckliche Nacht. Am nächsten Morgen öffnete Herr Wallfeld großmüthig sein Haus und nahm Herrn Werl, Jakob und Ellen und noch einige andere Personen bei sich auf. Herr Werl fand bald ein anderes Unterkommen, näher an seinen Bauplätzen, auch die übrigen Leute wurden bequemer untergebracht, nur Jakob und Ellen blieben unter unserem Dache. Ich war damals in den peinlichsten Zerwürfnissen mit meiner Schwägerin, die beinahe Haß auf mich geworfen hatte, da sie zu den Wesen gehörte, die Naturen, welche ihrer eigenen unähnlich sind, nicht ertragen können. Es war für mich unmöglich, der pedantischen Hausfrau irgend etwas recht zu machen. Sie bespöttelte meine Bücher und Zeichenapparate, nannte meine Blumenliebe Affectation, sprach stets mit tiefster Geringschätzung von Frauenzimmern, die zu gelehrt seien, um Freude an häuslichen Arbeiten zu finden ꝛc. ꝛc. und ließ keine Gelegenheit vorübergehen, um mir das Leben zu ver-

bittern. O es war bitter genug! Ich sah Jakob wie einen Sterbenden zusammensinken, ich sah die rasende Ellen das Geld mit vollen Händen verthun und ihren Gatten durch ihr ehrloses Leben entehren. — Ich sah noch Eines — was ich früher nicht geahndet hätte. — Jakob Grey liebte mit wahnsinniger Leidenschaft, er liebte ein Wesen so gut, fromm und engelrein als seine Gattin schlecht und ehrlos — Maria Teubner. Diese Entdeckung zog eine Decke von meinen Augen. Mein Bruder hatte mich nie geliebt, wie er Marien liebte. Anfangs war ich ihm nichts als Schwester gewesen, später hatten Einsamkeit und Geheimniß eine Zärtlichkeit befördert, zu der der Impuls von mir ausgegangen war. — Jakob hatte männlichen Leichtsinn genug, um das Entgegentreten jeder Frau anzunehmen und zu erwiedern. Erst als er reich wurde, hatte er wirklich an eine Ehe mit mir gedacht, vorher hatte eine solche ihm eine Fessel geschienen.

Nach der Lösung unseres Bandes hatte Ellen seine Schwäche zu benützen gewußt. Häufiges, einsames Beisammensein hatte seine Sinne erregt, und wohl hatte es ihre berechnende Klugheit verstanden, ihm ihre Hingebung als höchstes Opfer der Liebe darzustellen. Seine Großmuth hatte vollendet, was

sein Leichtsinn begonnen und er sah sich in den Fesseln der Ehe — er, der diese Fesseln so sehr gescheut, hatte sich die schwersten derselben aufgelegt, um unter ihrem Druck erst einsehen zu lernen, daß es einen Fall gibt, in dem die Ehe keine Fessel ist. Er liebte, jetzt liebte er wirklich, und auf Erden kann es kein Wesen geben, das der höchsten Liebe würdiger ist als Maria. — Ich kann es mir selbst zum Troste nachsagen, daß ich bei der Endeckung dieser Liebe rein genug war, mich als Jakob's Schwester zu fühlen.

Meine Seele war voll heiligen, tiefen Mitleids, um so mehr, da ich ganz genau fühlte, daß seinem höchsten Lebensglücke nichts anderes hindernd in den Weg getreten, als sein eigener Männerleichtsinn. — Blieb Jakob Grey bei Ellen's Verführungen fest, so gab es keine Schlinge, die man ihm anlegen konnte, so stand er frei Marien gegenüber, die, der Rose gleich in königlicher Schönheit erblühend, ihn seit den Tagen der Kindheit mit heiliger Liebe geliebt hatte. Dann durfte auch ich, seine Schwester, ihm und ihr folgen, und wir alle Drei wären, erlöst aus drückenden Verhältnissen, in Liebe vereint, durch unser'n Künstlergeist über die Alltäglichkeit des Lebens erhöht, mit Reichthum gesegnet, wohl berechtigt zu dem Erdenglücke, auf das Jakob einst, mir gegenüber,

so begeistert rechnete. — Herr Doctor! das menschliche Herz muß ein tiefer, dunkler Abgrund sein. Jakob Grey war kein Bösewicht, so gewiß nicht als die Sonne nicht ein finsterer Klumpen ist. Jakob Grey war eine Seele, strahlend wie der Sonnenball in gold'nem, göttlichem Licht — und doch hat er mondenlang über einer finsteren That gebrütet. — Ich muß Ihnen Alles das sagen, was ich den Richtern verschwieg, was ich viele Jahre lang tief verborgen in meinem zuckenden Herzen getragen habe.

An einem Sommerabend sprach ich mit ihm, ich zog ihn weinend an meine Brust und fragte, die Schwester den Bruder, nach seiner Liebe zu Maria. Ich öffnete die Schleusen seiner Seele und die dunkle, kalte Flut unsäglichen Elends strömte mir entgegen. — Mit tiefster Liebe, mit heftigster Leidenschaft, mit anbetender Ehrfurcht liebte Jakob. Ich sprach von der Möglichkeit einer Scheidung, einer Abfindung Ellen's mit Geld, da sie zur Zeit noch kinderlos war. — Er hatte daran längst gedacht, aber bei beiden Frauen den festesten Widerstand gefunden. Ellen willigte in keine Scheidung, obgleich er erklärt hatte, ihr sein ganzes Vermögen lassen zu wollen. — An Mariens Seite würde ich Kraft zur Arbeit für's tägliche Brod, Muth zu jeder Entbehrung, Freude

am kleinsten, selbsterrungenen Besitzthum haben, sagte er. — Ich hörte dies an, ohne Neid, ohne Beben; meine Liebe für meinen Bruder war rein von aller Selbstsucht geworden. — Ich sprach mit Marien und that Blicke in ein Herz, so rein und klar, aber auch so fest wie Diamant. Sie liebte ihn — und eben so innig und gränzenlos als ich ihn geliebt hatte; aber sie wollte ihr Glück nicht auf dem Boden des Unrechts erbauen. Sie war es, deren reiner und tiefer Blick es deutlich erkannte, daß auch die elende Ellen den Gatten liebte, dem sie jedes denkliche Leid anthat. Sie liebte ihn mit rasender, wahnsinniger Leidenschaft, sie betäubte mit wüsten Zerstreuungen den Schmerz nicht geliebt zu sein. Sie suchte ihn durch Eifersucht zu reizen und sein Zorn war ihr lieber als seine Gleichgiltigkeit. Ich wollte mich an Ellen wenden, sie stieß mich zurück und erlaubte mir gar nicht das Wort Scheidung auszusprechen. Ich habe meine Seligkeit verkauft für ihn, sagte sie wild, mag er mich nicht lieben — aber ich darf ihn doch sehen, ich darf mich an ihn klammern, ich habe wenigstens die Macht ihn zu kränken. Meine Hoffnungen für meines Bruders Glück erbleichten. Er selbst ward ruhiger, gefaßter, und als ich einst wieder mit ihm sprach, sagte er mit zuckender Lippe: „Seit die

Chemie Mittel gefunden, die schmerzlos und ohne äußerer Verletzung tödten, ist der ein Thor, der verzweifelt."

Einige Wochen darauf hörte ich, daß Jakob und mein Stiefbruder sich mit Bereitung eines narkotischen Giftes beschäftigen und daß ein ziemlicher Vorrath desselben sich im Laboratorium befände. — Ein Gefühl durchzuckte mich so schmerzhaft und erschreckend, als man den Biß der Klapperschlange beschreibt. O, und hatte ich nicht die warnende Klapper des entsetzlichen Ungeheuers gehört? — Ich wollte einschreiten, vorbeugen. Ich bat meinen Stiefbruder, den Senator, mir die vorräthigen Gifte unter sichern Verschluß zu geben, und er that das auch. Zwei Tage hatte ich die unheilvolle Büchse in meinen Händen. Sie war tief verwahrt und verschlossen. Niemand ahndete, weshalb ich sie gefordert hatte. — Jakob aber ging schweigend und düster im düsteren Hause umher. Er wollte es nicht verlassen, weil er aus dem Garten täglich und stündlich Marien sehen konnte, weil er ihr hier immer noch am nächsten war.

Am Abende des zweiten Tages hatte ich einen Wortwechsel mit meiner Schwägerin, wegen einer kleinen häuslichen Arbeit, die ich vergessen hatte.

Frau Wallfeld sagte mir in ihrer Weise allerhand Sottisen, die ich, in meiner Seele mit andern Dingen beschäftigt, nicht einmal verstand. „Sollte man nicht denken," schloß sie ihren Sermon, „Sie wären immer in Angelegenheiten vertieft, die an's Leben gehen?"

Ich entgegnete trüb und seufzend: „Und woher wissen Sie, daß es nicht der Fall ist?"

Der alte Herr Wallfeld hatte sich zum Abendbrod eine Milchsuppe bestellt. Mir fiel das ein, da fast schon die Tischzeit herangekommen; ich lief nun eilig nach der Küche, nahm Mehl aus einem Schubfache des Küchenschrankes, in welchem nur ein Restchen aufbewahrt war, kochte die Suppe und trug sie selbst in meines Pflegevaters Schlafzimmer, da er nicht ganz wohl war. Ich war erhitzt und eilig. Meine Schwägerin war bei ihrem Schwiegervater, ich deckte einen kleinen Tisch und die Beiden aßen gemeinschaftlich. Dann ging ich auf meine Stube. — Ich mochte dort etwa eine halbe Stunde gewesen sein, als bleich und mit verzerrten Zügen durch die Thür, deren Schlüssel er von früherher noch besaß, Jakob Grey eintrat. — Er warf sich vor mir auf die Kniee nieder und sagte: „Lebe wohl, Jakobine, sei gesegnet und vergib mir alles Leid, das ich Dir zugefügt, fluche meinem Andenken nicht, was Du

auch hören magst und bleib Mariens Schutzengel."

So ging er. — Ich sah ihn nie wieder. Er war von Stund an verschollen. Ein Testament fand sich nach geraumer Zeit von ihm vor, worin er Marien und mich zu Erben sehr bedeutender Summen einsetzte und ganz so über alles Irdische verfügt hatte, als sei es von einem Sterbenden abgefaßt. — Als aber diese letztwillige Verfügung gefunden wurde, hatte es sich schon herausgestellt, daß Ellen, die auch ein Erbe erhalten hatte, in Kurzem Mutter werden sollte, und also nach den Gesetzen unseres Landes für ihr Kind Ansprüche auf den ganzen Nachlaß ihres Gatten machen konnte. Ueberdies erklärte Maria, das sie für Jakob's Kind allen ihren Ansprüchen an seinen Nachlaß entsage, ich — damals im Gefängniß und den Tod im Auge — erklärte dasselbe. — Hören Sie jetzt, Herr Doctor, das Bekenntniß, das bisher noch nicht über meine Lippen gegangen. — Als ich jene Suppe bereitete, war Jakob in der Küche und schickte mich mit der Bitte hinaus, ihm ein wenig Zucker zu einem Glase Wasser zu bringen, das er sich dort vom Hofbrunnen geholt hatte. — Die Nacht nach jenem Abschiedsabende waren beide Personen, der alte Wallfeld und meine Schwägerin in Krämpfe verfallen — die mit dem Tode endeten.

— Aerzte und Chemiker erklärten sie für vergiftet durch ein Pflanzengift und zwar durch dasjenige, was meine beiden Stiefbrüder kurzvorher gemeinschaftlich präparirt hatten. — Und nun erhob sich meine ganze Vergangenheit gegen mich, und jede kindische Handlung, jeder Ungehorsam, jeder Leichtsinn, jede kleine List meines Lebens ward zum Gespenst, das seinen Knochenfinger gegen mich ausstreckte, um mich zum Hochgericht hinzuschrecken. Meine Bekanntschaft mit allen Aus- und Eingängen des Hauses war dem Hausgesinde nicht unbewußt geblieben, mein heftiger Zorn gegen meinen Pflegevater, als er meine Verbindung mit Jakob hindern wollte, galt für eine Aeußerung unauslöschlichen Hasses. Jeder kleine Zwist mit meiner Schwägerin, den ich friedlich beizulegen gesucht hatte, ward mir als Heimtücke angerechnet. Mein Stiefbruder, tief gebeugt durch den Verlust von Gattin und Vater, trat selbst als Zeuge wider mich auf. Sogar der Leichtsinn und das heiße Blut meiner längst im Grabe ruhenden Mutter wurden der unglücklichen Tochter zur Last gelegt und ich galt für eine Person, von der man, nach juridischem Ausdruck, sich eines Verbrechens wohl zu versehen habe. — Ich, Herr Doctor — lange, schreckliche Jahre war ich überzeugt,

daß Jakob das Gift in die Speise gemischt, die ich bereitete — warum mir diese Ueberzeugung gekommen, sagte ich Ihnen schon — ich glaube nicht, daß er Herrn Wallfeld, sondern seine Gattin habe aus der Welt schaffen wollen, und sein spurloses Verschwinden galt mir als Beweis seiner Schuld. — Ich wollte für ihn sterben — warum sollte ich noch länger leben? was konnte ich erleben, das das entsetzliche Leid meines Daseins zu vergüten, zu versüßen fähig gewesen? Ich bekannte mich daher beim ersten Verhör des Giftmordes schuldig. — Als aber Jakob spurlos verschwunden war, als man sein Testament fand, da widerrief ich, Niemand als ich hatte seine Anwesenheit in der Küche gesehen, Niemand dachte daran, den Unglüklichen, den man für todt hielt, mit dieser schrecklichen Begebenheit auch nur von fern in Verbindung zu bringen. — Eine bedeutende Quantität Gift fand sich in dem Reste der Milchsuppe, keines dagegen in dem Restchen Mehl. Das Gift, welches mein Stiefbruder mir anvertraut, lag tief verschlossen und wohl verwahrt, und es fehlte an Maß und Gewicht desselben auch nicht das Geringste, ja die Siegel waren unverletzt, mit denen die Papierdecken an die Büchse von meinem Stiefbruder befestigt worden. — Ich saß drei lange, dü-

stere Jahre hinter Gefängnißmauern und verließ sie für ewig gebrandmarkt durch den Verdacht, der einer finsteren Wolke gleich über meinem Haupte schwebt. Aber diese drei Jahre änderten meinen Character und brachen die wilde Energie meines Sinnes. — Ich lernte dulden und schweigen, Gott war mächtig in mir und über meine Seele kam sein Geist.

Alles verließ mich und verzweifelte an mir, nur Ein befreundetes Herz blieb mir, das nie aufhörte an meine Unschuld zu glauben, auf meine endliche Rechtfertigung zu hoffen — das Herz Mariens. Sie hatte — damals ein blutjunges Mädchen — den Heldenmuth, mich wöchentlich im Gefängnisse zu besuchen. Sie sandte mir einen freundlichen Tröster in dem Bruder eines Mannes, der sie herzlich und aufrichtig liebte, und der Zuspruch des Pastors Semmler war es hauptsächlich, dem ich die ganze veränderte Richtung meines Gemüths verdankte. — Er war fromm und mild, ein ächter Christ, und seine sanften Worte goßen in meine verdunkelte, verzweifelnde Seele einen Strahl des göttlichen Lichts, das, eine Sonne des Geistes, im fernen Osten aufging, wie die leibliche Sonne. Ich lernte glauben, Herr Doctor, das heißt, ich lernte, ohne den Zusammenhang von Ursache und Wirkung zu erkennen, mich be-

scheiden in der Gewißheit, daß Alles, was ist und geschieht, das ewig Gute, die Heiligung und Reinigung unsers gefallenen Ich's zum Zweck hat. — Ein erneutes Wesen trat ich aus dem Gefängniß zurück, in das öde Haus voll Gram, das mir auch nichts anderes als ein Gefängniß sein konnte. — Von allen glücklichen Menschen trennte mich, mehr als Mauern und Riegel, der Mordverdacht, der an meiner Ferse haftete. Ein Dach umschloß mich mit dem Mann, den meiner Mutter Schooß geboren hatte, aber es war nicht ein Bruder, der neben mir wohnte, sondern ein finst'rer Kerkermeister, der in mir nicht die Schwester, sondern die Mörderin seines ganzen Familienglücks sah. — Ich hatte den Muth zu leben und habe ihn noch. Nur den Wahnsinn habe ich manchmal gefürchtet, dann aber, wenn die Gedanken in meinem Haupte sich verwirrten, wenn ich in meine Vergangenheit wie in einen gähnenden Abgrund starrte, dann rettete mich das Gebet. — Ich fühle Gottes Auge über mir und in tausend unscheinbaren Dingen sehe ich es wie einen lichten Strahl aus Nacht und Wolken hervorblitzen. — Als ich jene todtbringende Speise in das Zimmer meines Wohlthäters trug, lag auf der Schwelle der Küche ein kleines Myrthenreislein. Ja-

kob hatte, so lange ich ihn gekannt, die Gewohnheit gehabt, eine Blume im Knopfloch zu tragen und während des kurzen Gesprächs, das wir in der Küche führten, hatte ich den Zweig an seiner Brust gesehen. — Ich hob ihn auf und steckte ihn in meinen Gürtel; die Nadel hatte ihn am Kleide festgehalten und als man mich am andern Abende in's Gefängniß führte, fiel er mir vor die Füße. — Ich ergriff das grüne Reis wie einen Boten von Gott. Gedanken und Gefühle voll Jammer und Glück zugleich überströmten meine Seele. Dies war der Brautkranz, den ich aus der Hand des Jugendgeliebten empfangen. Ich setzte meinen kleinen grünen Gottesboten in mein Wasserglas und der Gefängnißschließer, ein alter Soldat aus den Befreiungskriegen, gab mir auf meine Bitte ein Blumentöpfchen und Erde. Die Myrthe schlug Wurzeln und wuchs bald zu einem mächtigen Busch empor. O, Gott ist groß und gut — alle mir versagte Lebensfreuden, alles verwelkte Liebesglück erwuchs mir Armen in ihren grünen duftigen Blättern. Ich bin nicht unglücklich mehr, wenn ich neben meiner Myrthenwand sitze und von meinem Spinnrade auf in das liebe Blättergewirre blicke. Da regt sich Leben und Wohlsein, da ist eine Fülle

von Schönheit und eine stille Traumwelt, in der ich Engel auf und niederschreiten sehe. — Jahre sind vergangen. Die Welt um mich her vergaß mich und mein Elend. Mein Bruder verschmerzte seinen Verlust. Jakob's Gattin, Ellen, blieb nur noch wenige Monate in unserem Hause; als ich das Gefängniß verließ, war sie längst hinweg gezogen und stand in einem Prozeß mit dem Bruder ihrer Mutter, dem Commercienrath Werl, wegen des Vermögens, das von dem Erbe ihres Mannes noch übrig in seinem Geschäfte steckte. Man sagt, er habe sie bedeutend übervortheilt. — Acht Jahre nach dem Tode meines Pflegevaters kam in unser Haus ein Brief an sie. Er war von der Hand Jakob's und trug den Poststempel: Venedig. — Ich wußte nun, daß mein Bruder noch lebte. Der Brief ging Wochen lang in der Welt umher von Ort zu Ort und kam dann hierher zurück, zur abermaligen Nachfrage, da Mistreß Grey von ihrem letzten Aufenthaltsorte, einer kleinen Stadt in Polen, weggezogen sei, mit der Angabe sich hier niederlassen zu wollen. — Ich betrachtete die theuren Schriftzüge und das Datumszeichen des Abgangs — damals hatte Jakob noch gelebt! — Ich wagte nicht, das Siegel zu eröffnen, es war mir ein Heiligthum; aber meine Thränen

rannen wie Regen nieder auf das Blatt. — Wieder vergingen Jahr nach Jahr. Einsamkeit und Kummer waren meine Gefährten an jedem neu aufdämmernden Tage. Aber wie nach der ewigen Nacht des Polarwinters dem armen im Eise festgefrorenen Schiffer ein Purpursaum am Himmelsrande, der zur bestimmten Stunde wiederkehrt und täglich ein wenig glänzender und goldiger wird, das Nahen von Gottes Sonne zeigt: so begann auch den ewig nächtlichen Himmel meines armen Daseins die Hoffnung mit ihrem Goldsaume zu schmücken. — Jakob lebte, er war in Italien und lebte seiner Kunst. Es war eine Möglichkeit, daß er das Gift an jenem unseligen Abende mit Ueberlegung oder aus Unvorsichtigkeit in die Speise gethan, aber es war auch eine Möglichkeit, daß er, wie ich, schuldlos war, jedoch wissen konnte, wer außer ihm noch die Küche betreten. Ich war fast eine Viertelstunde abwesend gewesen, weil ich den Zucker, den er von mir forderte, aus meinem Zimmer aus einem verschlossenen Schrank erst hatte holen müssen. Ich hatte dabei gefunden, daß einige Gläser mit Obstconfect, den ich für arme Kranke zu bereiten pflegte, nicht gut verbunden waren und diesen Fehler verbessert, damit mir die Früchte nicht verderben möch-

ten. — Ich glaubte lange Jahre, daß er sich Ellen's habe durch einen Mord entledigen wollen; — welch' ein Wahnsinn wäre es dann aber gewesen, das Gift in ein Gefäß zu thun, das nicht so leicht in ihre Hände kommen konnte. — Die kleine Terrine, in welche ich die fertige Suppe goß, stand auf einem Tellerbrette dem Herde gegenüber. Sie gehörte zum alltäglichen Geräth des häuslichen Gebrauchs und war wie jedes Stück desselben defect, es fehlte ihr der Deckel; denn so lange ein Napf oder Topf vollständig ganz war, pflegte meine Schwägerin ihn im verschlossenen Schranke aufzuheben und selten oder nie in Gebrauch zu nehmen. Als ich die Suppe eingoß, begann die Milch zu gerinnen und ich that eilig noch eine Portion Zucker hinein und querlte und rührte so eifrig als möglich darin, um nicht den Spott meiner Schwägerin zu erregen, welche behauptete, ich könne nicht eine Grütze kochen, ohne sie anzubrennen oder sonst zu verderben und das rühre von meiner Gelehrsamkeit her. — Herr Wallfeld fand die Suppe äußerst wohlschmeckend, meine Schwägerin aber behauptete beim Genuß des ersten Löffels voll, ich hätte sehr viele Mandeln hineingethan, was ich ernstlich und ärgerlich verneinte. — Der giftige Stoff muß in der Terrine gewesen

sein, ehe ich die Suppe hinein that. Ich goß, ohne hinein zu sehen, ein wenig Wasser in die Terrine, damit sie von der kochenden Flüssigkeit nicht zerspringe, da meine Schwägerin Grund zur Unzufriedenheit mit mir nicht selten aus dem neuen Sprung einer Tasse oder eines Glases schöpfte. „Jakobinens Unbedachtsamkeit“ war der Gegenstand ihrer meisten Gespräche. — Als ich aber auf den Grund der Terrine blickte, schien mir's, als ob viel mehr Wasser darin sei, als ich füglich hatte hineingießen können.

Alle diese kleinen Umstände kehren täglich und stündlich mehr in mein Gedächtniß zurück. Ganze Tage kommen, in denen ich fest überzeugt bin, daß Jakob an jenem entsetzlichen Ereigniß so wenig Antheil habe als ich selbst. Dann bin ich glücklich und voll freudiger Hoffnung, daß er einst wiederkehren, daß durch ihn meine Unschuld an's Licht gestellt werden wird, und daß wir dann, ein alterndes Geschwisterpaar, geläutert durch Jahre langes Leid, den Rest unseres Lebens an irgend einem entlegenen Fleck der Welt in treuer, geschwisterlicher Freundschaft mit einander verleben werden. — Bald nach Ihrer Ankunft hörte ich Sie mit meinem Stiefbruder davon sprechen, daß Sie in den Bildern die Manier eines Ihnen befreundeten italienischen Malers erkannt. Ich

hörte Sie fragen, ob ich je in Italien gewesen sei, und ich ward plötzlich inne, daß Sie mein Bild bei Jakob gesehen.

Ihr Eintritt in das Haus meines lebenslangen Leidens, der Umstand, daß auch Ellen mit ihrem Sohne hierher zurückgekehrt, ist für mich Aermste der Vorschein, das Spiegelbild der Sonne, das vor ihr den Rand des Horizonts begrüßt. Das göttliche Gestirn wird kommen in aller seiner Klarheit, ich werde meinen Bruder als schuldlos erkennen und selbst schuldlos erkannt werden. Aber ich will nun nicht mehr länger müßig die Hände in den Schooß legen, ich will thun, was ich vermag, um meine Unschuld zu erweisen, und Sie, Herr Doctor, der Sie menschenfreundlich und barmherzig sind, werden mir dabei helfen." Sie zog bei diesen Worten ein zusammengefaltetes Papierblättchen aus ihrem Busen und übergab es Franke.

„Hier," sagte Sie, „ist ein Brief an meinen unglücklichen Bruder Jakob Grey. Sie sagen, daß Wahnsinn seine Erinnerungen verdüstert und daß also für mich keine Hoffnung zur Rechtfertigung vorhanden sei. — Sie kennen seinen Aufenthaltsort. Sie haben dort wohl Freunde, wenigstens Bekannte. — Wohlan! lassen Sie diese Zeilen, die ich Ihnen offen und zur

Durchsicht übergebe, durch einen verständigen und guten Menschen direct in Jakob's Hände überliefern, und dieser möge Ihnen berichten, welchen Eindruck die Worte der Schwester, die einst für ihn dem Tode in's Auge sah, jetzt noch machen."

Sie schwieg und heftete die großen, wunderbar klaren Augen mit flehendem Ausdruck auf Franke, der tief erschüttert das leichte Papierblatt aus den bebenden Händen der Unglücklichen nahm.

„Jakobine," sagte er, ihre Hand an seine Lippen ziehend, „was nur aufrichtige Freundschaft und Theilnahme für Sie thun können, bin ich zu thun bereit. Ihr Brief soll sicher und geheim in die Hände Jakob's kommen. Ich kann Ihnen dafür um so gewisser einsteh'n, als mein Freund, der Graf Gräben, durch einen seltsamen Zufall gerade jetzt und noch zwei Monate lang in Spalato festgehalten wird. Er hat nämlich dort einer Schlägerei zwischen einigen fremden Matrosen und italienischen Handwerkern beigewohnt, und will den Ort nicht eher verlassen, bis er Zeugniß für die Italiener abgelegt, da er diese für ganz schuldlos hält und überzeugt ist, daß sein — eines Deutschen — Zeugniß, ihnen mehr als das ihrer Landsleute nützen wird. — Geh'n Sie jetzt, theuerste Freundin, vertrauen Sie meinem red-

lichen Willen, Ihnen zu dienen und hoffen wir Beide auf das Walten der Vorsehung, die uns durch Nacht zum Licht, durch Kampf zum Frieden führt."

Sie erhob sich und stand in ihrer ernsten, nonnenhaften Kleidung, mit dem seltsam schwärmerischen, halb abwesenden Blick, vor ihm wie das lebendig gewordene Bild einer Heiligen früherer Zeiten. Und ist sie nicht eine Heilige? fragte sich Franke, als sie ihn verlassen hatte, dies unglückliche Wesen, deren ganzes Leben eine lange Buße für fremde Schuld war? —

Er stützte den Kopf in die Hand und verstohlen blickte die Sichel des abnehmenden Mondes in sein Fenster und goß einen silbernen Lichtglanz auf den Fußboden des nächtlich stillen Zimmers.

Ende des ersten Theiles.

ALBUM.

Bibliothek deutscher Originalromane der beliebtesten Schriftsteller.

Redigirt von

J. L. Kober.

Ein Arzt in einer kleinen Stadt.

II.

Der Weg in den Himmel.

Prag, 1854.
Druck und Verlag von Kath. Gerzabek.
Expedition des Albums in Prag 140—II.

Ein Arzt in einer kleinen Stadt.

Roman.

Zweiter Theil.

Der Weg in den Himmel.

Novelle.

Von

Julie Burow
(Frau Pfannenschmidt).

Prag, 1854.
Druck und Verlag von Kath. Gerzabek.
Expedition des Albums in Prag 140—II.

Vierzehntes Kapitel.

Ein Zeuge.

Am andern Morgen ordnete Franke eiliger als sonst seinen Anzug. Er hatte einen Ausgang zu machen und wollte ihn nicht bis zum Erwachen seiner Mutter verschieben, die nach Art großstädtischer Damen den Mittag zum Morgen zu machen pflegte. Mancherlei Interessen und Gefühle bewegten sein Herz. Das Leben der kleinen Stadt hatte ihn bekannt gemacht mit Verhältnissen und Individualitäten, an denen er im Geräusche der Oberflächlichkeit einer Residenz wohl ewig unwissend vorüber gegangen wäre.

Vor seiner Hausthür rieselte der Brunnen und

der Morgenwind säuselte in den Zweigen des Nußbaumes und der alten Linde.

Bei Marien standen die Fenster weit offen und Anna's blasses hübsches Kindergesicht zeigte sich hinter einem derselben. Sie winkte und nickte dem Doctor ernsthaft und freundlich zu, kam endlich vor die Thür gesprungen und sagte, Franke's Hand ergreifend: „Ich muß was mit Ihnen reden, was recht Ernsthaftes, lieber Herr Doctor, soll ich zu Ihnen kommen, oder wollen Sie mich Mittags im Garten treffen?“

„Wie alt sind Sie, Anna?“ fragte Franke lächelnd, denn das Mädchen kam ihm heute ungewöhnlich erwachsen, fast jungfräulich vor, und es hatte für ihn etwas Komisches auf so naive Weise zu einem Rendezvous aufgefordert zu werden.

„Vierzehn im October,“ entgegnete sie mit einer gewissen Feierlichkeit. „Ich bin gewiß und wahrhaftig kein Kind mehr, und ich hoffe mich als eine gute Tochter gezeigt zu haben und der Liebe und des Vertrauens wohl werth zu sein.“

„Ohne Zweifel,“ entgegnete er und sah ihr nachdenkend in die hellen Augen. Es war Mariens Blick, der ihm aus diesen Sternen entgegenstrahlte und zum Erstenmale durchzuckte ihn der Gedanke,

daß Mariens Töchter in wenigen Jahren, ja möglicher Weise in wenigen Monaten die Knospenhülle abstreifen und zu lieblichen Jungfrauen erblühen mußten. Er zog achtungsvoll den Hut vor dem jungen Geschöpfchen, verbeugte sich und sagte: „Ich komme noch vor Tische, so etwa Viertel auf Zwölf zu Ihnen, Fräulein Anna, und werde durch die Gartenthür gehen. Ich weiß, das ist Ihre Freistunde und werde mich bemühen, Ihre Wünsche zu erfüllen."

Das Mädchen erröthete plötzlich wie eine aufblühende Rose und war einen Moment lang so strahlend schön, als ihre Mutter. Dann aber erbleichte sie wieder und Franke sah deutlich, daß sie Thränen in den Augen hatte.

Er ging weiter. Am Posthause saß Lätitia schon angekleidet, mit einer Nähterei vor der Hausthür auf einer grünen Bank und neben ihr saß Walter, der ihr vorlas.

Es war in Kurzem eine Hochzeit im Städtchen, die Hochzeit des Fräulein Mainhard, die sich mit einem Referendar verlobt hatte, der jetzt als Assessor in einer Hermstädt ähnlichen Residenz angestellt war, wohin seine junge Gattin ihm folgen sollte. — Lätitia arbeitete so früh schon an einem

Polterabends-Geschenk. — Beim Registrator Semmler klopfte Fräulein Sabine eigenhändig in der geöffneten Hofpforte ihren rothseidenen Leibpelz, während sämmtliche Hühner und Enten um sie her gluchzten und kakelten oder schnatterten, und rief dem Vorübereilenden freundschaftlich zu: „Ich will ihn nur ein Bißchen an die Luft bringen, wegen der Motten!“ Sie meinte damit den Marderbesatz jenes Prachtkleidungsstücks. Aus den Fabrik-Gebäuden strömte dem Doctor die Sechsuhr-Ablösung entgegen und die armen Leute grüßten ihn und einer und der and're trat an ihn heran, dem Arzt, der ihnen schon in irgend einem trüben Augenblick hülfreich gewesen, dankbar die Hand zu drücken.

Er machte einen weiten Spaziergang und sah von der nächsten bewaldeten Höhe Stadt und Flußthal im Morgensonnenschein. Kerzengerade Rauchsäulen stiegen in die blaue Luft und hin und wieder blitzten die Fenster bekannter Häuser im Sonnenstrahl. — „Wie Freundesaugen, die mich grüßen,“ dachte Franke, und ertappte sich plötzlich über einer Regung, herzlichen, freudigen Heimathsgefühls, wie es ihm die Residenz, in der er geboren, nie eingeflößt hatte.

„Nun Gott helfe mir,“ sagte er zu sich selbst,

„das Nestchen da unten fängt an, meine Welt zu werden. Gut für mich,“ setzte er hinzu, „denn es soll ja auch meine Welt sein.“

Die Kirchenuhr schlug Sieben und der helle Ton drang durch die reine Luft zu ihm hinüber. Er konnte von seinem Standpunkte aus Kirchhof und Schulgebäude übersehen, und mit einem eigenthümlich gemischten Gefühl beobachtete er die Schulknaben, die bis dahin sich lustig auf den Gräbern getummelt hatten und nun Kopf an Kopf gedrängt in die Pforte des Schulhauses eilten. Wie anders war seine Knabenzeit gewesen als die dieser Schüler, auf welche Matthison's Worte paßten:

Die Schule dumpf und düster
Umrankt von Wintergrün,
Wo uns der ernste Küster
Ein Weltgebieter schien.

Hier war der Leitfaden des Unterrichts schlecht und recht der Katechismus, und Fibel und Bibel folgten einander als Leseübungsbücher.

Ihm hatte in den Religionsstunden der vortragende Lehrer auseinandergesetzt, daß der Glaube an einen persönlichen Gott veraltet und ungereimt sei.

Er hatte die Welt durchzogen, er hatte alle

Genüsse des Erdendaseins gekostet, aber weder in Rom, noch in Paris, weder in den Thälern der Alpen noch auf den grünen Rebenhügeln Ungarn's hatte er gefunden, was dies kleine Städtchen ihm gegeben — echte, edle, achtungsvolle Liebe, — das ruhige Gefühl nützlicher Berufsthätigkeit. Wie der Blick in das heitere belebte Flußthal, so war ihm jetzt der Blick in sein Inneres — er zeigte ihm das Glück der Beschränkung.

Hohl und leer erschienen ihm die Vergnügungen und Zerstreuungen der großen Stadt, und das Geschwätz über Trüffelpasteten, über Kleiderstoffe, über den neusten Roman oder das durchgefallene Theaterstück eines modischen Schriftstellers kam ihm eben so fade vor, als das Geschwätz seiner jetzigen Bekannten.

Ueber ihm stand in aller goldigen Pracht die liebe Sonne am Himmel und die Sichel des abnehmenden Mondes senkte sich bleich und fein, ein zarter Elfenkahn gegen den westlichen Horizont. „Das Licht der Wissenschaft findet wie das der Sonne seinen Weg auch in den beschränktesten Raum und ich fühle und sehe mein Ich eben so wohl auf diesem Hügel als auf der Spitze des höchsten Gletschers als den Mittelpunkt der mich umgebenden Welt," dachte

Franke mit einem Gefühl innerlichen Wohlseins. — Jakobinens trübes Dasein tauchte vor seiner Erinnerung auf. — Wie glückesarm, wie lichtlos war dies Menschenleben — und doch — ein grünes Blatt, ein keimendes Reis hatte hingereicht, Freude in das Herz zu bringen und die Hoffnung stand, ein freundlicher Genius vorwärts winkend, auch an diesem Lebenswege.

„Wenn Du kein Traum meiner Phantasie bist, großer Geist, der das All' der Welt erdacht, wenn Du etwas Anderes, Höheres, Gütigeres bist, als die eiserne Nothwendigkeit, o so neige Dich erbarmend herab zu dieser leidenden erkrankten Menschenseele. Sende einen Funken Deines ewigen Lichtes auch in dies Chaos und laß — denn die Allmacht kann auch dies — eine Welt von Glück hervorgehen aus der Tiefe jahrelangen Elends," dachte Franke, den Blick emporgehoben zu den leichten, ziehenden Wölkchen.

Er strich sich über die Stirn — ihm war seltsam zu Muthe, ein Lächeln streifte seine Lippe, eine Thräne seine Wimper, indem er sich bewußt ward, daß er gebetet, gebetet mit wahrer Erhebung des Herzens; „und nun eilig vorwärts," sagte er sich selbst, „ich muß zuschreiten, um die Unterförsterei zu

erreichen und nach dem erkrankten Kinde sehen, bevor ich in der Stadt Besuche machen kann."

Er ging rechts vom Wege ab, einen Fußsteig durch den Wald, und nach zehn Minuten stand er an der niedern Thür mit dem Hirschgeweih', wohin ihn ein spät Abends angekommener Brief für die Morgenstunde bestellt hatte.

Ein alter Mann hieß ihn willkommen und führte ihn in ein Zimmer, wo ein niedliches kleines Mädchen im Ausbruch eines bösartigen Scharlachfiebers glühend im reinlichen Bettchen lag.

Der Greis war der Großvater der Kleinen und ein altes Mütterchen, die Großmutter, saß weinend neben dem Schmerzenslager. Die Eltern des Kindes wohnten in einer fernen Gegend und hatten den kleinen Liebling den Großeltern zum Troste gelassen. Franke beruhigte durch einen Zuspruch die alten Leute, verordnete das Nöthige und mischte der Kleinen eigenhändig einen Trunk aus Himbeersaft und Wasser.

„Nein, Herr Doctor," sagte der Förster, „von unserer Todesangst gestern kann sich kein Mensch einen Begriff machen, wir dachten, das Kind hätte Gift genascht, wie sie so heftiges Erbrechen und Schwindel und die fliegende Hitze bekam."

„Und woher dachten Sie das," fragte Franke, „haben Sie denn Gift im Hause, Herr Förster?"

„Ja," entgegnete der Alte, „ich habe, oder eigentlich ich hatte; denn es sind nun wohl schon siebzehn oder achtzehn Jahre her, als meine Frau so ein großes Pack Zeugs von einem hausirenden Juden kaufte; es sollte für die Ratten sein, die damals ganz rasend bei uns wirthschafteten. Ich litt aber nicht, daß sie es aufstellte, ich verschloß den Unrath und vergaß ihn. — Nun mache ich vor zwei Tagen den alten Schrank da auf und das Kind, das Lieschen, kramt in den Schubfächern. Es ist da allerhand Zeugs d'rin, was Kindern gefällt, ein Paar altmodische Nadeln und Ringe, ein Paar Schaustöcke, Porzellan-Puppen und was weiß ich. So gehe ich davon und lasse die Schlüssel stecken; wie ich wiederkomme, liegt das Würmchen am Boden und windet sich und jammert. Da war's mir wie ein Blitz und ich denke an das seit Jahren vergeß'ne Rattengift und wie ich mit zitternden Händen das Fach aufziehe, da steht die Schachtel noch darin, aber das Büchschen, worin meine Frau es kaufte, ist verschwunden. — Großer Gott, Herr Doctor, so ist mir nichts, nichts in meinem Leben in die Glieder geschlagen. Ich war wie todt, bis

meine Alte hereinkommt und mich fragt, was mir und dem Kinde fehle. — Ich deutete nur auf die leere Schachtel — sie versteht mich erst nicht, es waren viele Jahre verflossen, seit ich ihr das Teufelszeug abgenommen; wie ich aber endlich reden kann und ihr vom Gift anfange, da sagt sie: Gib Dich zufrieden Vater, Lieschen kann kein Gift genascht haben, denn das hab' ich gleich verkauft, es ist nicht sechs Tage in unserm Hause gewesen. Die Mamsell Sabine Semmler kaufte es mir ab auch für die Ratten, damals als sie noch beim sel'gen Herrn Mainhard war."

„Wie lange ist es her?" fragte Franke, seltsam ergriffen von dieser Erzählung.

„Achtzehn Jahre und darüber, Herr Doctor; denn meine Schwiegermutter lebte noch und die ist schon zu Martini achtzehn Jahre todt."

Franke konnte sich selbst keine Rechenschaft geben, warum er weiter fragte.

„Und wie sah das Büchschen wohl aus, das das Gift enthielt?"

„Nun," entgegnete der Alte, „es war so weißlich wie Apotheker-Büchsen sind, und ein Todtenkopf war darauf gemalt und „Gift" darunter geschrieben, und es hatte einen kleinen Bruch oben im Rande;

denn als ich's meiner Frau fortnahm, fiel es zu Boden und es brach ein Stückchen aus."

Franke ging gedankenvoll nach der Stadt zurück. Unaufhörlich mußte er daran denken, dieses Giftbüchschen mit dem Morde in seinem Hause in Verbindung zu bringen. Hundert seltsame kleine Romane spannen sich aus in seinen Gedanken und wunderliche Figuren wirrten darin herum.

Fast instinctmäßig ging er zu Semmler und trat ohne anzuklopfen in Fräulein Semmler's Privatzimmer.

Sie saß an einem kleinen Tisch und sortirte Eier, die sie dann in warmes Wasser legte und mit geschmolzenem Wachse überzog, sie zum Winter aufzubewahren, um sie dann theuerer zu verkaufen.

„Fräulein," sagte er nach den ersten Begrüßungen, „Sie könnten mir einen Dienst erweisen, wenn Sie mir etwas starkes Rattengift irgendwo auftrieben, ich wollte es theuer bezahlen."

„Ja, da kann ich dienen," entgegnete sie sehr vergnügt und begann in einem Schränkchen unter alten Scharteken zu kramen, bis sie ein Büchschen fand, das mit einer Schweinsblase verbunden und nach der Beschreibung das frühere Eigenthum des Försters war.

Sie band es auf und Franke sah, daß es nicht ganz zur Hälfte mehr gefüllt war.

„Sie haben schon Gebrauch davon gemacht und wissen, daß es gut ist gegen die Ratten?“ fragte er.

„Nein, ich nicht, Herr Doctor, ich kaufte das Zeug vor guten achtzehn Jahren von der Unterförsterin in Birkenau; ich brauchte es gar nicht, sondern Eine, die damals in aller Herrlichkeit lebte und nicht dachte, einst einen Bissen Brod von der armen, verachteten Mamsel Semmler erbetteln zu müssen. Sie kennen sie auch, Herr Doctor, die Ellen Grey, die jetzt an der Landstraße bettelt, damals aber hieß sie Ellen Hargreve und war die schöne, hochmüthige Nichte unseres Herrn Commercienrathes Werl. Sie sollte zu jener Zeit den alten, reichen Herrn Mainhard heirathen, der hatte ein Testament gemacht, in dem er sie zu seiner Erbin einsetzte, aber er verbrannte es, als ich ihm erzählte, wie sie darauf ausging, den Jakob Grey, auf den alle Mädchen ganz versessen waren, in ihr Netz zu ziehen. — Ja, er verbrannte es, kein Mensch wußte warum, als ich, und mir ist's heute noch nicht leid, obgleich mein Legat von 2000 fl. auch mit in die Flammen aufging. Er wollte später anders über sein Eigenthum verfügen und mich nicht vergessen, aber der Tod kam

plötzlich, und all' sein grausamer Reichthum kam an den jungen Lieutenant Mainhard, seinen Brudersohn, von dem er bei Lebzeiten nichts hatte wissen wollen. Nu, es kam in gute Hände; der Obrist Mainhard ist ein ganz respectabler Mann und obgleich auch ein Sternengucker wie mein Bruder, doch kein ganz so jämmerlicher Einfaltspinsel wie der." —

„Waren Sie bei dem Tode des Herrn Mainhard gegenwärtig, Fräulein Sabine?"

„Ei ja doch, Herr Doctor, und schwer genug hat er gelitten, der arme Schelm, ich denke, er hatte die Cholera, obwohl man es damals nicht mehr haben wollte. Er krümmte und wand sich wie ein Wurm und mußte brechen, und so ging er hin, Hals und Mund waren ihm roth wie durchgefressen und der Mund stand weit offen nach dem Tode, daß ich ihn gar nicht zukriegen konnte, und die Augen waren auch aus den Höhlen getreten. Es war jämmerlich und schrecklich anzusehen."

„Und ist Ihnen oder Andern nie der Gedanke an einen gewaltsamen Tod bei diesem Hintritt in den Sinn gekommen?"

„Gott bewahre uns!" sagte Sabine erschrocken zusammenfahrend; „kein Mensch hat an so was gedacht und es war auch keine Seele neben dem Ster-

benden als ich, und er hat nichts genossen als was ich zubereitet. Der Himmel verzeihe Ihnen die Sünde, Herr Doctor, aber sie könnten mich noch in's Gefängniß bringen mit Ihrem Gerede. Weil einmal hier in diesem Orte Einer vergiftet wurde, ist's doch noch nicht nöthig, daß jeder, der zu seinen Vätern versammelt wird, Arsenik im Leibe haben muß."

„Verzeihen Sie, Fräulein," entgegnete Franke, „nicht von Ferne habe ich die Idee gehabt, Sie zu beleidigen. Aber schwere Thaten sind, wie an jedem Orte auf Erden, auch hier geschehen, und das verborgene Böse kommt früher oder später doch an den Tag. Ich halte Sie, werthes Fräulein, für eine kluge, tüchtige und das Leben mit fester Hand anfassende Dame; sagen Sie mir, halten Sie Jakobine Moris des Verbrechens fähig, dessen man sie anklagt?"

Sabine wiegte nachdenkend das spitzige Gesicht hin und her. „Das ist eine verwunderliche Frage, Herr Doctor," entgegnete sie dann. „Jakobine war ein ganz schönes Mädchen zu ihrer Zeit, anders als unser Einer, immer fein und apart. Dazu war sie wie ihre Mutter hitzig und wild und hat dem alten Herrn Wallfeld manchen Aerger gemacht, aber eigentlich that sie doch keinem Menschen was zu Leide. Sie weinte und schwärmte, malte und spielte die

Harfe, und sah in dem Engländer, der später die Ellen heirathete, einen Herrgott. Ich könnte mir viel eher denken, daß die Art sich selbst, als einem Anderen hätte was Leides anthun können, und wenn sie Gift in die Suppe geschüttet, so hat sie wahrhaftig die Absicht gehabt, sie allein auszuessen."

Franke athmete tief auf. Ihm war zu Muth, als ob für ihn selbst ein Zeuge aufgetreten sei; er ergriff seinen Hut und wollte gehen — so leicht aber kam er hier nicht davon.

„Sie wollten das Zeugs kaufen, Herr Doctor," sagte Sabine ihn am Aermel festhaltend und das Büchschen, das sie wieder sorgfältig verbunden, in seine Hand drückend, „sechs Groschen ist der Preis für den Rest und da haben Sie das schöne Büchschen noch umsonst." —

Franke bezahlte und steckte den unheimlichen Einkauf in seine Rocktasche.

Dann aber eilte er davon, denn es war die höchste Zeit zu seinem „Stell Dich ein" mit Anna Baum; sie wartete seiner bereits im Garten und kam ihm langsam entgegen.

„Nun, Aennchen, und was soll ich für Sie thun?" sagte er lächelnd, als das liebliche Kind mit ernstem Ausdruck vor ihm stand.

Sie sah ihm mit einer feierlichen Miene in die Augen und sagte mit zitternder Stimme: „Ich möchte Sie um Ihren Rath bitten und um Ihre Vermittlung, Herr Doctor. Sie sind der Freund meiner Eltern. Meine Mutter spricht von Niemanden mit größerer Achtung und Theilnahme als von Ihnen. Noch vorgestern sagte sie: Doctor Franke ist in jeder Beziehung ein Ehrenmann und versteht es, sich zum Herrn des Geschickes zu machen."

Franke fühlte, daß seine Schläfe erröthete und er schwur in seinem Innern, sich dieses Ausspruchs würdig zu machen.

„Sehen Sie, theu'rer Herr Doctor," fuhr Anna fort, „ich bin recht sehr unglücklich. Ich bin ja schon lange kein Kind mehr und weiß alles, was um mich vorgeht. — Die Mutter denkt, sie werde uns Kindern des Vaters Zustand verheimlichen und nimmt so viel Elend auf sich allein, daß sie es gar nicht ertragen kann; aber wir hören in der Nacht den Vater toben, wir sehen ihn taumeln. Herr Doctor, ich weiß, daß mein Vater ein sehr unglücklicher Mensch ist, der sich eine schlimme Leidenschaft hat über den Kopf wachsen lassen, weil er die Kraft, der Versuchung zu widerstehen, nicht gleich Anfangs geübt hat. — Ich weiß, Herr Doctor, daß mein Vater mich sehr

liebt, daß ich ihn wohl würde beruhigen können, wenn ich zu ihm dürfte in seinen schlimmen Stunden. Die Mutter muß unterliegen, die Anstrengungen sind nach ihrer schweren Krankheit ihr zu groß. Sagen Sie ihr, Herr Doctor, daß ich ihr beistehen will, daß ich meinen Vater nicht weniger achten und ehren werde, wenn ich ihn in seinem Jammer sehe, als wenn ich das Alles blos von Weitem höre. Ich will ruhig und muthig sein wie die Mutter und schon ihrethalben es nie an kindlicher Ehrfurcht gegen den Vater fehlen lassen. Wollen Sie das der Mutter einmal sagen, Herr Doctor?"

„Und warum, theu're Anna, wollen Sie das nicht selbst?" fragte Franke erstaunt und ergriffen durch des Kindes Worte.

„Weil die Mutter es zu einer solchen Erklärung zwischen mir und ihr nie kommen läßt. Gott hat uns diesen Vater gegeben und wenn er gut genug ist, der Gatte meiner Mutter zu sein, so darf es uns Kindern nicht zu schlecht scheinen, ihn als Vater zu ehren, auch liebt uns der Vater so herzlich und ist in seinen guten Tagen so freundlich und liebevoll gegen uns; wenn wir das Gute hinnehmen, so müssen wir uns auch in das Traurige fügen können."

Sie hatte so lebhaft und eifrig gesprochen, daß

abermals glühendes Roth ihre Wange färbte, große Thränen standen in den hellen unschuldigen Augen des jungen Mädchens und Franke nahm die kleine Kinderhand von Mariens Tochter und zog sie mit dem Gefühl innigster Theilnahme an seine Lippen.

„Versprechen Sie mir, mit meiner Mutter zu reden und ihr den Gedanken zu benehmen, ich könnte meinen armen Vater weniger achten, wenn ich ihn in seinem Leiden pflegen darf?“ bat sie, die Wange des erkohr'nen Vertrauten mit ganz kindlichem Ausdruck leise streichelnd.

„Ja, liebe Anna,“ entgegnete Franke, in seinen Augen war aber die Tochter Mariens plötzlich kein Kind mehr, sondern ein holdes, engelhaftes Wesen, nicht Kind, noch Jungfrau, ein Wesen, das ihm eben so sehr der Verehrung als des liebevollsten, sorgsamsten Schutzes würdig schien. Eine Viertelstunde lang hatte er Alles um sich her vergessen in der Erinnerung an das Gespräch mit Anna. Sehr unsanft aber wurde er in die Gegenwart zurück geführt beim Eintritte in sein Wohnzimmer, wo seine Mutter zwischen zwei scheuernden Weibern stehend aus allen Kräften schalt, ermahnte und anfeuerte.

Eine Wasserflut strömte auf den Dielen, Stühle und Tische standen, die Beine verzweifelnd gen Himmel

gekehrt, auf, neben und übereinander. — Franke fuhr ganz erschrocken zurück, die Mutter aber rief ihn herein und erklärte ihm, welche Verdienste sie sich um seine Häuslichkeit erwürbe, indem sie hier endlich einmal ein wenig rein machen ließe.

„Ich habe es hier nie unrein gefunden, beste Mama," entgegnete resignirt der Sohn, der sich jetzt mit einem gelinden Angstschauer der großen Vorliebe seiner Mutter für nasse Fußböden und Seifengeruch erinnerte.

„Nicht unrein!" rief Madame Franke mit empörter Miene. „Ganze Wolken Staub haben wir aus diesen alten Möbeln geklopft und hinter den beiden Bildern hervor fiel sogar ein ganzer Regen alter vergelbter Papierblätter, die da wohl seit hundert Jahren in Ruhe gesteckt haben mochten. Ich sah sie mir an, sie sind in einer Sprache vollgeschrieben, die kein Mensch versteht, und ich habe sie in's Feuer werfen lassen."

Franke erbleichte und zitterte heftig. In dem Zimmer, das jetzt von der unnachsichtigen Reinlichkeit seiner Mutter heimgesucht wurde, hatte nach dem Brande in Hermstädt Jakob Grey mit seiner Gattin Ellen gewohnt, und es war wenigstens nicht unmöglich, daß diese Schriften von ihm stammten und etwas

enthielten, das zur Rechtfertigung Jakobinens von Wichtigkeit werden konnte.

„Um Gotteswillen, theure Mutter," sagte er sehr aufgeregt, „wie konntest Du so eigenmächtig über fremdes Eigenthum verfügen."

„Bin ich hier im Zimmer meines Sohnes oder bei einem Fremden?" rief die Matrone aufgeregt.

„Aber diese Möbel, diese Bilder, dieses Haus gehören nicht Deinem Sohne, Mama!"

„Beruhigen Sie sich, bester Herr Doctor," sagte die eine der Scheuerfrauen, deren Kind Doctor Franke vor einigen Wochen behandelt hatte, „Madame befahlen mir das Papier zu verbrennen, es war aber weich und fein, wenn auch vergilbt und da dachte ich, es könnte gut zum Einpacken sein, und wollte es, wenn ich nach Hause gehe, zum Krämer tragen, der mir ein Bischen Salz oder ein Paar Lorbeerblätter dafür gegeben hätte, ich geb' es Ihnen aber gleich, es fehlt auch kein Blättchen daran, da liegt es in meinem Korbe."

Franke nahm eilig die gelb gewordenen Papierblätter. Sie waren von einer festen, geläufigen Männerhand in englischer Sprache beschrieben und mit einem halben Blick sah er, daß sie Abschiedsworte an Jakobine enthielten. Eilfertig packte er die Papiere

zusammen und lief die Treppe hinauf nach Jakobinens kleinem Zimmmer.

Im Flur begegnete ihm der Senator und vertrat ihm mit ernster Miene den Weg.

„Meine Stiefschwester soll und darf keine Besuche annehmen," sagte er mit ernstem und trockenem Tone, „ihre Lage ist von der Art, daß sie am Besten von der Welt gänzlich geschieden bleibt."

„Senator Wallfeld," sagte Franke nicht ohne einige Heftigkeit, „Sie, der natürliche und geborne Vertheidiger Ihrer unglücklichen Schwester, sind ihr erster Ankläger, der schlimmste Belastungszeuge gegen dieselbe gewesen. Wie würde Ihnen zu Muthe sein, wenn die Unschuld Jakobinens sich plötzlich und unwiderleglich an's Licht stellte?" —

„Sie sprechen von einer Unmöglichkeit, Herr Doctor, Sie, der Sie die traurigen Verhältnisse der entsetzlichen Verdachtsgründe gegen das unselige Geschöpf, das leider halb und halb meine Schwester ist, gar nicht kennen. — Jakobine Moris weiß selbst am Besten, welche Schonung ich gegen sie beobachte und daß ich mich bemühe, trotz Allem, was geschehen, nie zu vergessen, daß einer Mutter Schooß uns beide getragen."

„Diese Papiere fanden sich eben jetzt hinter dem Bilde Ihrer verstorbenen Gattin," entgegnete Franke,

„ich wollte sie zu Ihrer Schwester bringen, jetzt bitte ich Sie, Herr Senator, dieselben mit mir durchzusehen."

Wallfeld's Lippen wurden einen Augenblick lang bleich, als seine Augen auf die Papierblätter fielen: „Das ist Jakob Grey's Handschrift und die Schreibereien müssen länger als sechszehn Jahre dort gesteckt haben," sagte er, „aber kommen Sie, Herr Doctor, und Gott gebe, daß der leichtsinnige, vagabondirende Bruder Jakobinens etwas in diesen Blättern niedergelegt hätte, was einem Mann von ernstem vorurtheilsfreiem Character ausreichend erscheinen könnte, den schwersten Kummer aus seinem Leben zu nehmen, indem es ihn von dem Bewußtsein befreite, der Bruder einer Giftmischerin zu sein."

Fünfzehntes Kapitel.

Vor sechszehn Jahren.

„Fest entschlossen aus dem Leben zu scheiden, das mir nur Elend und Verzweiflung bieten kann, sag' ich Dir, Jakobine, meine liebe, treue Schwester und Freundin, Lebewohl!

Nicht allein meine Liebe zu Maria ist es, die mich forttreibt aus der Welt; ich weiß, daß jede Leidenschaft zu überwinden ist, aber ich habe ein Grauen vor dem Leben, einen Eckel vor Allem, was mich umgibt, weil ich ein entsetzliches, scheußliches Geheimniß in meiner Brust herumtrage, ein Geheimniß, dunkel und grauenvoll genug, um den Tag auszulöschen und den schwarzen Mantel der ewigen Nacht von Neuem über den Erdball auszubreiten. —

Ich sterbe, Jakobine! ich sterbe durch Gift, denke, es sei ein Märtyrerthum, es sei ein Versöhnungstod, den ich mir selbst erwählt, und frage und forsche nie nach dem Grunde meiner Verzweiflung. Noch einmal, Jakobine, es ist nicht Liebe, die mich in den Tod jagt. Wehe dem Feigling, der einer Leidenschaft willen — und wäre sie stark wie die Anziehungskraft der Planeten — das Leben verließe. Forsche nicht, frage nicht, beweine mich und bleibe die Schwester des theueren Mädchens, das ich grenzenlos anbetend mit aller Liebe meines heißen Herzens liebe.

O Maria, edles, reines, hochherziges Weib, Du strahlender Edelstein mitten in den Schlacken dieses erbärmlichen Erdendaseins! — Sie möge es wo möglich nie erfahren, daß ich freiwillig aus dem Leben scheide. Ihre reine Seele bleibe unberührt vom Bösen und behalte den Glanz vollständiger, unbewußter Unschuld.

Ich theile den Rest des Vermögens, das ein Zufall mir zuwarf und das der Grund entsetzlicher Ereignisse wurde, unter Euch Drei, die Ihr alle Drei Anrechte an meine Kraft und mein Herz habt. Du, Jakobine, als meine Schwester und die Gefährtin meiner Kindheit und Jugend; Maria, als die Geliebte meiner Seele;

Ellen, die Unselige, als das Weib, an das das Gesetz und meine Schwäche mich knüpften. — Sie hat den kleinen Antheil von dem schmutzigen Mammon, der ihr zufällt, theuer, theuer erworben, möge sie in irgend einen Winkel der Erde fliehen und still und bereuend die einzige Frucht ihrer Thaten genießen. Sei gesegnet, Jakobine, und werde glücklich, wenn ich nicht mehr bin. Dein Bruder Jakob Grey."

Diese Worte standen auf dem ersten der vergelbten Blätter, die Doctor Franke und der Senator Wallfeld mit einander lasen, aber sie klangen in der englischen Sprache wilder noch und verzweifelter, und waren ohne Datum. Ein zweites Blatt trug den Datum:

„Den 22. Mai — 183* —

Jakobine — ich gehe fort, um zu leben, um das Gefühl tiefen Elends durch die weite öde Welt zu tragen. Höre mich, meine Schwester, und gib mir bald, bald Nachricht von Allem, was um Dich vorgeht.

Ich muß weit ausholen und Dir viel und Schmerzliches mittheilen, während Dir doch das Schlimmste verschwiegen bleibt.

Du kennst meinen Character, theuerste Jakobine, wie Keiner sonst ihn kennt, und wirst Vergebung für

mich haben, ja Du hast sie schon gehabt, denn warst Du nicht meine Freundin und Trösterin in all' dem Leiden, das meine Schuld und Thorheit mir auferlegt hat?

Ich bin ein Mann, Jakobine, und leichtsinnig und wechselhaft in meinen Gefühlen. Ich bin ein Maler, die Schönheit zieht mich an, wo ich sie finde, und nur zu leicht habe ich mich in die Falle begeben, die das Laster mir legte.

Ich heirathete Ellen, weil ich glaubte, ein Unrecht an ihr gut machen zu müssen, zu dem mich Gelegenheit, Leichtsinn und heißes Blut gebracht. Nie ist eine unglücklichere Ehe unter unglücklicheren Verhältnissen geschlossen worden!

Jakobine! Ellen liebte mich, wie die Geister der Hölle lieben, und nur zu bald fühlte sie, daß meine Liebe, wenn sie je existirt hatte — eine sehr flüchtige gewesen sei.

Als ich einige Monate die Last dieser Ehe getragen, machte ich eine Entdeckung so furchtbar gräßlich, daß meine Seele unter der Last derselben erzitterte.

Ich liebte Maria, aber diese Liebe ist nur ein Lichtstrahl in der nächtlichen Finsterniß meines Daseins.

Ellen war zu einer Scheidung nicht zu bewegen — natürlich; hatte sie doch ihre Seele eingesetzt, um dies Entsetzens volle Bündniß zu schließen. Ich habe Tage und Nächte zugebracht in Verzweiflung und düsterem Brüten! Kennst Du den starren Spruch der Bibel, Jakobine: Auge um Auge, Zahn um Zahn? —

Ich wollte mich durch Gift tödten, diesen Spruch zu erfüllen. — Ich hatte es selbst bereitet, ich schrieb einen Brief an mein unwürdiges Weib, in dem ich ihr meinen Entschluß und dessen Gründe mittheilte und ging dann zu Dir. Aus Deiner Hand, meine theure Freundin, meine Schwester, wollte ich den Trank empfangen, der mir sanft und schmerzlos die dunkle Pforte des Grabes geöffnet hätte.

Ich suchte Dich, Jakobine, und fand Dich bei einer häuslichen Arbeit. Ich bat Dich, mir Zucker zu dem Glase Wasser zu holen, aus dem ich nun in Deiner lieben Gegenwart den Tod trinken wollte.

Kaum hattest Du die Küche verlassen, als Ellen eintrat, sie hatte meinen, an sie gerichteten Brief früher gefunden, als ich es beabsichtigt, da sie durch einen Zufall, früher als sonst, von einem weiten Spaziergang heimgekehrt war. Ich hielt das Glas

in der Hand, in welches ich die, klare, geruchlose aber unfehlbar tödtende Flüssigkeit eben gegossen, um sie mit Wasser verdünnt und mit Zucker versüßt zu trinken. Mit wilder Geberde riß sie mir das Glas aus der Hand und schüttete den gefährlichen Inhalt in die Luft, dann zog sie mich in unser Zimmer, warf sich mir zu Füßen und sagte: Stirb nicht, Jakob, lebe, ich trage Dein Kind unter dem Herzen, ich will in eine Trennung mit Dir willigen, geh' wohin Du magst, nur stirb nicht, und werde nicht der Gatte einer Andern.

So gehe ich denn hinweg, Jakobine. Diese Papiere lege ich an den Ort, wo Du in früheren Zeiten manches Zeichen meiner Liebe zu finden wußtest. Ich gehe nach Italien. Schreibe mir nach Rom unter dem Namen Jacopo. Gib mir Nachricht von Marie, von Dir, von dem unglücklichen, schuldvollen Weibe, das einem Kinde das Leben geben wird, welches mein Blut in seinen Adern trägt. O meine Schwester, wüßtest Du, könntest Du ahnden, welches Entsetzen für mich in diesem Gedanken liegt."

Der Senator faltete mit zitternden Händen die gelben Blätter zusammen. Seine Stirn war bleich und seine Lippen bebten heftig. Nach einigen Au-

genblicken, in denen er sich gesammelt, sagte er milde:

„Herr Doctor, dieser Brief und der Umstand, daß Jakobine die Anwesenheit Jakob's an jenem schrecklichen Abende in der Küche hartnäckig läugnete, läßt mich glauben, wenigstens hoffen, daß der Tod meines verehrten Vaters und meiner theu'ren rechtlichen Gattin mehr das Werk ihrer gedankenlosen Unvorsichtigkeit, als der Bosheit ist. Es ist eine Möglichkeit vorhanden, daß das Gift, welches Ellen Grey in die Luft verschüttet, in die kleine Terrine gefallen, welche Jakobine später mit der Speise füllte, die den Meinen den Tod gab. — Sie ist dann allerdings schuldlos an dem Verbrechen, das ihr zur Last gelegt wird und hat ihre Unvorsichtigkeit mit einem Leben der Schmach und des Elends gebüßt. — Vieles in diesen Schreibereien ist und bleibt mir allerdings dunkel, doch hoffe ich, Gott wird jetzt Licht in diese schreckliche und verworrene Angelegenheit senden. Noch verschweigen Sie meiner unglücklichen Schwester diesen Fund; wir wollen und müssen Ellen Grey, müssen Jakob Grey aufsuchen. Jakobine Moris soll keinen treueren Berather, keinen liebreicheren Bruder haben als mich, wenn ich in ihr nicht mehr die Mörderin meines Vaters sehen darf."

Der bejahrte strenge Mann wischte sich die feuchtgewordenen Augen und setzte nach einigem Schweigen hinzu: „Hätten Sie meinen Vater gekannt, Herr Doctor, diesen Inbegriff der Rechtschaffenheit, der Seelengüte, der natürlichen Großmuth: Sie würden meinen Schmerz begreiflich, meinen Zorn natürlich und gerecht finden. Glauben Sie mir, auch mein Leben war ein sehr unglückliches und meine einzige Erheiterung und Zerstreuung war die Wissenschaft. — Als Kind hatte ich keine Mutterliebe, keinen Muttersegen gekannt. Ich war ein kleines Bürschchen noch, aber ich wußte sehr gut, daß ich meiner Mutter im Wege war, wenn Herr Moris zu uns kam. — Ich sah und theilte den Schmerz meines Vaters, als die pflichtvergeß'ne Gattin mit dem falschen Freunde ihn verlassen, sah später seinen Kummer, seine Selbstverläugnung, als seine Frau elend und verlassen mit einem Kinde, das nicht das seine war, an diesen Ort zurückkehrte. — Ich bewunderte, ja ich vergötterte den großmüthigen Mann, der der gedemüthigten Sünderin verzieh und das Kind seiner Schande zu seinem eig'nen zu machen bemüht war. — Herr Doctor, unter diesem Dache sind Thränen geflossen, so bitter sie menschliche Augen nur weinen können, sind Herzenskämpfe

gekämpft, wie keine Feder sie zu beschreiben vermag. Jakobine mag wohl gelitten haben, Menschen von fabelhafter Phantasie sind immer geneigt, sich ihre eignen Gefühle als die einzigen tiefen und warmen vorzustellen, aber mein Vater und ich haben auch gelitten im Zusammenleben mit dem jungen Mädchen, dessen bloße Existenz schon unsern Herzen einen Stich gab. Meine selige Frau hat auch gelitten neben der Schwägerin, die im Dünkel auf ihre Gaben und Talente uns für eine geringere Sorte des Menschengeschlechts, sich selbst noch in ihren Fehlern für erhaben hielt. — Jakobine graute sich vor den Arbeiten des Hauses und Gewerbes. Sie wollte, das Leben sollte aus lauter Gemüthsaufregungen, aus lauter geistigen Genüssen bestehen. Sie kannte und ahndete nicht den tiefen Sinn des Spruchs: Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen. Herr Doctor, so lange wir mit dieser unvollkomm'nen Erde zusammenhängen, so lange sind wir zur Erfüllung unserer irdischen trivialen Obliegenheiten nicht blos verpflichtet, sondern gewissermaßen gezwungen. Jakobine haßte meinen Vater, meine Frau, sie haßte mich, die wir ihr Alle nur Gutes thaten, sie zum Rechten anhielten und vor den Abgründen, die an solchen hohen Wegen — wie sie die ihrigen wählte — na-

turgemäß liegen, warnten. Sie liebte nur den leichtsinnigen, hübschen und excentrischen Engländer, der ihres Vaters Sohn war, wie sie meiner Mutter Tochter. Sie erfüllte ihre häuslichen Obliegenheiten entweder gar nicht oder nur halb und hielt uns Alle für Barbaren und Vandalen, weil wir der Meinung waren, daß ein Weib, welches in der Familie im Häuslichen unbrauchbar sei, eben auch im Ganzen nichts tauge. Meine sel'ge Frau, Herr Doctor, war allerdings eine ganz schlichte Person, sie konnte nicht wie Jakobine, Harfe spielen und malen und singen und englische, französische und italienische Bücher lesen. Sie las die Bibel und das Gesangbuch und studirte fleißig Scheibler's Kochbuch, aber im Hause war Alles am Schnürchen, ohne Lärm, ohne großes Wesen besorgte sie jedes zur rechten Zeit und würde gern Jakobinen alle häuslichen Geschäfte abgenommen haben, wenn nicht mein Vater darauf bestanden hätte, daß seine Pflegetochter einen gewissen Kreis kleiner häuslicher Verrichtungen behalten müsse, damit sie lerne, sich als ein nützliches Familienglied zu betrachten. Großes namenloses Elend ist die Folge von Jakobinens Nachlässigkeit gewesen. Leben und Gesundheit, Ehre und Glück einer Familie hängen immer zumeist ab von dem Thun und Lassen ihrer

weiblichen Mitglieder, aber in Jakobinens besonderm Falle hat eine kleine Nachlässigkeit furchtbare Folgen gehabt. Lassen Sie uns nun, Herr Doctor, alles thun, um Ellen Grey aufzufinden."

„Ich weiß zufällig den Aufenthalt Jakob's," sagte Franke, als der Senator schwieg, „und habe einem Freunde den Auftrag gegeben, den unglücklichen Maler, der sich in Spalato in einer öffentlichen Irrenanstalt befindet, aufzusuchen und so viel sein Zustand es erlaubt, um die Vorfälle an jenem unseligen 22. Mai zu befragen. Auch Ellen kann nicht fern sein. Noch vor wenigen Tagen war sie hier am Ort, begleitet von ihrem Sohn oder ihren Söhnen, deren frappante Aehnlichkeit mit dem unglücklichen Maler mir auffiel, ehe ich eine Ahndung davon hatte, wie nahe sie ihm stehen. Möglich, daß der Registrator Semmler oder Fräulein Sabine uns beistehen können, die Elende aufzufinden, deren Körperzustand von der Art ist, daß sie einen weiten Transport in keinem Falle mehr ertragen kann. Auch müssen und wollen wir die Polizei requiriren, die Entflohenen zu suchen."

„Das ist meine Sache," sagte Wallfeld, „ich habe vielleicht meiner unglücklichen Schwester großes Unrecht zugefügt und will nun mein Möglichstes thun, ihre Unschuld an's Licht zu ziehen."

Wallfeld wollte die alten Papierblätter selbst aufheben, Franke aber bestand darauf, daß Jakobine sie sehen sollte. „Es ist die erste Freude, die ihr seit sechszehn schrecklichen Jahren zu Theil wird, der erste Lichtstrahl in der Nacht ihres Kummers," sagte Franke, und beide Männer gingen nun zusammen in Jakobinens Zimmer.

Sie saß neben ihrem riesigen Myrthenstrauch an ihrem Spinnrade und auf ihrem edlen und sanften Gesicht lag ein Ausdruck tiefen, fast heiligen Friedens.

Die Geschwister betrachteten einander lange, und der Blick des Senators ward von Minute zu Minute milder.

„Jakobine," sagte er, als sie die Blätter gelesen, „habe Vertrauen zu dem Sohne Deiner Mutter. Sage mir Alles, was Du weißt und vermuthest. Es scheint mir, als hätte ich Dir, unglückliche Schwester, diese langen Jahre hindurch mit meinem Verdachte schweres Unrecht gethan. Verzeih' Du mir dies, wie ich Dir von heute ab von Herzen den Antheil verzeihe, den Deine Nachlässigkeit an dem Tode meines Vaters, meines wackeren Weibes hat, laß' uns gegen einander abrechnen und Gott bitten, daß er Licht sende in uns're Finsterniß." Er streckte seine hagere Hand der Schwester entgegen und sie warf sich in Thränen ausbrechend an seine Brust. —

„Mein Bruder, mein theu'rer Bruder," sagte sie endlich, nachdem sie sich gesammelt hatte, „wenn Du so eifrig von jetzt ab nach den Beweisen meiner Unschuld forschen willst, wie Du früher nach denen meiner Schuld suchtest, so wird meine Rechtfertigung nicht ferne sein. Jakob und Ellen leben Beide noch und werden zu finden sein. Ich aber bin schon zu glücklich, daß Du, dessen Dach mir Schutz gewährt, wenigstens an die Möglichkeit zu glauben anfängst, ich sei keine Giftmischerin."

Franke verließ die Geschwister. Er hatte bereits an seinen Freund in Spalato geschrieben und Jakobinens Brief dorthin befördert. Jetzt wünschte er lebhaft einige Blicke in jenes Heft zu thun, das Maria ihm anvertraut und das noch immer wohl verschlossen in seinem Schlafzimmer lag.

Er ging daher zu seiner Mutter und führte die Matrone, die ihr Geschäft jetzt beendet hatte, zu Marien, die sie liebreich empfing, er selbst aber eilte zurück, schloß sich in sein Zimmer ein und las.

Sechszehntes Kapitel.

Aus Mariens Tagebuche.

„Diese Blätter sollen Euer Erbe sein, meine Kinder, und den Character und die Handlungsweise Euerer Mutter Euch klarer machen, als es Euere eig'ne jugendliche Beobachtung der Außenseite der Dinge und Verhältnisse könnte.

Nicht nur mich und meine Verhältnisse möchte ich vor Euch in's rechte Licht setzen, sondern das Leben im Allgemeinen; ich möchte Euch den Schlüssel geben zu der Pforte der Zufriedenheit, das untrügliche Licht in allen Dunkelheiten des Daseins. Werde ich dies können? Ich, ein schwaches, irrendes Wesen wie Ihr? — Doch bin ich zufrieden, wenigstens bin

ich so weit zufrieden mit dem Geschick, als ich wagen darf, mit mir selbst zufrieden zu sein. — Ich bin wie Ihr im Wohlstande geboren und erzogen, aber noch halb ein Kind nahm das Schicksal mir Vater und Reichthum zugleich, und das Plötzliche des Wechsels weckte mich aus meiner kindlichen Träumerei und lehrte mich nachdenken, und was mehr noch ist als denken — handeln. —

Ich war noch nicht ganz dreizehn Jahre alt, als ich nicht nur für meine eig'nen Bedürfnisse selbst zu sorgen gezwungen war, sondern auch die Nothwendigkeit einsah, den Meinen beizustehen.

Ihr werdet mich fragen, wie ich das gemacht? ich antworte Euch: Ich arbeitete und entbehrte. Früh um vier Uhr verließ ich mein Bett auch im Winter schon, und spann oder strickte im Dunkeln. Ich kleidete mich an während des Morgengrauens und saß, wenn es hell genug dazu wurde, bei einer Nähterei oder Stickerei. Ich machte die Betten, reinigte das Zimmer, ich zündete Feuer im Ofen an und kochte bei der freundlichen Flamme unsere einfache Mahlzeit. Ein Tag hat vierundzwanzig Stunden, sechs davon gehörten dem Schlafe, drei den häuslichen Beschäftigungen und dem Ankleiden, zwei waren für das Essen und Erholen am Tage bestimmt; so blieben

mir noch dreizehn Arbeitsstunden und ich konnte rechnen durchschnittlich in jeder Stunde zehn Kreuzer zu erwerben, so daß ich monatlich nach allen Ausfällen gewöhnlich acht bis zehn Thaler verdient hatte. Denkt nicht, liebe Kinder, daß ich unglücklich war. Die angestrengte Thätigkeit gab der Zeit Flügel, und früh lernte ich das angenehme und stolze Gefühl kennen, meiner eig'nen Kraft die Befriedigung meiner Bedürfnisse zu verdanken.

Ich hatte keine Zeit zum Besuchemachen und Empfangen, aber ich hatte eine Nachbarstochter, ein schönes, freundliches, geniales Wesen, mit der ich früh innig befreundet war. Ihr kennt sie, meine Kinder; die blasse, stille Tante Jakobine war damals ein bildschönes, eben erblühendes Mädchen und von der Natur eben so mit Talenten begabt, als durch ihre Verhältnisse in die Nothwendigkeit versetzt, dieselben nur in tiefster Stille zu cultiviren. Mehr spielend als arbeitend lernte ich von ihr Zeichnen, meinen Gesang mit ihrer Harfe — dem Erbe ihrer Mutter — begleiten, lernte ein Wenig englisch, ein Wenig französich und erhielt durch sie und ihren Pflegebruder, Jakob Grey, Bücher in beiden Sprachen, so wie auch die Classiker unsr'er eig'nen Muttersprache. — Jakob Grey war ein Mensch von so un-

gewöhnlichen Gaben, von so hervorragendem Geiste, daß er mir wie einer der Heroen der Vorzeit, wie die Verkörperung echter Männlichkeit erschien.

Meine Töchter, diese Zeilen sollen Euch erst zu Handen kommen, wenn Ihr Jungfrauen, und an dem großen Scheidepunkte des weiblichen Lebens angekommen seid, das heißt wenn ihr liebt. Jakob Grey war die erste, die einzige Liebe meines Lebens. — Er verheirathete sich, als ich noch sehr jung war, mit einem sehr schönen aber sehr bösen Weibe, nachdem er vorher eine kurze Zeit mit seiner Pflegeschwester Jakobine verlobt gewesen war. Ich erwähne dieses Umstandes gegen Euch, weil er mir Gelegenheit gab, mein eig'nes Herz kennen zu lernen, was den Augenblick geschah, als Jakob mir, die er noch für ein Kind hielt, heiter erzählte, daß er Jakobine heirathen und mit ihr in eine südliche Gegend ziehen werde. — Ich fühlte im Herzen einen Stich bei dieser Nachricht, der mir einen beinahe körperlichen Schmerz machte. Ich war noch Kind genug in Thränen auszubrechen, die ihn veranlaßten, mich in seine Arme zu nehmen und mir Worte zuzuflüstern, die wie Feuerfunken in meine junge Seele fielen.

Die Verlobung ward kurz darauf getrennt, weil es sich herausstellte, daß die Verlobten einander näher

verwandt waren, als sie es gewußt und geahndet, und ihr Verhältniß zu einander ward bald ein ganz geschwisterliches. Nicht ein ganzes Jahr darauf war Jakob Grey verheirathet mit Ellen Hargreve, der Nichte des Commercienraths Werl.

Dieses Jahr hatte hingereicht, mich selbst und mein Wollen und Wünschen zu zügeln. Die Liebe zu dem außerordentlichen Manne war geblieben, aber sie hatte eine ganz andere Richtung bekommen.

An eine Vereinigung mit Grey war für mich nicht mehr zu denken. Jakob Grey, der Gatte Ellen's, erschien mir aber auch ein ganz anderer als das Ideal, der Lehrer meiner Kindheit und Jugend. Dies stand in meinem Herzen, ein makelloses Götterbild auf dem goldenen Fußgestelle der Liebe und Verehrung, und der wirkliche lebende Mann, der in seiner Ehe gränzenlos unglücklich, jetzt auch das Band zu lösen und eine Vereinigung mit mir, dem kaum sechszehnjährigen Mädchen zu knüpfen wünschte, war mir kaum mehr als ein Gegenstand herzlichsten Mitleidens. Ehrerbietung ist ein Hauptbestandtheil echter Frauenliebe, und Jakob Grey war nicht verehrungswürdig in dem Elend, das er sich leichtsinnig selbst erwählt hatte und kraftlos fortschleppte. — Ich selbst habe

ein zu starkes und muthiges Herz, um die Schwäche lieben zu können.

Jakob Grey verließ seine Gattin plötzlich. Ob er sich getödtet, ob er nur weit hinweg in fremde Länder ging, blieb mir und Allen unbekannt. Genug, er war verschwunden und wenige Zeit darauf verließ auch seine Gattin unser Städtchen, nachdem sie einem Knaben das Leben gegeben, den ich über die Taufe hielt. Es war ein schönes Kind, der kleine Jack, und ich fühlte eine brennende, tiefe Liebe für das kleine Geschöpf, das mich mit den dunkeln Augen seines Vaters anschaute. Es zog mir durch die Seele wie Frühlingshauch, als ich das Knäbchen in meinen Armen wiegte, und ahndungsvoll ward mir es klar, daß im Leben des Weibes nicht die Liebe der höchste Punkt sei, sondern das Muttergefühl. — Die Dichter sagen das anders, sie sind Männer, und es schmeichelt ihnen, das Weib zu einer Art von untergeordnetem Wesen zu machen, das wie die Undine des Märchens erst Seele empfängt durch die Liebe zum Manne. — Meine Kinder, meine theuer erkauften Schätze, möget Ihr nie über Euer eigenes Ich in solchem Irrthum befangen sein.

Das Weib ist ein selbstständiges, zu allem Glück der Erde berufenes Wesen wie der Mann, und muß

wie dieser die Quellen des Glückes in sich selbst tragen. Denn glücklich zu sein ist der Beruf des Menschen auf Erden.

Aber was ist Glück? O meine Kinder, dies Euch deutlich zu machen, ist der Hauptzweck dieser Blätter!

Aus früher Erfahrung kann ich Euch genau sagen, was Glück nicht ist. — Glück ist nicht Reichthum, denn ich war schon als Kind viel glücklicher in der Armuth als im Wohlstande. — Glück ist nicht Liebe, denn ich mußte frühe meiner Liebe entsagen, und der Kampf, den ich dieserhalb in meinem Herzen kämpfte, legte erst den Grund zu meinem Glück. — Glück ist nicht Genuß, denn alle Genüsse der Erde ermüden, das Glück aber gibt Kraft.

Glück ist überhaupt nichts Aeußerliches; es kann nicht aus der Welt in uns hineinfließen, sondern muß umgekehrt, ein klarer Lichtstrom, in unserm Herzen entspringend, die Welt um uns her durchleuchten und erwärmen. — Aber ich will fortfahren in der einfachen Geschichte meines Lebens, ich hoffe, meine Kinder, Ihr sollt aus derselben erkennen lernen, wo das Glück zu suchen sei. — Im Hause meiner verwitweten, verarmten Mutter war großer Mangel, oft fehlte es an den nothwendigsten Lebensbedürf-

nissen, denn meine Hände waren die einzigen, welche für das tägliche Brod von zwei Personen arbeiten konnten. Meine Mutter hielt Wohnung und Kleidung in Ordnung, meine Brüder befanden sich als Freischüler in einer entfernten öffentlichen Schulanstalt, brauchten aber doch so manche Kleinigkeit, die sie dort nicht empfingen und die ihnen vom Hause besorgt werden mußte. Ein reicher Mann gab mir Arbeit, die er vortrefflich bezahlte. Es war Euer Vater. Ich war jung und schön, und er hatte eine Leidenschaft für mich gefaßt. — Die Welt, meine Kinder, vermuthet leicht das Böse, und so glaubte auch die Welt uns'res kleinen Städtchens, daß Herr Baum die mittellose Marie Teubner auf Abwege führen wolle, aber er trug mir seine Hand an und sorgte nicht nur großmüthig für meine Mutter und meine Brüder, sondern reinigte auch den Namen meines Vaters von Schmach, indem er den Rest seiner Schulden zahlte, den wir trotz aller gebrachten Opfer nicht hatten decken können. — So ward ich Braut, meine Kinder. Ich ging nicht blind in die Ehe, ich kannte die Pflichten, die sie mir auferlegte, und wußte, daß ich Seele und Leib dem Manne hingab, mit dem ich zum Traualtare trat. Es gab Stunden, in denen bei dem Gedanken an das nahe

und unzerreißbare Band, das ich schließen wollte, ein eisiges Grauen meine Glieder beschlich, in denen ich Block und Beil nicht ärger hätte fürchten können, als die Ehe. — Ich stand mehr als einmal betend und flehte: Herr, ist's möglich, so gehe dieser Kelch an mir vorüber, aber ich fand stets die Kraft hinzuzusetzen: Doch nicht mein, sondern Dein Wille geschehe! — Ich durfte meinem Verlobten kein Gefühl heucheln, das ich nicht hatte. Herr Baum war zufrieden mit der Gewißheit, daß ich mich entschlossen, seine Gattin zu werden, und fragte nach nichts Anderem. Meine Familie hatte Brod und alle Mittel zu ihrer Subsistenz, meines Vaters Ehre blieb im Grabe unbefleckt. Ich erfüllte durch meine Heirath meine Pflicht gegen die Meinen, und trotz der haarsträubenden Angst vor den Verhältnissen, in die ich trat, war ich glücklich. — Ich ward Herrn Baum's Gattin und lernte genau den ganzen Umkreis der Pflichten kennen, die ich übernommen. — Meine Kinder, Ihr Beide gehört meinem eig'nen Geschlechte an und werdet vielleicht auch früher oder später den Bund der Ehe schließen. Was in meinen Kräften steht, will ich dazu beitragen, daß Ihr Euren Lebensgefährten Euch aus Liebe anschließt. Jede Pflicht, die Ihr übernehmt, wird für Euch dann eine Freude

sein. Wähnt aber nicht, wie es das Modestichwort des heutigen Tages ist, daß die Pflichterfüllung einer Gattin, die nicht liebt, eine Erniedrigung ihres Ich's, eine Entwürdigung ihres Menschengefühls sei. Jede Pflicht, der wir uns bewußtvoll und freiwillig unterziehen, erhöht uns're Menschenwürde und uns're Kraft und gibt uns das Bewußtsein des Glücks. Mein Gatte liebte mich innig. Unsere Geistes- und Gemüthsrichtungen waren zwar verschieden, ich aber früh durch mancherlei Prüfungen gestärkt, war die kräftigere Natur und fühlte bald, daß ich ihn sowohl zum Guten als zum Bösen hinreißen konnte. — Meine Kinder, mein Leben hatte einen großen heiligen Zweck bekommen durch meine Ehe: die Veredelung des Mannes, dessen Namen ich trug. — Jede Ehe hat diesen Zweck, jede Frau diese Verpflichtung, nicht jeder wird sie so klar wie mir. — Mein Gatte hatte nie den liebevollen Einfluß einer Mutter empfunden, sein Herz war wenig gebildet, sein Geist nicht besonders mit Kenntnissen geschmückt. Ich konnte ihn auf die Schönheit der Schöpfung, auf den Reichthum des Menschenlebens aufmerksam machen. Ich konnte es und ich sollte es. Ich that meine Pflicht und hier wie immer war sie mein Glück. Denn G l ü c k und P f l i c h t, meine Kinder,

wie verschieden sie auch scheinen, sind Eins und Dasselbe, und es ist die Aufgabe des Erdenlebens, uns durch Erfahrung zum Bewußtsein dieser Einheit zu beugen. Jeder Mensch soll sein Glück in seiner Pflicht finden und jeder, der festen Willen zur Erfüllung der Pflicht mitbringt, wird das Glück so gewiß finden, als aus dem zarten, unscheinbaren Samenkorn des Tannenzapfens gewiß der edle Tannenbaum, nicht eine Schirlingsstaude erwächst. — Strebt nicht, meine Kinder, nach Liebe, Reichthum, Vergnügen, Genuß; strebt nach Erkenntniß und Erfüllung Eurer Pflicht und Ihr faßt mit fester Hand des Glückes buntschillernden Fittig, und wenn Ihr es ergriffen habt, wenn Ihr es haltet, dann werdet Ihr sehen, daß es kein Schmetterling ist, der nur einen Tag lebt, sondern ein Engel, dessen göttliches Antlitz sich von Tage zu Tage, von Stunde zu Stunde verklärt und Euch eine Ahndung gibt von der ewigen Schönheit." —

So begann Mariens Tagebuch und Franke las die Blätter, die eine Art Vorrede desselben bildeten und nur lose vorn hineingelegt waren, und sein Herz bebte wie seine Hände. Rein und klar stand das Bild der edlen Frau jetzt wieder vor seiner Seele. Er liebte Marien, ja er liebte sie, aber

nicht mehr mit dem begehrenden Gefühl, sondern wie man Gott, wie man das Gute liebt. Sie war sein Eigenthum, seit er sie durch diese Blätter kennen gelernt hatte, denn ihre Gefühle hatten, obwohl dunkel und unverstanden, auch in seiner Seele gelegen und er fand sich selbst erst, indem er sie fand.

Die übrigen Blätter enthielten die Geschichte ihres Herzens in täglichen Aufzeichnungen. Da ward ihm erschlossen die Tiefe einer reinen, echten Frauenseele. Er begleitete sie durch die Kämpfe und Entbehrungen ihres Daseins bis zu dem Ziele weiser, milder Herzensfreudigkeit, das sie sich errungen. —

Er sah ihre Ehe mit dem Trunkenbold jetzt aus einem ganz veränderten Gesichtspunkte an, und stand ehrfurchtsvoll vor der keuschen Heiligkeit des Wesens, das ein Märtyrerthum auf sich nahm, dessen ganze Größe ein Mann kaum zu fassen, nur zu ahnden fähig ist.

Auf den letzten Blättern erwähnte sie das Wiederseh'n und Erkennen von Jakob Grey's Sohn. — Sein hochbegabter Vater hatte unter andern Talenten auch das mimische im höchsten Grade besessen und einst im Hause seines Vetters Werl eine Scene aus Sheaksspear's Othello im Costüme gelesen.

Sie hatte den Sohn erkannt, selbst die Klei-

dung war ihr nicht fremd gewesen, den Maria Teubner hatte sie mit eig'ner Hand für den Vater gefertigt, und trotz dem Schmutz, der die veralteten Flitter des Turbans, die Borten der rothen Jacke bedeckte, hatten dieselben eine längst vergangene Zeit vor ihre Seeele zurückgeführt.

Auch seinen Namen fand Franke erwähnt, und er las mit Entzücken, daß Maria in ihm ein männliches Herz, eine edle, nach dem Rechten strebende Seele erkannt hatte.

„Ich möchte," schrieb sie an einer Stelle, „diesen wackern Jüngling Bruder nennen dürfen, oder lieber noch Sohn. Die Verschiedenheit unserer Jahre läßt ihn mir fast als einen solchen erscheinen. Noch hat sich dieser Character nicht ganz und vollständig festgesetzt, das Leben im Reichthum, ohne einen besondern und festgestellten Pflichtenkreis, hat ihn noch nicht zur Erkenntniß seiner eigenen Kräfte kommen lassen. Die Oberflächlichkeit der sogenannten großen Welt, in der er bisher sich bewegte, hat ihm noch nicht gestattet, seinen Blick in die heiligen Tiefen des Daseins zu senken, und so fehlt ihm noch jene feste Stütze, die das Menschenherz in der Erkenntniß findet, daß das ewig Gute der Grund und Halt des Weltganzen sei. Die Sprache nennt in ihrer

Armuth das ewig Gute: Gott, und die menschliche Phantasie kleidet diesen erhabenen Begriff in ein Schattenbild ihres eig'nen Ich's. Wie könnte sie auch anders, die menschliche Fassungskraft ist zu klein, um das Unermeßliche in sich aufzunehmen, und wie der ewige unendliche Weltraum sich unserm Auge darstellt in ewiger Schönheit als ein lichtes Gewölbe, in dessen Mitte wir selber uns befinden, so stellt der Urgrund alles Seins, aller Kraft, Schönheit und Liebe sich unsrer Seele dar als ein Einzelwesen, uns selbst ähnlich. Göthe läßt seinen Erdgeist sagen: ‚Du gleichst dem Gott, den Du begreifst.' Umgekehrt ist dieser Gedanke hier anwendbar: Der Menschengeist begreift Gott nur insoweit er ihm gleicht, und mit jedem Schritt vorwärts in der Ausbildung des eignen Ich's, wird auch unsre schwache, nebelhafte Erkenntniß Gottes klarer, deutlicher. Der Mensch kann eben so wenig den Schöpfer begreifen, als sich ein sinnliches Bild von der Größe der Schöpfung machen. Gott ist das Gute, und der Mensch nähert sich desto mehr der Erkenntniß Gottes, je mehr er sich im Guten übet."

Wie ein lichter Strahl fielen diese Worte in Franke's Seele. Es war ihm, als ob ein dunkler Vorhang vor seinem innern Auge sich plötzlich theilte

und der Glanz des Lichtes zum Erstenmal für ihn die Welt überströme.

„Maria, theure Maria," flüsterte er, die feuchten Augen über die Blätter gebeugt und dann zog er sie an seine Lippen und sagte mit tiefem unbeschreiblichem Gefühl: „Mutter!"

Siebzehntes Kapitel.

Am Sterbebette.

Es mochte vier Uhr Früh sein. Der Morgen lag klar und thauig über dem Städtchen, das der Schlaf noch gefangen hielt, als Franke von Mariens kleinem vertrauten Mädchen mit den Worten geweckt wurde:

„Eilen Sie, um Gotteswillen, eilen Sie, Herr Doctor, Herr Baum liegt am Tode.“ Franke war in wenigen Minuten angekleidet und folgte der Zitternden.

Mit leiser Hand die Thür des ihm bekannten Zimmers aufdrückend, stand er am Bette des Sterbenden. Baum lag bleich mit gebroch'nen Augen

in den Kissen. Seine Hände zuckten und griffen ängstlich nach der Decke. Maria kniete neben seinem Lager und hatte sein Haupt auf ihren linken Arm gebettet und wischte mit der Rechten den Schweiß von der wachsbleichen Stirn. Wohl sah Franke, daß der Tod diese Stirn schon bezeichnet hatte, aber er that was seines Amtes war und versuchte mit schwachen, menschlichen Mitteln das fliehende Leben noch auf Tage, Stunden oder Minuten an die Hülle zu bannen, welche das Laster, das zu einer Krankheit ausgeartet war, früh zerstört hatte. Moschuspulver wurden verordnet, Franke öffnete eine Ader und in der That, der Sterbende schlug noch einmal die Augen auf und schaute mit trübem, verglastem Blicke um sich her.

„Die Kinder, Marie, die Kinder," flüsterte er dann mit hohlem Tone.

„O Gott," sagte Maria leise zu Franke, „werde ich ihre Täuschung jetzt schon zerstören müssen."

„Anna wenigstens, meine theure Freundin, kennt den Zustand ihres Vaters und läßt Sie durch mich bitten, Ihnen in der Anstrengung, die seine Leiden Ihnen verursachen, beistehen zu dürfen."

Maria blickte zum Himmel. „So rufen Sie

die Mädchen, lieber Doctor," sagte sie sanft, „ich kann meinen Mann nicht verlassen."

Franke ging. Er dachte nicht daran, daß er das Schlafzimmer zweier fast schon jungfräulichen Mädchen betrat, und er sah sich plötzlich und mit einem Gefühl, das ihm das Herz heftig pochen machte, zwischen zwei schneeweißen Betten, auf deren weichen Kissen die vom Schlaf rosig angehauchten Köpfchen Klara's und Anna's lagen.

Die hellen Locken ringelten sich weich unter weißen Häubchen hervor, die rosige Spitze eines Fußes war der leichten Decke entschlüpft, ein weißer Arm lag unter dem jugendlichen Haupte, der andre leicht gebogen auf der Decke. Franke stand an Anna's Bett.

„Erwachen Sie, Anna, meine liebe Freundin," sagte er flüsternd. Sie fuhr auf, blickte freundlich empor und sagte, ohne nöthig zu haben ihre Besinnung zu sammeln, ruhig und gefaßt: „Bedarf meine Mutter meiner, Herr Doctor? ist mein armer Vater wieder erkrankt?" —

„Wecken Sie Ihre Schwester, liebste Anna, und kommen Sie Beide rasch, so rasch als möglich, zu Ihren Eltern, die Beide Ihre Nähe wünschen," entgegnete Franke, sich mit einem Gruß ehrerbietig aus-

diesem Heiligthume der Unschuld zurückziehend. Aber Anna hatte seine Hand ergriffen, zog sie an ihre Lippen und sagte innig: „O ich danke Ihnen, Herr Doctor."

Ein warmer Schauer überrieselte Franke's Herz und er trat an das Bett des Sterbenden, erfüllt von einem heiligen, nie geahndeten Gefühl, das die Unschuld und Kindlichkeit von Mariens Tochter in ihm erregt hatte.

„Bringen Sie sie, bringen Sie meine Mädchen," flüsterte Baum heiser und in der nächsten Minute traten sie herein, in ihren weißen Nachtkleidern, mit den nackten Kinderfüßchen und den wallenden blonden Locken, die jetzt weder Band noch Häubchen fesselte, zwei Engeln gleichend, die auf alten Bildern vergebend, versöhnend dem Lager des sterbenden Sünders nahen. —

Baum blickte sie an. Sein Auge erhielt Glanz, seine Lippen bewegten sich wie im Gebet; „meine Kinder, meine lieben, lieben Kinder," sagte er deutlich und fest, „Gott segne Euch, betet für Euren armen, schwachen Vater und werdet Eurer Mutter ähnlich."

Dann die Hand seiner Gattin ergreifend und an seine Lippen ziehend, setzte er hinzu: „Marie;

o habe Dank, Dank, mein theures Weib — lebe wohl!" —

Dann sank sein Haupt schwer in die Kissen zurück, ein Krampf schien seine Glieder zu erschüttern. — Er hatte geendet. —

Maria lag auf den Knieen zwischen ihren Kindern, mit demüthig geneigtem Haupte stand der Arzt hinter ihr, und am Fenster, durch das die Morgensonne hell und heiter in's Sterbezimmer blickte, lehnte das kleine Dienstmädchen und betete mit leisen bebenden Lippen das Vater unser. Wie Harfenklänge tönten die Worte: ‚Vergib uns uns're Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns vom Uebel!' in den Herzen der Mitbetenden nach, und als das Amen verhallt war, richtete Maria sich empor, drückte mit weicher Hand die Augen ihres Gatten zum ewigen Schlafe zu, rief durch einen Wink das junge Wesen an ihre Seite und sagte mit ernster, milder Stimme:

„Ich weiß nicht, Hanna, ob es Dir schon bekannt, daß mein hingeschiedener Gatte Dein Vater war. — Du bist das Kind eines armen Dienstmädchens, dem Deine Geburt den Tod gab; mir warst Du eine Tochter und wirst mir eine Tochter bleiben."

„O Madame! Madame!“ rief die Kleine in Thränen ausbrechend, aber Marie zog sie sanft an ihre Brust, drückte einen Kuß auf ihre Stirne und setzte so dem Ausbruch ihres Gefühls eine milde Schranke.

Franke aber trat an's Fenster, lehnte den Kopf an die kühle Scheibe und deutlich ertönten in seiner Seele Tiedge's schöne Worte:

‚Es ist ein Gott! der Tugend verbürgendes Leben
Verkündigt's laut, sie wäre nicht, wäre kein Gott!‘ —

Er fühlte seine Hand leise berührt, blickte um sich und sah neben sich Anna, die ihm zuflüsterte: „Kommen Sie auch zu uns, lieber Franke, Sie haben mir das Vertrauen meiner Mutter geschenkt, Sie gehören zu uns und dürfen nicht so allein stehen, wenn wir weinen; wir weinen zusammen!“

„Anna,“ sagte Franke und legte die Hand auf die gold'nen Locken des Kindes, „o Du bist ein Wesen Deiner Mutter würdig.“ —

Maria war jetzt frei! dieser Gedanke durchzuckte Franke's Brust erst als er von Baum's Sterbebett zurückkehrend in seine Wohnung trat. Sie war ein Weib, das man begehren durfte, ohne den Rechtsbegriff zu verletzen. Wie schön war sie gewesen, wie gut, wie sich selbst gleich, selbst in den Augenblicken,

die alle conventionellen Bande lösen. Wohl kann der Arzt ein Urtheil fällen mehr als jeder And're über den Werth oder Unwerth der Personen, mit denen sein Beruf ihn in Berührung bringt. Auf eig'nem Krankenlager, am Sterbebett eines Familiengliedes, bei der Geburt eines Kindes, zeigen sich die Charactere hüllenlos, und Franke, der noch nicht lange Zeit seinen Beruf übte, hatte doch schon vielfache Gelegenheit gehabt, Menschenkenntnisse zu sammeln. Maria's edle Weise bewährte sich in allen Fällen.

Wie die Legende von der Heiligen erzählt, deren Namen sie führte, war sie in jeder Lebenslage äußerlich und innerlich in ihrem Wesen und Erscheinen wohl geordnet. Kein wild zerdrücktes Kleidungsstück, kein zerrauftes, ungeordnetes Haar störte die Harmonie dieser edlen, reinen Gestalt, kein heftiges Wort ließ auf eine Unregelmäßigkeit des Characters schließen. Immer mild, edel und weiblich erinnerte Maria an den Mond, der selbst die ziehende Wolke, die ihn bedeckt, mit einem Silberrande schmückt.

Es fand sich für Franke jetzt vielfache Gelegenheit, seine Theilnahme Marien durch die That beweisen zu können. Er nahm ihr die Sorge für die Anordnung des Begräbnisses ab, jene beklemmende

Sorge, die fast wie eine Profanation der Trauer um den Hingeschiedenen erscheint. Er besprach ihre Vermögens-Angelegenheiten mit einem Rechtsgelehrten. Herr Baum hatte kein Testament hinterlassen, und die reichen jungen Waisen erhielten daher einen Vormund von Seiten des Gerichts. Herr Senator Wallfeld übernahm mit Mariens freudiger Zustimmung auf Franke's Wunsch dieses Amt. — Das kleine treue Mädchen blieb bei der Familie, aber in andern Beziehungen begann Marie ihre Dienerschaft zu verändern, und sich auf einem beschränkten Fuße einzurichten. „Mir macht die Entfaltung des Reichthums kein Vergnügen, meinen Kindern ist Gewöhnung an ein einfaches Leben nützlich und mit dem, was ich in ganz nutzlosen Ausgaben erspare, kann ich oder können meine Kinder mehr als einem, durch Armuth in Versuchung Geführten beistehen, mehr als ein Menschenleben zum Glück befähigen," sagte sie freundlich, als Franke sie nach der Ursache dieser Einschränkungen fragte.

Wochen vergingen, ohne daß Franke die ersehnte Antwort auf seinen Brief und die Nachricht, daß Jakobinens Schreiben an ihren Pflegebruder befördert worden sei, erhielt. Jeder Tag erfüllte ihn mehr und mehr mit Unruhe. Der Herbst rückte vor, die

Abende wurden länger, er brachte sie nicht selten bei Maria und ihren Kindern zu, dort hatten sie Flügel; aber das Warten machte ihn müde. Jakobine, an Dulden und Leiden gewöhnt, sah still wie immer die Tage an sich vorüberschleichen. — Früh und spät surrte ihr Rädchen melancholisch neben ihrer grünen Myrthenwand, aber nichts änderte sich in ihrem Geschick. Die Tage kamen und gingen, keiner brachte eine Nachricht, die die trübe Wolke über ihrem Haupte, welche eben angefangen hatte, einen Goldsaum zu bekommen, hätte gänzlich zerstreuen können.

Wäre Franke nicht durch Pflichten an Hermstädt gefesselt gewesen, selbst Mariens Anwesenheit hätte ihn nicht hindern können, sein weniges, erspartes Geld zu einer Reise nach Spalato zu verwenden. Er hatte noch zweimal an Gräben geschrieben, ohne Antwort zu erhalten, und fing an alle Hoffnung aufzugeben, als an einem stürmischen Octobertage plötzlich und ganz unerwartet sein Jugendfreund bei ihm eintrat. —

Nur den ersten Moment der Ueberraschung ließ Franke vorübergehen und fragte dann nach dem Maler, dem alten Gefährten so mancher, in wilder Jugendlust verlebten Stunde.

Gräben schüttelte trüb den Kopf. „Der arme

Schelm wird über nichts in dieser Welt mehr Auskunft geben, wenn nicht ein Wunder geschieht. Er ist in einen Tiefsinn gefallen, den die Aerzte für unheilbar erklären; aber das Nähere, lieber Franke, wenn ich erst nach dieser heillosen Reise meine Gliedmassen werde zusammen gelesen haben."

Thee wurde nun gebracht und genossen. Madame Franke machte mit gewohnter Zärtlichkeit die Wirthin an ihres Sohnes Theetisch, nannte Gräben einmal über das andere „Herr Graf" und ließ einen Diamantenring, ein letztes Ueberbleibsel ihres Schmuckes, an ihrem kleinen Finger im Scheine der Lampe blitzen. — Ein Bett wurde dem Bette Franke's gegenüber aufgeschlagen, und als der Reisende sich in die weichen Kissen versenkt hatte, erklärte er: „Einen Vorzug hat die kleine Stadt doch vor jeder großen; man kann herrlich schlafen, ungestört von Straßenlärm und Wagengerassel, und das denke ich jetzt auch von ganzem Herzen zu thun." —

Am andern Morgen saßen die Freunde am Kaffeetisch sich heiter gegenüber. Franke war bereits zu seinem Ausgange völlig gekleidet und wünschte sehnlich ein Gespräch über den Maler und ausführlichen Bericht über dessen Zustand. Gräben, in einen zierlichen Schlafrock gekleidet, blickte ihn von Zeit zu

Zeit mit einem Lächeln an, das ihm aus allen Mienen zuckte und brach dann endlich in ein so heftiges, so herzliches Gelächter aus, daß Franke sich verwundert umblickte, den Gegenstand desselben im Zimmer zu erspähen.

„Verzeih'! verzeih'!“ sagte sein Freund, endlich gewaltsam seiner unzeitigen Heiterkeit Einhalt thuend, „aber es ist mir wahrhaftig nicht möglich, Dich anzusehen ohne zu lachen. Du bist ja in diesen beiden Jahren, die wir von einander getrennt sind, ein so vollständiger, regelrechter Kleinstädter geworden, daß man Dich an jedem Orte, durch den eine Eisenbahn geht, als ein vorsündfluthliches Naturphänomen oder als kleinstädtischen Doctor für Geld zeigen könnte.“

„Wie meinst Du das?“ fragte Franke, der ganz verwundert seine Gestalt vom ersten Westenknopfe herab bis zur Stiefelspitze betrachtete und nichts an sich finden konnte, was ihm lächerlich erschienen wäre.

„Deine gelben Glacé-Handschuhe,“ entgegnete Gräben, „gehören einer Zeitepoche an, die der Sündfluth mindestens um drei Jahre näher liegt als unser kultivirtes Jetzt. Die Aermel Deines Frackes sind in der Welt gänzlich verschollen und der Schnitt Deiner Weste würde in einer anständigen Gesellschaft eine

eben so einzige Erscheinung sein, als ein Exemplar des Vogels Dodo in einem Naturaliencabinet. — Dabei hat Deine Miene ein gewisses Etwas bekommen, das ich die höhere Philisterei nennen möchte. Du siehst, bester Franke, genau aus, wie ein Porträt aus der Jugendzeit von Faust's Vater selig

— — dem dunkl'n Ehrenmann,
Der über die Natur und ihre heil'gen Kreise
In Redlichkeit, jedoch in seiner Weise,
Mit grillenhafter Mühe sann.

Ist's möglich, daß der Aufenthalt in einer kleinen Stadt Dich in so kurzer Zeit so gründlich verändert konnte?" —

„Ich kann diese Veränderung an mir selbst nicht gewahr werden," sagte Franke ohne Empfindlichkeit; „natürlich ist es, daß ich hier am Ende der Welt in der Bekanntschaft mit den Moden zurückbleibe, was aber mein eig'nes Ich betrifft, so muß dies, wenn es wahr ist, daß das Glück verschönt, unzweifelhaft schöner geworden sein; denn im vollen, heiligen Ernst — ich bin hier weit glücklicher als ich es je gewesen."

„Das ist seltsam und der sicherste Beweis vom Fortschreiten in der Philisterei, mein lieber Franke. Erinnerst Du Dich an Hoffmann's Märchen vom gol-

denen Topf: Du sitzest hier eingesperrt in die Glasflasche des Archivarius, Lindwurm oder Lindhorst — ich weiß nicht mehr, wie der tolle Dichter ihn genannt — und singst ganz lustig: ‚Ein freies Leben führen wir.' Es ist mir ein unbegreiflicher Zauber, der beim Eintritt in die kleinstädtische Philisterwelt nicht selten selbst geistvolle Menschen wie Dich bestrickt, daß sie es möglich machen, in dieser Welt des Nichts wie in ihrem eigentlichen Element fröhlich hinzuleben."

„Glaubst Du denn, lieber Gräben, daß die sogenannte große Welt mehr ein Etwas ist? — Man sieht sich das Theater überdrüssig und sieht zuletzt da nur Lumpen und Lampen, wo man früher Wasserfälle und Paläste sah. Man fühlt sehr bald die herzlose Kälte der großen Gesellschaft der großen Stadt, die durchaus keinen Reiz mehr hat, als die große Gesellschaft der kleinen; ja die letztere hat meistens einen Vorzug vor der ersteren, nämlich hübschere, wenigstens blühendere und weniger verbildete und oberflächliche Weiber. Was hast Du Neues gefunden in der großen Stadt, wenn Du die Neuigkeiten der Wissenschaft ausnimmst, die durch Journale verbreitet mich hier fast eben so schnell erreichen als Dich in der ewigen Roma, in Paris oder Berlin."

„Aber um Gottes und aller gebenedeiten Heiligen des ganzen Kalenders willen, mein weiser Doctor, was siehst Du denn überhaupt hier?" —

„Nichts Anderes, als was ich in der großen Stadt auch sehen kann, die Natur und das Menschenleben, beiden stehe ich aber hier weit näher. Hier kannst Du möglicher Weise ein tugendhaftes Weib finden. Finde ein's in einer Residenz — wo Du nie ein Weib anders als im Gesellschaftssaal oder — im Boudoir siehst. Hier kannst Du einen originellen Mann finden — finde einen in einer Residenz, wo die Mode jeder Originalität sofort ihre neueste Weste anzieht. Das Leben in einer kleinen Stadt muß man kennen lernen, nicht wie Washington Irwing aus den Hinterfenstern eines Gasthofes an einem regnigten Sonntage, sondern indem man es mitlebt, indem man die Herzen der Menschen und die Blüthen der Bäume mehr als einmal sich öffnen sieht im Glücke und Sonnenscheine, indem man mehr als einmal die Blätter im Sturm verwehen und die Gemüther sich beugen sieht im Leid."

„Nun," sagte Gräben, seine Cigarre weglegend und von einer neuen die Spitze abbeißend, „das klingt sehr schön, ist mir aber ein Wenig zu hoch. Sentimentalität und Metaphysik sind aus der Mode ge-

kommen, man beschäftigt sich noch nur mit dem Reellen, dem Materiellen, und ich glaube, es werden deshalb weniger Wahnsinnige in die Irrenhäuser gesperrt werden, die Dichter ausgenommen, von denen immer noch einige von Zeit zu Zeit toll werden. Dichtergenie ist übrigens schon der Positiv von Tollheit; aber dabei fällt mir ein — Jacopo Grey ist eigentlich gar nicht toll — er ist schwermüthig und wurde vor einigen Jahren in Rom katholisch. Er ist jetzt in einem öffentlichen Krankenhause — unheilbar siech an einem Brustübel und ich glaube, er hat ein Gelübde gethan, keine Briefe mehr zu lesen. — Er erkannte mich gleich, als ich ihn in seiner kleinen Stube aufsuchte, auch erkannte er die Handschrift auf der Adresse des Briefes; aber er gab ihn mir zurück, schüttelte den Kopf und sagte: ‚Von dorther will ich, darf ich nichts hören; ich bin todt und will nicht wieder zu neuem Leben, zu neuem Grausen erwachen. Was wollen sie von mir, diese Weiber; sechzehn Jahre hat sie geschwiegen, sechzehn lange, gräßliche Jahre, jetzt schreibt sie — warum jetzt? — ich will nichts hören, weder von ihr noch von Anderen.‘

‚Aber,‘ sagte ich dagegen, ‚Freund Jacopo, es handelt sich, wie mir der Franke schreibt, um Tod und Leben. Ihr sollt Zeugniß ablegen für eine Euch

nahe stehende Person, die des Giftmordes angeklagt sich auf Euch als einen Entlastungszeugen beruft.'

Der Kranke sah mich mit einem Blick an, den ich wahrhaftig nicht vergessen werde, und schrie wie außer sich: ,Auf mich beruft sie sich, auf mich — sag't, ich sei todt, Fremder, und lieber will ich heute noch sterben, als leben und ihr Zeuge zu sein.'

Ich kann Dich versichern, lieber Franke, die Scene war grauenvoll. Das Gesicht des armen Schelms, das auch in besseren Tagen bleich und jämmerlich genug aussah, um uns glauben zu machen, er sei ein echter Lazaroni, war aschfärbig geworden, seine großen, schwarzen Augen rollten wild im Kopfe und ein Ausdruck von Verzweiflung, von Todesangst lagerte um seinen Mund, der mich schaudern machte. Ich ging hernach noch zweimal zu dem Unglücklichen, fand ihn aber krank und fast unfähig zu sprechen, dagegen malte er, und ich sah das Bild, es war ein reizender, frischer Kinderkopf, den er mit Liebesblicken und fast weinend mit mir betrachtete. Die Nonne, welche die Aufsicht in dem Krankenzimmer führt, sagte mir, daß der Unglückliche Visionen habe und oft im Schlaf und Wachen mit der heiligen Jungfrau spreche."

In diesem Augenblick klopfte ein leichter Finger an die Thür. Madame Franke öffnete dieselbe ge-

räuschvoll und auf der Schwelle stand Anna. Sie war weiß gekleidet und hatte in der Hand einen kleinen Korb, in welchem unter grünem Moos und bunten Herbstblumen ein Täubchen saß. Das Licht der Frühsonne fiel voll und glänzend auf die jugendliche Gestalt und gab ihr einen eigenthümlichen Schimmer.

Franke betrachtete sie mit Erstaunen; so schön und erwachsen, so ihrer Mutter ähnlich, war sie ihm noch nie erschienen. — Gräben's Blicke aber, die an der Gestalt des jungen Mädchens festgebannt zu sein schienen, drückten weit mehr noch Verwunderung als Bewunderung aus.

„Ich wollte der Madame Franke meine zahme Taube zeigen," sagte Anna mit verlegenem Zögern, „und sie befahl mir, sie auch Ihnen zu zeigen, Herr Doctor, und ich wußte nicht, daß Sie Gesellschaft bei sich halten."

„Sieht sie nicht aus wie ein Engel? wie ein wahrer, leibhaftiger Engel," sagte Madame Franke mit jenem Geflüster, das die Bestimmung hat, wie das ‚bei Seite' auf dem Theater von Allen gehört, aber von einer bestimmten Person nicht beachtet zu werden, „sieht sie nicht ganz aus, daß man sie gleich malen könnte?"

„Ist schon geschehen," entgegnete Gräben mit

Lächeln, „im fernen Wälschland malte ein armer, kranker Maler durch Inspiration dies schöne, kindliche Mädchen, und von jetzt ab glaube ich an Wunder!"

Madame Franke lachte. „Nicht wahr, Herr Graf, ich verdiene vielen Dank, Ihnen und meinem Sohn den schönen Anblick nicht vorenthalten zu haben, überdies läßt die Frau Räthin Baum Dich bitten, bald zu ihr zu kommen, Klara ist schon wieder nicht ganz wohl."

„Ich komme," sagte Franke, ergriff seinen Hut, sagte Gräben und seiner Mutter Lebewohl und folgte der erröthenden Anna, die die Treppe vor ihm hinabhüpfte und als sie aus dem Bereich der Augen Gräben's war, ganz harmlos wie sonst mit ihrem Freunde plauderte.

„Ja, denken Sie, Herr Doctor, ich war gestern in Birkenau, Sie wissen doch in der Sommerwohnung des Obristen Mainhard. Ach, da ist's hübsch! Die Frau Försterin in Birkenau schenkte mir die reizende, zahme Taube. Die hat Sie recht lieb, Doctor Franke, wegen ihrer Enkelin, die nun wieder gesund und ein allerliebstes Kindchen ist."

Sie befanden sich unterdeß an Mariens Wohnung und indem sie zusammen in das hübsche Vestibul traten, ergriff Anna Franke's Hand und sagte

schmeichelnd: „Ich habe eine große, große Bitte an Sie.“

„Nun, Aennchen,“ entgegnete Franke ermuthigend, „erleichtern Sie Ihr Herzchen, Sie wissen ja, wie viel Freude es mir macht, Ihnen zu dienen.“

„Wohl, lieber Doctor! geh'n Sie hinaus nach Birkenau, bald, gleich wo möglich. Es ist jetzt in der schönen Herbstluft nur ein Spaziergang. In einem Kothen dort, liegt ein armes, elendes Weib — ach so elend, Herr Doctor, besuchen Sie das unglückliche Geschöpf — aber Sie müssen es anstellen, als ob Sie zufällig hinkämen, denn sie wollte durchaus keinen Arzt, und wenn Sie Geld brauchen zu Medicin oder sonst etwas, da sagen Sie es mir — nur mir allein, nicht der Mutter, sie wollte von der Mutter nichts annehmen. Ach, sie ist zu elend.“ —

Franke versprach, was das liebliche Kind, das mit jedem Tage schöner und anmuthiger war, wünschte und trat in Mariens Zimmer. —

Klara lag auf dem Sopha, bleich und matt, sie hustete heftig. Seit dem Tode des Vaters war die Kleine, die an Wuchs und körperlicher Ausbildung sehr zurückgeblieben, auch noch erkrankt, und Franke fürchtete ernstlich für eine Abzehrung, besonders, wenn

der nahende Winter rauh und unfreundlich der schwachen Brust noch Schaden bringen sollte.

„Das Kind müßte nach Nizza," sagte er, „ein südliches Klima würde es sofort erkräftigen."

„So werden wir nach Nizza gehen," entgegnete Maria.

Ein tödtlicher Schreck durchzuckte Franke's Herz. Er konnte den Gedanken kaum tragen, sich von Maria und ihrer zarten Tochter, die er mit dem Enthusiasmus eines älteren Bruders liebgewonnen, zu trennen, aber im nächsten Augenblick fühlte er den Egoismus seiner Herzensregung. — Wenn Maria nach Italien ging, so konnte sie den unglücklichen Maler aufsuchen, ihm Trost vielleicht auf seinem Sterbebette und Jakobinen Nachricht von dem Bruder bringen. — Mit heftig klopfendem Herzen theilte er der Freundin die Nachrichten mit, welche Gräben ihm über Jakob Grey gebracht hatte, und mit einem sanften, seelenvollen Blick sagte Maria: „Ich werde nicht ruhen, bis ich ihn entweder hierher oder doch sichere Nachricht wegen der Vergangenheit von ihm bringe. Ich fühle, daß es ihn erfreuen und trösten wird, mich wiederzusehen."

„Maria," sagte Franke, „ich bin jetzt arm, aber mit Freuden will ich der unglücklichen Jakobine die Reisekosten leihen, wenn Sie sie mit sich zu dem ein-

zigen Freunde nehmen wollen, den sie auf Erden geliebt hatte."

„So wissen Sie es nicht, daß dies unmöglich ist?"

„Unmöglich, und weßhalb?"

„Lieber Franke, Jakobine befindet sich im Hause ihres Bruders unter polizeilicher Aufsicht. Sie darf das Weichbild unserer Stadt nicht verlassen, und Herr Wallfeld hat mit einem großen Theil seines Vermögens für sie gehaftet. Sie ist eine Gefangene in den engen Mauern Hermstädt's und würde selbst zu einem Spaziergange über Feld die Begleitung eines Polizeibeamten bekommen."

„Wie, und Herr Wallfeld hat Caution für sie gestellt?"

„Herr Wallfeld ist wie sein Vater ein sehr edler Mann, dem wie seinem Vater nur eines fehlt — die Liebe."

„Dieser Mann ist verehrungswürdig," sagte Franke.

„Das ist er," entgegnete Maria, „und um so mehr, da er das Gute, was er thut, einer eigenthümlich starren Natur abkämpft. Er thut das Rechte, nicht das Gute und hat keine innere Befriedigung dadurch; denn er fühlt, daß allen seinen Handlungen etwas fehlt — das Wohlwollen. Sein Herz ist kalt geworden durch Leiden und durch die

Entbehrung all' der Wärme, die die Liebe gibt. Früh von der Mutter verlassen, an eine Gattin verheirathet, die brav, aber nicht gütig war, kinderlos und gedrückt von dem finstern Geschick, das über ihm schwebt, wo hätte er die Herzenswärme hernehmen sollen: die das einzige Glück ist, dessen wir im Leben theilhaftig werden können? Diese Herzenswärme, die auch dem starren Pflichtbegriff etwas Mildes, etwas Inniges gibt. Diese ist es, die Liebe, welche alles Schwere leicht macht, welche, wie die Schrift sagt, die Welt überwindet und der Sünden Menge deckt, die dem Leben Werth verleiht, die zugleich die Wurzel und die Blüthe alles Menschenglückes wie aller Menschentugend, so oft verwechselt wird mit dem glühenden aber flüchtigen Gefühle, das uns in der Jugend zu einem einzelnen Menschen hinzieht. Lieber Franke, kein heiliges Wort der heiligen Bücher aller Nationen ist mehr und ärger profanirt worden, als das heiligste von allen, das Wort: Liebe."

Franke hatte den Arm auf Mariens Arbeitstisch gestützt und die Hand über die Augen gedeckt, so saß er eine Weile schweigend da, nachdenkend über Mariens Worte, ihren tiefen, heiligen Sinn nachfühlend.

Sie legte die Hand leise auf seine Schulter,

und als er bewegt aufblickte, sagte sie mit ihrer gewöhnlichen, einfachen Freundlichkeit: „Nun, Doctor!"

„Ich dachte an Ihre Worte," entgegnete er, die schlanke, edelgeformte Hand an seine Lippen ziehend, „ich will sie mir wiederholen alle Tage, wenn — Sie fern sein werden."

„Wir kommen wieder, Herr Doctor," sagte von ihrem Ruhelager die kleine Kranke.

„Ja, wir kommen wieder," wiederholte auch Maria, „und damit wir die Zeit vor unserer Trennung noch recht benützen, so seien Sie mit Ihrer Mutter und Ihrem Freunde heute Nachmittag zum Thee bei uns."

Franke bejahte freundlich. Eingedenk aber des Versprechens, das er Anna gegeben, bat er um die Erlaubniß, erst später nachkommen zu dürfen, da Geschäfte ihn noch auf's Land riefen. —

Achtzehntes Kapitel.

Im Hirtenhause.

Früh am Nachmittage machte sich Franke heiter auf den Weg nach Birkenau. Gräben und seine Mutter begleiteten ihn bis zum Walde und kehrten dann zurück, um nach beendetem Spaziergange zur Frau Räthin Baum zu gehen.

So wanderte denn Franke einsam durch den herbstlich geschmückten Forst, der eine Pracht entwickelte, von der sich Diejenigen keine Vorstellung machen können, die ihr Leben in den staubigen Straßen einer großen Stadt hinbringen. Die Sonne guckte freundlich durch das vielfarbige Laubdach der Bäume auf den moosigen Weg. Ein kühler und

frischer Wind flüsterte in ihren Kronen. Mücken spielten im Lichtstrahl und hin und wieder flatterte ein gelber Schmetterling umher und setzte sich auf das gefiederte Blatt des Farrenkrautes, der Mignatur-Palme unseres Nordlandes.

Franke war ruhig und glücklich. Er hätte selbst nicht sagen können, was es war, das ihm die Brust so sanft schwellte und sein Herz so schmerzlos schlagen ließ. — Wie weit er auch in die Vergangenheit zurück blickte, es gab keine Zeit in derselben, wo er sein eig'nes Leben so voll, so ganz gefühlt hatte.

Ihm war zu Muthe, als ob von dem Staube und Schmutz der Erde nichts mehr an ihm hafte, und fröhlichen Herzens gedachte er selbst der Zukunft, da Maria sein — sein würde. Er wollte studiren, viel mit Semmler zusammenkommen und Astronomie treiben. Auch hatte er sich vorgesetzt, sich mehr an seinen Hauswirth anzuschließen und dem würdigen Mann auf jede Weise seine Achtung und Theilnahme zu zeigen. Seine Mutter, das fühlte er dankbarlichst, nahm sich seiner häuslichen und ökonomischen Interessen sehr ernstlich an und er hatte nicht zu fürchten, daß sein Erwerb für ihre beiderseitigen Bedürfnisse nicht ausreichen würde. In Hermstädt war ein Thaler werthvoller, als in der

Residenz ein Dukaten, Wohnung, Nahrungsmittel, alle Lebensbedürfnisse erhielt man gut und zu billigen Preisen. Die großen Forste gaben Brennholz und Wild, der Strom und die nahen Seen Fische, die Stromniederung nährte prachtvolle Heerden und der Käse und die Butter aus der Umgegend von Hermstädt waren sogar in der Residenz gesucht.

Franke lachte hell auf, als er sich auf diesem Gedankengange ertappte.

„Wie der Schulmeister Wutz," sagte er zu sich selbst, „berechne ich den Comfort, den ich mir selbst erarbeiten kann. Gut so, auch das ist eine reelle Lebensfreude, und mit selbsterworbenen Mitteln anständig auskommen, ist wahrhaftig weit angenehmer und genußreicher, als aus Geldfonds, deren Größe man nicht kennt, gedankenlos und ohne vernünftige Eintheilung schöpfen."

Und da sah denn auch eben das kleine Försterhaus mit dem Hirschgeweih vor der Thüre zwischen den Baumwipfeln hervor.

Der große schwarze Hofhund Sultan schlug an, als Franke am Zaune vorüberging und wedelte dann, den befreundeten Arzt erkennend.

Franke ging in das Dörfchen. Anna hatte ihm gesagt, daß er am Herrenhause vorüber und über

die kleine Teichwiese nach der einsamen Wohnung des Kuhhirten gehen müsse, um die kranke Frau zu erfragen, und als er dort anlangte, sah er sich mit Erstaunen, ja mit Schrecken einem bekannten Gesichte gegenüber. Auf Stroh, im dunkeln Verschlage einer Kammer, fand er Ellen Grey auf der letzten Stufe menschlichen Elends. Franke öffnete die Thüre, um Licht in den dumpfigen Raum zu lassen. Die Sonne war schon im Untergehen und ihre letzten schrägen Strahlen fielen auf das elende Lager der Unglücklichen und beleuchteten ein Bild, das zu schrecklich gewesen wäre, um es zu schildern, wenn nicht ein Himmelsfunken dem Auge des Beobachters entgegengestrahlt hätte: das Licht kindlicher Treue.

Am Bette des von Schmerz gefolterten Weibes kniete — nicht in der Maske des Buckligen, sondern schlank und wohlgestaltet — ihr Sohn, und stützte das bebende Haupt der Mutter mit seiner jugendlich kräftigen Hand.

„Mutter, Mutter, ein Arzt aus Hermstädt, liebe Mutter, ermunt're Dich," sagte der Jüngling, in dessen wilden Augen Thränen glänzten. „Mutter, sieh auf, meine Mutter!" dann das Haupt der Leidenden auf das Kissen zurücklehnend, trat er rasch

dem Arzt entgegen und flüsterte ihm zu: „Herr Doctor, wenn es mit ihr vorüber ist, will ich sie in's Gefängniß begleiten, geduldig und demüthig wie ein Hund, mögen Sie mich dann in Ketten legen lassen und mit mir thun, was Ihnen gut dünkt, lassen Sie mich nur bei ihr, bis ich ihr die armen Augen zugedrückt habe."

„Junger Mensch," sagte Franke, „ich bin kein Polizeibeamte, sondern ein Arzt, und ich komme nicht, um Sie vor Gericht zu fordern, sondern um die Schmerzen der Kranken zu lindern."

Franke betrachtete nun die Wunden der Leidenden. Das Uebel war in erschreckender Weise vorgeschritten, aber die Wunden waren mit sorgsamer Hand gepflegt und verbunden. Selbst in der dunkeln, grabähnlichen Kammer herrschte noch ein Schatten von Reinlichkeit, und auf dem Brett, das, über ein Fäßchen gelegt, die Stelle eines Tisches vertrat, lag etwas, das, wo man es auch findet, immer auf das Dasein einer achtbaren, menschlichen Eigenschaft deutet — eine Arbeit. Eine beinahe fertig geknüpfte Jagdtasche, sorgsam und kunstvoll gemacht.

Franke verordnete, was der schwache Mensch, durch Erfahrung geleitet, als nützlich und lindernd bei so gräßlichem Elend erkannt hat, versprach ei-

nige stärkende Nahrungsmittel zu senden und gab vor allem in die Hände des Sohnes alles Geld was er bei sich trug, ihm sagend, daß es von einem Freunde aus den frühern bessern Zeiten seiner Mutter für diese bestimmt sei.

„Nimm es nicht," sagte die Leidende mit hohler Stimme zu ihrem Sohne, „rühre es nicht an, Jack, wenn es der Commercienrath sendet. Meine Stunden sind gezählt, mein Schweigen laß ich nicht länger erkaufen, ich will sprechen, ich muß sprechen, ich kann eher — das fühle ich — die Ruhe im Grabe nicht finden." —

„Es ist vom Herrn Semmler, Frau Grey," entgegnete Franke.

„Die gute Seele," sagte Ellen, „es gibt doch Menschen, an deren Milde und Güte alle Quälereien und Erschütterungen des Lebens abprallen. Aber gleichviel. Ich muß und will jetzt sprechen. Knabe, wo hast Du Feder und Papier hingethan, laß diesen Mann, diesen Doctor schreiben, was ich dictire, ich werde unterschreiben, ruft den alten Förster, er soll Zeuge sein."

Der Sohn entfernte sich mit eiligen Schritten.

„Sie haben mir etwas zu sagen, im Betreff des gräßlichen Giftmordes," sagte Franke, einen

festen Blick in das vergelbte Gesicht der Leidenden werfend.

„Etwas? Alles werde ich Ihnen sagen und ein Gewebe enthüllen, schwarz, schwarz wie die ewige Nacht, der ich entgegengehe. Keine Rücksicht soll mich jetzt mehr hindern, nein, keine. Komme dann was mag, die Ewigkeit oder das Nichts, ich werde Ruhe haben, endlich, endlich Ruhe! O dies Nagen, dies Nagen, dies Brennen, dies Brennen! kann ein Mensch auch dreizehn Jahre hindurch jeden Tag und jede Stunde am Tage und jede Minute der ewig langen Stunden die Qual erdulden, den gräßlichsten Vergiftungstod zu sterben, und leben, leben, hu, immer leben! Leben, heißt das Leben? es ist blos die andauernde Todesqual, verbunden mit allem Entsetzen der Todesfurcht. Ein Tod, zehn Tode in jeder Secunde! — Wo ist mein Kind? wo ist mein Knabe? mein Ein und Alles! Schleppt Ihr ihn nur in's Gefängniß, ihn, der für seine Mutter gebettelt, gearbeitet, gestohlen hat, der für seine Mutter seine schönen, schlanken Glieder verrenkte und verdrehte! Schleppt ihn fort in Eure einsamen Zellen, wo Gottes Licht sein dürstendes Auge nicht berühren kann, wo keines Vogels heiliges Lied in sein verlangendes Ohr dringt! Schleppt ihn fort, hinter

Mauern von Stein und mir, mir tönt es das Grab nach: Dein Kind ist gefangen, gefesselt — das ist die Hölle!"

Franke hatte nichts Beruhigendes, kein einziges Stärkungsmittel bei sich und er sah mit Angst und Entsetzen, daß Ellen ohnmächtig ward, ja daß vielleicht der Tod an das Herz trat, welches jetzt eben seine finstern Tiefen zu öffnen begann.

Der Arzt stand neben der Sterbenden in aller Schwäche und Ohnmacht der armen Menschennatur. — Schon legte die Nacht ihren Sternenmantel über die Erde. Herbstlich pfiff der Wind um die Hütte. Einsamkeit und Grauen beschatteten mit schwarzem Flügel den düstern Raum, in dem das Elend wohnte. Franke richtete das Haupt Ellens empor, es entglitt schwer und kalt seinen Händen. Er versuchte ihr einige Tropfen Wasser einzuflößen, das er in einem zerbrochenen Töpfchen in der Kammer gefunden. Ihre Zähne waren zusammengebissen und knirschten. Ein Gefühl seiner Hülflosigkeit, seiner Armuth kam erkaltend über seine Seele, er blickte verzweifelnd hinaus durch die nied're, offenstehende Hüttenthür. — Da flammte gerade ihm gegenüber ein gold'nes Licht auf am Rande des Horizontes. Es war der Mond, der voll am Himmel emporstieg und seine milden Strahlen

leise auch auf die bleiche Stirn der Sterbenden warf. Für Franke war dieser Mondstrahl ein Strahl des ewigen Lichtes! Es sank in sein Herz und erleuchtete dessen dunkelste, kälteste Tiefen. Er aber beugte seine Kniee in einem Gefühl nie gekannter, nie geahndeter höchster Andacht und am Bett des sterbenden Lasters betete der Zweifler ein wortloses, aber Gott und ihm selbst verständliches Gebet.

Das Menschenleben bedarf nur eines solchen Momentes als Bürgen der Ewigkeit! Das inn're Leben hat seine Wunder, das äußere bedarf deren nicht.

Jack Grey und der alte Förster erschienen mit Licht, Essig, Wein und mancherlei Stärkungsmitteln. Die Stimme des Sohnes rief die Mutter in's Leben, die Helle, die fremden Gesichter, ein Glas mit Gewürz gemischten Weines, rief ihre Erinnerungen zurück.

Sie winkte dem Doctor sich auf dem Schemel an ihrem Bette niederzusetzen und sagte, sich selbst mit einer Kraft aufrichtend, die man in dem zerstörten Körper nicht gesucht hätte: „Schreiben Sie:“

„Ich bin bereit.“ entgegnete Franke.

„Ich Ellen Hargreve, verehlichte Grey, klage bei vollem Bewußtsein und im Angesicht des Todes

des überlegten Meuchelmordes an: den Bruder meiner Mutter, Thomas Werl, zur Zeit Commercienrath und Fabrikbesitzer in Hermstädt."

Die Feder entsank der Hand des Arztes.

„Schreiben Sie, schreiben sie," sagte die Sterbende. „Ich bin bei Verstande und werde beweisen, was ich sage; eilen Sie, meine Stunden sind gezählt."

Franke schrieb.

„Folgendes ist die Geschichte seines Verbrechens, an dem ich selbst auf schreckliche Art betheiligt bin.

Thomas Werl kam mit ein Tausend Pfunden, die er in seinem Dienste als Fabriksaufseher in London erspart hatte, nach Deutschland. Ein Zufall führte ihn in das abgelegene Hermstädt, und dort etablirte er sich und gründete eine Tuchfabrik. Die Dampfmaschine, welche er kaufte, kostete ihn mehr als sein ganzes Vermögen; doch hatte er Credit, weil er es verstand, den Schein des Reichthums um sich zu verbreiten. — Sein Hauptgläubiger wurde Anton Mainhard, ein bejahrter Grundbesitzer in Hermstädt. Das Vermögen dieses Mannes war sehr groß. — Thomas Werl, ein anscheinend einfacher Mann, gehörte zu den schlauen Menschen, die es verstehen, die Schwächen und Leidenschaften Anderer zu benützen. — Er erkannte die Schwäche Mainhard's, der das weib-

liche Geschlecht liebte, nahm seine Schwester und eine damals junge und schöne Nichte zu sich, die er bis dahin ganz sich selbst überlassen hatte. — Seine Machinationen waren einfach, und die beiden Weiber unterstützten ihn mit weiblicher Schlauheit.

In der Brust der Tochter lebte nur ein einzig reines Gefühl, das Andenken an eine Jugendliebe; doch gab sie sich dazu her, den alten Millionär anzulocken. Sie spielte die reiche englische Schönheit nicht ohne Geschick, und mehr und mehr sah Mainhard sich verstrickt, mehr und mehr öffnete er sein Herz und seine Börse.

Endlich gelang es ihrer Kunst, den bethörten Liebhaber. zu einem Schritt zu vermögen, der die Stellung Werl's für immer sicherte, indem er fast die Hälfte, ja die größere Hälfte seines Vermögens zur Disposition Werl's stellte. — Der Commercienrath gab ihm eine Verschreibung, Ellen das Versprechen seine Gattin zu werden. — Da kam der Jugendgeliebte Ellen's in das Haus des Commercienrathes. Jakob Grey's Talente und Geist sind in Hermstädt in unverlöschbarem Andenken. Er ward die Seele des Geschäftes und die Seele des unseligen Mädchens, das sich einem reichen, lächerlichen Greise verkauft hatte. — Plötzlich ward ihm noch das Einzige zu

Theil, was ihm im Leben noch gefehlt hatte — Reichthum. Werl wünschte jetzt zehnfach den nützlichen und höchst begüterten Gehülfen an sich und sein Geschäft zu fesseln. Ellen schien ihm das passendste Mittel dazu. Hier unterstützte ihn des unseligen Mädchens Herz eben sowohl als ihr Kopf. Es blieb kein Mittel unversucht, den lebhaften Mann zu verstricken, und endlich gelang es: Ellen und Jakob waren verlobt. — Da drohte der alte Liebhaber Thatsachen aufzudecken, die eben so sehr die Ehre Ellen's als des Commercienrathes compromitiren mußten. Beide zitterten, am meisten das gefall'ne Weib, das mit allem Wahnsinn der heißesten Leidenschaft liebte.

Außerdem drang der Gläubiger auf Zahlung oder Heirath. Herr Werl stand zwischen zwei Feuern; doch war ihm Jakob's Vermögen mehr zur Disposition, wenn Ellen Gattin wurde, als das Geld Mainhard's; der geniale Künstler bewachte es weniger als der alte Capitalist. — Ellen sollte Jakob heirathen, aber wenn Mainhard schwatzte, oder seine Documente zeigte, so schlüpfte auch jener aus der Schlinge, die man ihm gelegt. — Werl entschloß sich mit seiner schönen Nichte, den alten Liebhaber auf seinem Landhause aufzusuchen. Dort trafen sie dessen Haushälterin, eine wunderliche, noch junge

Person, die früher gehofft hatte, Herrn Mainhard's Gattin zu werden, im Besitze einer bedeutenden Quantität Arsenik, der in einem Büchschen auf dem Fensterbrette stand, und die beschäftigt kleine Pastillen zu backen, die Herr Mainhard stets gegen seinen Husten zu nehmen pflegte. Sie hatten mit ihm ein unangenehmes Gespräch, und vor Allem bestand der Alte auf seinen Rechten an Ellen. Die Unglückliche war im eig'nen Netze gefangen; der Gedanke, vor Jakob Grey's Augen als eine käufliche Dirne dazustehen, war ihr gräßlicher als der Tod, und da Herr Mainhard ein Paar Minuten das Zimmer verließ, sagte sie mit wilder Miene zu dem Verwandten, der hämisch an ihrer Seite stand: „Sie sollen mich nicht zwingen, Niemand soll mich zwingen, vor dem Mann, den ich liebe, als Ehrlose dazustehen. Ich kann ihm so und so nicht angehören; aber hier steht etwas, das mir den Weg aus diesem wüsten Labyrinthe zeigt," und sie schüttete bei diesen Worten einen Theil des Arseniks in ihre hohle Hand. — Ein düsteres Feuer brannte bei dieser Handlung in den Augen Werl's. Er zeigte mit der Hand auf die Pastillen, die, auf Seidenpapier gelegt, noch als weiche Masse auf einer Blechplatte lagen. Es ist ein wortkarger Mann, der Commercienrath Werl, aber sein Blick hat eine finstere Beredt-

samkeit. Er blickte in die Augen des auf's Aeußerste gebrachten Weibes, dessen Ehre er verkauft hatte. Er lächelte. — So lächeln Dämonen. — Diese Pastillen verspeis't Herr Mainhard erst nach vierzehn Tagen. Es ißt kein lebendes Geschöpf die zähen, garstigen Dinger als er. Vierzehn Tage kann man schon der Eitelkeit und Sinnlichkeit eines Greises schmeicheln, wenn man hernach die Gewißheit hat, dem schönsten, hinreißendsten Mann auf der Welt anzugehören. — Das war das Stichwort des Teufels; mit fester Hand streute ich, ich Ellen Hargreve, damals ein fünfundzwanzigjähriges Mädchen, Arsenik auf das Backwerk. Ich wollte den Rest in die Büchse thun, da trat Sabine Semmler in's Zimmer, Herr Mainhard folgte ihr. Meine Hand bebte und alles Blut blieb in meinem Herzen stille stehen. Aber ohne zu zittern, ohne zu erbleichen, sagte der Dämon neben mir:

‚Meine Nichte will die Hälfte von dem Zeugs da Ihnen abkaufen, Mamsell Semmler, ich verbürge mich für den ordentlichen Gebrauch und will Ihnen dafür bezahlen, was es Ihnen kostet,‘ dabei zog er seine Börse und legte ein Silberstück in die Hand der Haushälterin.

‚Thu'n Sie den Unrath weg, fort damit aus dem Hause,‘ schrie Mainhard, und Sabine schüttete

nun, ohne den Inhalt des Büchschen näher zu prüfen, einen Theil davon auf ein Papierblatt, das der Commercienrath ihr hinhielt, nahm den Rest und ihr Geld und ging hinaus. Ellen aber duldete die Küsse des Mannes, dem sie den Tod bereitet hatte, versprach, in drei Wochen mit ihrem Verlobten, der eben auf einer Reise begriffen, zu brechen und ging hinweg."

„Und Jakobine und der Giftmord im Hause des Senator Wallfeld?" sagte athemlos Franke, als die Entsetzliche erschöpft schwieg. —

Ellen lachte hell auf, ein heiseres, gräßliches Lachen.

„Soviel für den Richter," sagte sie dann und der Ton ihrer Stimme glich dem Gekrächze der Eule, „doch bin ich noch nicht zu Ende. Hört mir zu, Ihr Alle! ich will Euch nun die Geschichte eines verfluchten Lebens erzählen; was nun kommt, darf Niemand niederschreiben, es ist aufgezeichnet dort oben. Gebt mir Wein, noch einmal Wein, seit Jahren hat er meine Lippen nicht genetzt."

Sie trank in wilden Zügen. Dann sagte sie, einen Blick in das Gesicht Franke's werfend, der sein Blut erstarren ließ: „Kennt Ihr das Elend eines Weibes, das wahnsinnig liebt und sich verachtet sieht? Wißt Ihr, was es heißt, seine Seligkeit

hingeworfen zu haben für ein Nichts, nein, für die Qual der Hölle, in bodenloser, wilder Eifersucht? — Das war mein Loos. Ich ward Jakob's Frau, weh' mir, sein Herz gehörte einer Andern, gehörte dem Wesen, das ich von meiner Kindheit an gehaßt. Sie kennen Jakobine, jetzt kennen Sie sie. Jetzt ist sie kein Schatten mehr von dem, was sie war; schön, geistreich, talentvoll wie ihr Bruder, ihr Bruder — weder er, noch sie, noch sonst jemand konnte wissen, ob sie wirklich Geschwister. Einer weiß es," setzte sie wild und irrsinnig hinzu, „Einer, der Teufel! wer einmal Arsenik zwischen seinen Fingern zerrieben und auf eine Speise gestreut hat, der sieht ihn zuweilen. — Jakob verachtete mich und liebte das schöne, reine, bleiche Mädchen, das er zwei Stunden lang seine Braut genannt hatte. O wie ich sie haßte! — Was that ich nicht, um sein Herz zu gewinnen! ich habe auf meinen Knieen gelegen und ihn angefleht um den Theil seines Herzens, der mir gehörte, mir, denn war ich nicht sein Weib? Und ich war schön, ich war in Paris und Wien eine gefeierte Schönheit, eine Göttin. Hundert Männer lagen zu meinen Füßen, hundert! und er nicht. O er nicht, und ich war doch sein Weib und hatte meine Seligkeit hingegeben, es zu werden — und das wußte er!

Ich hatte es ihm gesagt, ich selbst, was lag mir am Leben, hätte ich auf dem Rade sterben und den Liebesblick seiner Augen in meinem brechenden Auge sehen können, das wäre mir Wonne gewesen. — Weh mir! Er kannte das Opfer, das ich für ihn gebracht, und zwischen mir und ihm zog es nur eine neue eiskalte Scheidewand. — Ihn schauderte vor dem Weibe, das aus Liebe zu ihm gemordet hatte. — Er wollte das Weib, das seinen Namen trug, nicht von Henkershand sterben sehen. Den Antheil Werl's an meiner That hatte ich ihm verschwiegen, er sollte nicht denken, daß and're Motive als die Liebe meine Hand geleitet. O wie er litt, wie der Wahnsinn neben ihm stand, ein drohendes Gespenst! Das sah ich und fluchte meiner Zunge, die mein Geheimniß verrieth, und da, da merkte ich, daß er sterben wollte! — Sterben durch Gift, den Schatten Dessen versöhnend, der seinetwegen gestorben. — Ist das nicht lustig? Lach't doch über den Thoren, der für die Sünden seines Weibes büßen wollte! — Aber er wollte bei ihr sterben, bei ihr, die er liebte. O ich hatte ihn nicht aus den Augen gelassen und ich kam und las den Abschiedsbrief, den er mir geschrieben, da ist er, les't ihn auch." Sie zog mit wilder Geberde die Reste eines Papierblattes, das von Zeit

und Schmutz zerstört war, aus dem Busen und warf es auf den elenden Tisch.

Der Schein des Lichtes fiel darauf, aber nur zwei Worte waren sichtbar geblieben: — ‚Bereue Ellen‘ —

Franke las sie mit Schaudern.

„Weiter, weiter nun,“ sagte er, noch etwas Wein der Ermattenden reichend.

Sie trank mit Begierde.

„Ich suchte ihn bei ihr. Sie war hinweggegangen, sie sollte ihm den Trank versüßen, durch den er sich von mir befreien wollte. Da ergriff ich das Glas und goß das Gift fort. Wohin? — O es fiel an einen guten Ort, in den Speisenapf, den Jakobine den Ihrigen vorsetzte. — Ich wollte Niemanden tödten — wie gleichgiltig war mir dieser Menschen Tod und Leben! aber daß er fort ging von mir, doch fortging, obgleich ich ihm mein Letztes, mein Einziges gab, das ich mir gespart für das Ende: das, das war hart, das war mehr als auf dem Rade sterben. — Er wußte, daß ich Mutter werden sollte und er verließ sein Kind, sein Kind, weil es das Meine war. — Warum sollte ich sie retten, diese Jakobine retten, indem ich mich als schuldig an dem Tode jener beiden, armseligen Menschen be-

kannte! — Starb sie nicht wie sie lebte — geliebt? Sollte ich meinem Kinde die Mutter nehmen? — Thorheit, Großmuth der Reinen, der Albernen. — Ich wollte leben. — Werl brachte mich und mein Kind um das Vermögen meines Mannes — meines Mannes, sage ich, denn das ist er heute noch nach göttlichen und menschlichen Gesetzen. Er ängstigte mir eine Unterschrift nach der andern ab. Zuletzt blieb mir ein Zufluchtsort noch auf der Welt; Jakobinens Vater, der in Polen lebte und dem meine kluge Mutter die Möglichkeit, ein kleines Vermögen zu erben, durch eine nachgemachte Schrift seiner verlaß'nen Tochter verschaffte. — Ich ging mit meinem Kinde nach Bielawa und lebte dort. Mein Knabe ward dort groß — und gut! Ja gut, seht mich nicht an. Er ist ein Dieb, ein Landstreicher, aber er liebt seine arme, elende, sündige Mutter und er hat alle die großen göttlichen Talente seines Vaters geerbt. — Als Moris starb, ging ich mit dem kleinen Rest des Vermögens, das er mir hinterließ, nach Italien, meinen Gatten aufzusuchen. Schon nagte die Krankheit in meinem Gebeine, das fürchterliche Uebel, das mich zollweise tödtet. Meine Baarschaft ging zu Ende. Wir gaben theatralische Vorstellungen, mein Jack war Jongleur, Taglöhner,

Bettler, Dieb für seine Mutter. — Ich wurde alt, elend, elend, elend, Gewissensbisse nagten an mir ärgerer noch als der Krebs, der mein Gebein zerfleischt. — Wir bettelten uns nach Deutschland. Wir bettelten an der Thür des reichen Mörders. Ich sterbe jetzt! Hier sterbe ich, wo ich nicht Herrin und Gebieterin werden wollte, hier sterb' ich bettelnd am Wege" — sie schwieg, sie blickte wild um sich.

Dann streckte sie die Arme aus und sagte: „Jack, mein Kind, mein Sohn!"

Er trat zu ihr und versuchte ihr Haupt auf den Kissen zurecht zu legen, aber es war nicht mehr nothwendig. — Ellen Grey, das leidenschaftliche, schuldige, elende Geschöpf hatte ausgelitten.

Der Sohn drückte mit zitternder Hand ihr die gebroch'nen Augen zu, dann knüpfte er von seinem Nacken ein kleines, seid'nes, sehr altes Tuch und deckte es über das Gesicht der Leiche, und als er diese letzte Liebespflicht erfüllt hatte, wandte er sich mit festem Blick an Franke und den Förster und sagte: „Sie können mich jetzt den Gerichten überliefern, aber versprechen Sie mir noch für die Beerdigung dieser Leiche Sorge zu tragen."

„Junger Mensch," antwortete ihm Franke im Tone tiefen Mitleidens, „Sie haben von uns jeden-

falls nichts zu fürchten, ich glaube, daß ich Ihnen sogar Hülfe und Beistand von Freunden versprechen kann, so fern Sie ernstlich den Willen haben, Ihre Kraft und Ihre Talente dem Guten zuzuwenden."

„Was nennen Sie gut?" fragte der Jüngling und seine großen, dunkeln Augen blitzten unheimlich, „für mich war stets dasjenige gut, was mir und der Armen, die mich geboren, Brod gab."

„Wir wollen uns nicht auf Erörterungen einlassen," entgegnete Franke. „Auf alle Fälle rathe ich Ihnen, jetzt mit mir zu gehen, wenn Sie es nicht vorziehen, bei der Leiche Ihrer Mutter zu bleiben, bis wir morgen die Anstalten zu ihrem Begräbniß getroffen haben. Ich sehe," setzte er dann hinzu, die Jagdtasche in die Hand nehmend, „daß Sie keinen Widerwillen gegen Arbeit, selbst gegen ganz mechanische Arbeit haben. Wer arbeiten kann und will, ist stets einigermaßen Herr seines Schicksales. Es liegt für Sie bei mir noch eine kleine Geldsumme außer der, die bereits in Ihren Händen ist. Jedenfalls naht für Sie nun eine bess're Zeit." —

Der wilde Jüngling unterbrach ihn — „Besser," rief er, dem Schmerz jetzt zügellosen Lauf lassend, „besser, sagen Sie und das einzige Herz, das mich in der Welt liebte, ist vom Elend gebrochen. O

Mutter, o Mutter, nur Dein Kind weiß, wie Du lieben konntest!“

Franke ehrte den Schmerz des Sohnes auch im Verbrecher, war doch die Liebe, die diese Ausgestoßenen für einander gefühlt hatten, der lichte Punkt in ihrem Leben, und er glänzte um so heller, je dunkler der übrige Theil desselben erschien. — Der alte Förster blieb bei dem leidtragenden Sohne. Franke bat ihn Sorge für den armen Jungen und die Leiche zu tragen und ging, das Herz erfüllt mit tausend ernsten und schrecklichen Bildern, zurück durch den einsamen Wald, in dessen Wipfeln jetzt Nacht und Sturm hausten.

Jakobinens Unschuld war nun erwiesen, — Wallfeld las das Bekenntniß Ellen's, dem allerdings die Unterschrift fehlte, zum Theil mit Grausen, zum Theil aber auch mit innerlichster Herzensfreudigkeit. Er las es in Jakobinens Zimmer neben der großen Myrthenwand und weinend kniete seine unglückliche Schwester vor ihm, seine eiskalte zitternde Hand in ihren bleichen Händen haltend.

Als er geendet hatte, beugte er sich nieder, hob Jakobinens Kopf empor und drückte einen Bruderkuß, den ersten in ihrem gemeinsamen Leben, auf ihren Mund.

„O mein Bruder,“ sagte sie sanft, „ich habe Dir schweres Leid zugefügt, durch Mangel an Achtsamkeit auf die nächsten und kleinsten Pflichten des Lebens. Vergib mir, o vergib mir, um meiner vieljährigen Leiden willen vergib mir, und wenn Du mich auch nie als Bruder lieben kannst, so dulde meine Dienste, gestatte mir wenigstens den Versuch, Dir, wenn nicht das Dasein Derjenigen, die Dir theurer waren als Dein Leben, so doch deren Pflege und Aufmerksamkeit zu ersetzen.“

Wallfeld hob die Blicke gen Himmel, er wollte sprechen, aber die Thränen, die unaufhaltsam aus seinen Augen stürzten, hinderten ihn daran. Endlich die Schwester an seine Brust ziehend, sagte er: „Wir würden uns selbst bestehlen, Schwester, wenn wir nicht versuchten, einander von jetzt an Alles zu sein in aufrichtiger Geschwisterliebe. — Glaube mir, Jakobine, ich habe in diesen langen Jahren Deiner Geduld und Trauer oft mein Herz überwallen fühlen in Mitleid und Liebe zu Dir und ich konnte mich nur fest erhalten gegen den Einfluß der Zeit und Gewohnheit, indem ich mir unaufhörlich in's Gedächtniß rief den bitt'ren Tod der Meinen, und den Glauben, daß Du ihn aus Haß herbeigeführt. Du hast gefehlt, armes Weib; an der Achtsamkeit auf die

kleinen Pflichten der Häuslichkeit hängt immer das Glück, in einzelnen Fällen wie hier bisweilen sogar das Leben der Familie, aber eine Unvorsichtigkeit, bewirkt durch Gemüthsaufregung, ist, wie schrecklich auch ihre Folgen sein mögen, kein Verbrechen, sondern ein Unglück. Jakobine! wir wollen einander gegenseitig alles Unrecht verzeihen und alles Unglück liebend tragen helfen." — Leise aber selig weinte die Schwester an der Brust des Bruders. —

Neunzehntes Kapitel.

Nach fünf Jahren.

Die Zeit entfloh für den einfachen Bewohner des Landstädtchens mit eben so raschem Fluge als für den Menschen im Lärm und der Zerstreuung der Residenz.

Kurz nach dem Tode und der Bestattung der Landstreicherin Ellen Grey, starb plötzlich der Commercienrath Werl, und es ergab sich, daß er nur ein sehr unbedeutendes Vermögen zurückgelassen.

Wohl hatte er die Beschuldigung, seiner Schwester Tochter zum Giftmorde verleitet zu haben, mit Entrüstung zurückgewiesen. Das eben eingerichtete öffentliche Gerichtsverfahren authorisirte aber den

Staatsanwalt, den reichen Fabrikherrn vor Gericht zu ziehen. Er erlebte es indeß nicht mehr, auf der Bank der Angeklagten zu sitzen, er starb, Niemand weiß wie oder woran, man fand ihn todt in seinem Bette, den Morgen nach Empfang der gerichtlichen Vorladung.

Herr Wallfeld kaufte das Fabrik-Gebäude und bewohnte mit seiner Schwester Jakobine einen kleinen Theil des stattlichen Palastes, in dem wir jene große Gesellschaft mitgemacht haben. — Beide Geschwister traten nie mehr aus ihrer tiefen Zurückgezogenheit hervor.

Sie lebten für und miteinander und nie hat es ein alterndes Geschwisterpaar gegeben, das mehr Freude aneinander, mehr Genuß im gegenseitigen Umgange fand.

Herr Wallfeld erlebte es, daß seine bleiche Schwester wieder malte, musicirte und las, und er fand an Allem, was sie that, Interesse. Jakobine saß oft neben ihm in seinem chemischen Laboratorium oder an seinem großen Schreibpulte, und wenn er lange eifrig gearbeitet, so blickten seine klugen Augen auf in das milde Gesicht der Schwester, und sie reichten einander die Hand und fühlten, daß Lieben das Glück aller Menschen, Verzeihen aber das Vor-

recht höherer, von Gott begünstigter Naturen sei. — Der Registrator Semmler baute auf das Dach seines Hauses ein wirkliches kleines Observatorium, den Plan dazu zeichnete ihm —

Aber ich will nicht fortfahren in dieser Aufzählung einzelner Begebenheiten, ich will den Zauberstab schwingen, den die guten Feen in die Hand des Dichters gelegt haben, und mich und meine freundlichen Leser über fünf Jahre und noch manchen Tag hinwegschwingen bis zu einem sonnenhellen Maimorgen. —

Es ist Mariens Haus, in das ich alle Diejenigen führe, die mich bis hierher begleitet haben, und es ist geschmückt zu einem Feste.

In dem saubern Vorzimmer, in dem Maria Franke zum Erstenmale empfing, sitzt sie jetzt auf der kleinen Ottomanne, die stattliche schöne Matrone. Die Zeit hat nur mit leichtem Finger ihre edle Stirn berührt. Klar wie das Sonnenlicht erglänzt ihr heit'res Auge und um den Mund, an dessen Biegung sich die erste leise Spur des nahenden Alters zeigt, schwebt ein glückliches Lächeln.

Sie spricht niedergebeugt zu einem Mann, der zu ihren Füßen kniet, und dieser Mann ist — Franke.

„Ja,“ sagt Maria, „Du bist mir theuer, so theuer, daß ich dem Glück Lebewohl sagen würde, fehltest Du mir im Kreise meiner Lieben. Du zauberst mir neue Jugend in meine Seele und schenkst mir jetzt im Wendepunkt des weiblichen Alters all' das Glück, das ich in meiner Jugend entbehrte. Die Liebe, die Du mir zollst, ist meine höchste Lebensfreude, der Einfluß, den Du mir über Dein Denken und Handeln eingeräumt, macht mich stolz und froh. — Gottes Segen mit Dir, mein Freund, mein Sohn, und leite an sanfter Hand mein Kind auf dem Lebenswege, der lang und nach menschlichen Ansichten glücklich vor Euch liegt.“

Er aber, Franke, unser alter Freund, zieht voll Liebe und Verehrung die schöne Hand, die segnend auf seinem Haupte ruht, an seine Lippen und sagt mit jenem Ausdruck, den nur das Herz hervorbringen kann, nur ein Wort, das Wort, das im Herzen des Weibes am tiefsten nachklingt und am längsten jede Seite desselben beben läßt, das Wort: „Mutter!“ Und nun öffnet sich die Thür und ein reizendes Köpfchen mit schelmischem Ausdruck guckt in's Zimmer und rosige Lippen sagen lachend: „Wahrhaftig Mama, Ihr seid wie ein Liebespaar miteinander, Du

und Franke, und mein Mann ist nicht wenig eifersüchtig auf den Schwager."

Wer würde in der großen, stattlichen, äußerst vornehm aussehenden Dame Klärchen erkennen, das kränkliche kleine Kind, das seiner Gesundheit wegen in die Bäder von Nizza gebracht wurde?

Jetzt allerdings schickt es sich kaum, sie so vertraulich bei ihrem Vornamen zu nennen, seit fünf Monaten ist sie Frau Gräfin Gräben und trägt schöne Diamanten im Haare, aber noch einen weiten Ueberwurf von hellblauem Percal; sie ist vom Toilettentisch aufgesprungen, um ein wenig mit Mama zu plaudern, die sie seit einigen Monaten nicht gesehen. Sie wohnt auf den Gütern ihres Schwiegervaters und ist gestern erst zu Anna's Hochzeit in Hermstädt angekommen.

Und die Braut! — Hast Du eine Moosrose gesehen, Leser, die eben ihren Kelch dem Strahle des Morgenlichts öffnet? Ein Thautropfen hängt an dem weichen Moose und der Frühsonnenstrahl läßt ihn im Demantschimmer erglänzen.

So Anna an ihrem Hochzeitmorgen! Sie hat ein bescheid'nes Loos gewählt, an der Seite eines Gatten, den sie schon in den Kindertagen geliebt, dessen Bild sie begleitete über die Gipfel der Alpen,

dessen Spuren sie suchte an all' den Orten, die vor ihr sein Fuß berührt und für das liebende Herz des jungfräulichen Kindes geheiligt hat. Sie hat ihm die Treue bewahrt; denn ihr, der zuerst erblühenden Schönheit, brachte der glänzende vornehme Jüngling, der sich, so sehr als Sitte und Schicklichkeit es erlaubten, den reisenden Damen angeschlossen hatte, seine ersten Huldigungen dar.

Sie bringt dem Verlobten einen Schatz, mehr werth, o unendlich mehr als ihr ansehnliches Vermögen, mehr noch als ihre jugendliche Schönheit und Reinheit: Verständniß seines Characters, Achtung und Theilnahme für seinen Lebenslauf und tiefe, bewährte Liebe.

Die schönen Glocken, eine besondere Zierde des einsamen Landstädtchens, läuten zur Kirche, und dorthin führe ich meine Leser, zum Erstenmale.

Noch sind ihre kühlen gewölbten Hallen leer. Nur zwei Personen bewegen sich mit geschäftiger Eile am Altare hin und her, Blumenkränze, Teppiche und Kissen ordnend. Auch das sind alte Bekannte von uns, aber wir finden sie in sehr veränderten Verhältnissen, besonders den Jüngling. Es ist Jack Grey, jetzt erster Werkmeister in der großen Wallfeld'schen Tuchfabrik und die Seele, das Trieb-

rad des Ganzen. Es ist ein schöner, stattlicher, junger Mann, von edler Haltung und ernstem Gesichtsausdruck. — Das Mädchen ist die kleine Dienerin Mariens, aber sie gehört in Kleidung und Aussehen jetzt einer etwas höhern Klasse der Gesellschaft an. — Wohl hatte die rechtliche Gattin ihres leichsinnigen Vaters von Anfang an danach gestrebt, Herz und Gemüth des jungen Wesens zu bilden, und Lehre und Beispiel haben gute Früchte getragen. Sie ist ein wack'res Mädchen, Mariens rechte Hand, die Vertraute der Wohlthaten, die ihre mütterliche Gebieterin spendet, ihre treu'ste Gehülfin bei allen Arbeiten des Hauses, aber auch die Theilnehmerin ihres Glückes, wie einst ihrer schweren Leiden. — Einer der großen schönen Kränze, die fertig gewunden in einem großen Korbe lagen, hat sie über Seite gelegt, die andern hilft Jack ihr an verschiedenen Stellen am Altare befestigen.

„Und dieser, liebe Ernestine?" fragt er, auf den Zurückgelegten deutend.

„Den tragen wir auf Deiner Mutter Grab, Jack. Ich habe Quendel hineingewunden, den sie so geliebt, wie Du mir immer erzählst."

Der Jüngling blickt seine Verlobte mit sinnendem Auge an. „O Du hast ein Herz, mein Lin-

chen, das wohl weiß, was mich freut, vor Dir kann ich all' meinem Schmerz Worte geben."

„Sind wir nicht gleiche Lebenswege gegangen, Jack," entgegnet das sanfte Mädchen, „und kenne ich nicht das Leid, wie Du es kennst? nur daß Du nicht die Schande einer unehlichen Geburt hast. Deine Mutter war die Frau Deines Vaters in rechtmäßiger Ehe."

„Ja, das war sie," sagt der Sohn, den Kopf mit einigem Stolz emporhebend, „o wie sie auch gesündigt hat, mich liebte sie wie mich nie ein Menschenherz lieben wird."

„Jack!"

„Außer Deinem treuen Herzen, mein Linchen, Du liebe, liebe Seele. O Gott ist gut und die Welt ist schön!"

Die Glocken tönen zum Zweitenmale.

Die Kirchenthüren öffnen sich.

Da kommt der stattliche Brautzug.

Der alte Herr da, im schwarzen Frack, mit dem Ordensbande im Knopfloche, mit dem gebeugten Haupte und dem schönen weißen Haar, das ist wahrhaftig — das ist der Registrator Semmler, jetzt Doctor Semmler, Mitglied und Correspondent mehrerer gelehrten Gesellschaften, der Entdecker des ach-

ten und neunten Asteroiden, ein Mann, dessen Namen in der Welt viel genannt wird und vor dem Jedermann, sogar seine Schwester Sabine, Respect hat.

Er führt mit altväterischer Galanterie die schöne Mutter der Braut und küßt Mariens Hand, als sie Platz im Kirchenstuhle nimmt.

Graf Gräben und seine schöne junge Gattin sind das zweite Paar.

Senator Wallfeld führt Fräulein Sabine Semmler, deren Gesicht noch spitzer ist als vor fünf Jahren. Alle Achtung aber vor der ehrwürdigen Jungfrau, sie hat sich einen Namen und ganz hübsches Geld gemacht durch den Seidenbau, den sie jetzt im Großen treibt. Ihre Majestät die Königin hat in einem Schreiben an sie ihr allergnädigst ihre allerhöchste Zufriedenheit zu erkennen gegeben, und Fräulein Sabine fühlt sich allerunterthänigst bis in die Wolken erhoben durch diese Ehre. Die Geschwister Semmler sind am Hofe bekannt und der Registrator hat nach der Entdeckung seines Sternchens sogar mit Humboldt und dem Könige gespeist. Ich nenne die beiden Namen in derselben Ordnung, in der der Registrator sie zu nennen pflegt, der den Namen Humboldt's ungefähr mit gleichen Ehrenbezeugungen

auszusprechen pflegt, wie die alten Mütterchen in der Kirche den Namen Jesu.

Der Postsecretair Walter kommt nun mit seiner Frau, der schönen Lätitia, und den Beschluß macht Herr Oberst Mainhard mit Madame Franke.

Und nun ertönt die Orgel in vollen göttlichen Accorden. Eine Menschenseele haucht ihr tief innerstes Gefühl in diesen Klängen aus. Die Gesellschaft hat um den geschmückten Altar Platz genommen und nun, getragen von der Melodie des Chorals, schreitet das Brautpaar den Gang hinauf.

Auf Frankes Gesicht, wie auf dem seiner holden Braut, liegt neben dem Ausdruck des Glückes der lichte Sonnenschimmer der Andacht. — Er hat das Walten eines heiligen, gütigen Willens, nicht bloß in der leblosen Natur, sondern auch in dem Geschick der Menschheit und der Menschen erkannt, und kein Zweifel kann mehr die innere Sicherheit seines Wesens trüben, kein Spott sie erschüttern. Er weiß und fühlt, daß jeder einzelne Mensch ein Blatt ist am großen Baum des Weltganzen, dessen Wurzeln festruhen im Schooße des Irdischen, während seine Zweige stark und kühn empor streben zum ewigen Lichte.

Und wer ist die Künstlerseele, die in all' diesen

Herzen den Funken der Andacht weckt durch die Macht der Töne? —

Leser, das ist Jakob Grey, der Maler, der heimgekehrt ist in das stille Städtchen und dort am Grabe Ellen's, in der Freundschaft Mariens und ihrer Kinder und in der tiefen Liebe seiner Schwester den Frieden findet, den so lange seine wunde Brust geflohen. —

Als er Hermstädt verließ, Verzweiflung im Herzen, floh er wie Kain gejagt von den Furien. In einem Dörfchen an der Gränze Schlesiens packte ihn Krankheit und fünf Monate lang lag er dem Tode nahe in dem Hause eines katholischen Geistlichen, der hier nicht die Stelle des Priesters, sondern die des Samariters übernommen, darum erhielt er durch kein öffentliches Blatt Nachricht von dem Unglück, das sich im Hause Wallfeld's zugetragen. Als er genesen, wanderte er nach Italien und wartete vergebens auf Nachricht von Jakobinen, die hinter Kerkermauern sich für den schuldig geglaubten Bruder opferte.

Erst durch Marien hatte er die ganze Größe dieser Liebe, die Geburt seines Sohnes, Ellen's Geständniß und Tod erfahren.

Die Leiden des Lebens sind Stufen, auf denen

der Genius des Künstlers zur Unsterblichkeit empor steigt. Jakob Grey hat sie erklimmt, und sein Begleiter, der brennende Schmerz hat, oben seine Flügel entfaltend und zum Himmel enteilend, sich ihm gezeigt als Engel des Licht's. —

Jakobine hat Anna's Myrthenkranz geflochten, keine reinere Hand hätte der schönen Braut diesen Liebesdienst erweisen können.

Zur Hochzeit kommt sie nicht, sie ist dem Geräusch der Gesellschaft fremd geworden, aber sie betet für das liebe Kind der Freundin, die nie an ihr gezweifelt hat. —

Am Abende des Hochzeittages standen in einer Fensternische des schönen Gesellschaftsaals im Baum'schen Hause die beiden Reisegefährten und Schwäger im heiteren Gespräch.

„Nun, Du Urphilister," sagte Gräben lachend, „es geht Dir hier in der That so übel nicht, und ich könnte wie Alexander sagen: Wenn ich nicht Gräben wäre, so wünschte ich Doctor Franke zu sein."

„Jeder muß in seiner Façon eben sowohl glücklich als selig werden, mein Lieber," antwortete Franke. „Mir genügt zu meinem Glück die kleine Welt, in die ich mich jetzt hineingelebt habe. Ich achte und

liebe meine Mitbürger, ich habe wahre Freunde unter ihnen gefunden. Ich vergött're meine Schwiegermutter, ich" — er sprach es nicht aus: ‚ich liebe meine Braut,' aber sein Auge suchte sie im Kreise der anwesenden Jungfrauen und da stand sie, so hold, so schön, so rein!

„O wie segne ich mein Geschick, das Armuth und Arbeit zu Mitteln eines so reinen, so reichen Lebensglückes für mich machten," sagte er nach einer Pause.

„Nun, Franke, hättest Du das aber für möglich gehalten, glücklich zu sein in dem Ringe eines kleinen Städtchens am Ende der Welt, als wir zusammen in Paris waren?"

„Ich weiß das nicht, ich dachte zu jener Zeit nicht an ein solches Geschick; aber Glück ist eine Blume, die überall erblühen kann, und es blüht weit häufiger auf der Runde dieser Erde, als man es glaubt. — Ich bin glücklich!"

„Ich bin es auch," entgegnete Gräben heiter.

Das Glück ist wie das Licht überall auf dem Erdboden verbreitet, es ist überall ziemlich gleich vertheilt, und gelobt sei Er, der das Licht und das Glück ausgießt über alle Creaturen; — es ist mehr Licht auf Erden als Nacht, denn auch die Dämme-

rung ist Licht! — Und mit dieser Bemerkung sage ich Dir Lebewohl, lieber Leser; denn weil man Glück und Licht nicht beschreiben kann, so endet hier die Erzählung vom Leben eines kleinstädtischen Arztes.

Ende.

Der Weg in den Himmel.

Novelle.

Erstes Kapitel.

An der äußersten nordöstlichen Gränze Preußen's liegt, gleichsam einen Markstein bildend, gegen das ungeheure Rußland, ein Landstrich von rauher Natur, das Fürstenthum Lithauen. — Die Bewohner desselben haben sich im Laufe der Jahrhunderte, die alle andern Völkerstämme jener Gegend germanisirten, ihre Nationalität, ihre Sprache, ja sogar ihre uralte, schöne Tracht bewahrt, und mit Erstauen und Interesse sehen die englischen, französichen und deutschen Schiffer, welche der Handel nach Memel führt, in dieser Stadt deutscher Zunge und nordischer Art, auf dem Markte die schlanken, hohen Gestalten der lithauischen Bauern in ihren Bastschuhen und blauen Tuchkitteln, und die meist sehr hübschen Mädchen mit dem kurzen, gewürfelten Rock, den drei bis vier saubern, roth gestickten Schürzen, dem Silber geschnürten Mieder und den reichen, blonden, mit bunten

8*

Bändern umwundenen Zöpfen, die von einigen rings um den Kopf gewickelt, von andern nach Art der drusischen Frauen in zwei dicken Knoten an den Seiten der Stirn befestigt werden. Ein Schleier von weißem Linnen, ebenfalls roth gestickt, ist auf dem Haupte befestigt und die Trägerinen verstehen es nicht selten sich mit demselben in wahrhaft plastischer Weise zu drapiren. — Die Sprache dieser Kinder einer rauhen Natur ist von einer solchen Weichheit und Süße, daß sie unter einem südlicheren Himmel entstanden zu sein scheint, und in der That versichern die Philologen Königsberg's, daß das Lithauische eine Stammverwandtschaft mit dem Griechischen habe.

Die Sanftheit und Biegsamkeit der lithauischen Sprache begünstigt die Poesie, und in der That besitzt das lithauische Völkchen einen Schatz von Dichtungen, welchen der Vergessenheit zu entreißen und der Welt bekannt zu machen, das Bestreben einiger wackeren Gelehrten Königsberg's schon am Ende des vorigen Jahrhundertes war.

An einem Junitage, jener und nun schon längst vergangenen Zeit, saßen zwei lithauische Kinder auf dem Dünensande im Sonnenschein und spielten mit Muscheln.

Es waren Geschwister, ein Mädchen und ein

Knabe, und sie waren Waisen, wenigstens Waisen von einer Seite, denn die Mutter, eine hübsche, fein aussehende Frau von etwa dreißig Jahren, saß nicht weit von ihnen auf dem grauen Kiel eines alten Bootes und flocht oder webte vielmehr aus gedrehter Seide, ohne anderes Werkzeug als einige kleine Holzspäne, ein schönes, buntes Band, das sie in Memel zu verkaufen pflegte, und sah von Zeit zu Zeit mit einem Blicke der tiefsten Mutterliebe auf ihre fröhlichen, rosigen Kinder. —

„Juragis," sagte das kleine, etwa achtjährige Mädchen, „sieh Dir einmal den Himmel an, Gold, lauter Gold und rother Flimmer, wie das Hochzeitband von der Tochter des reichen Donaleitis."

„Pah," entgegnete der neunjährige Knabe, „was sprichst Du, Margeita, ein Band, was ist ein Band? Da unten weit hinter dem Meere, wo die Sonne untergeht, da müssen ganze Ströme von Gold und rothem Flitter sein, und wer dahin käme, müßte darin baden und untertauchen können, und die goldenen und rothen Wellen schlügen zusammen über seinem Kopf."

„Ja, wer da hinkommen könnte," sagte Margeita, „aber hier ist das weite, weite Meer und hinter dem ist die Welt zu Ende."

„Unser Vater ist dort," flüsterte Juragis, die großen, hellen Kinderaugen nachdenkend auf den flammenden Sonnenuntergang heftend. „Du weißt, unser Vater, der so prächtig aussah in den bunten Kleidern, als er uns zuletzt küßte. ‚Ich geh' von Euch, Kinder,' sagte er, ‚aber im Himmel kommen wir wieder zusammen.'"

„Unser Vater ist todt," sagte das Mädchen und wischte sich die feucht werdenden Augen mit der gestickten Ecke des Schürzchens. „Sie nahmen ihn unter die Soldaten und da haben sie ihn todt geschossen, eine Kugel hat in seiner Brust gesessen und eine hat seinen Arm zerschmettert, so hat es der Herr Prediger der Mutter gesagt."

Der Knabe schauderte leise, dann aber hob er stolz und kühn den schönen Kopf empor und rief mit einem Anflug von Begeisterung: „Ja, aber er ist doch im Himmel, und wenn man über das Meer fährt, weit, immer weiter, so muß man zuletzt auch in den Himmel kommen. Liegt doch da, wo das rothe Gold flammt, der Himmel auf der Erde fest, und wo die Sonne untergeht oder der Mond, da muß eine Thür sein, durch die sie in den Himmel zurückkehren, und ich sage Dir, Margeita, ich werde in den Himmel geh'n, den Vater zurückholen, ich kann die Mutter nicht immer und immer weinen sehen."

„Ja, aber Du mußt erst groß und alt werden, Juragis," erwiederte die Schwester, „erst wenn man alt geworden ist, kann man in den Himmel kommen, und bis dahin ist's noch sehr, sehr lange hin."

„Ich bin alt genug in den Himmel zu gehen, Margeita. Was willst Du, ich habe Arme, schau nur wie lang, und ich kann des Donaleitis großes Boot regieren und ich brauche ja nur das kleinste Boot zu nehmen, und werde doch in den Himmel kommen, je kleiner das Boot ist, in dem ich fahre, desto leichter kann ich durch die kleine Thür schlüpfen, durch welche die Sonne hineingeht. Laß mich nur machen, Margeita."

„Aber wer in den Himmel gegangen ist, kehrt nicht wieder, Juragis."

„Ich werde wiederkehren, Margeita, und werde den Vater mitbringen. Verlaß Dich darauf. Ich werde vor den Herrn Gott hintreten, er kann nicht böser aussehen, als der rauhe Apotheker in Kleipeda, und der schenkte mir die Medicin, wie die Mutter krank war, und ich werde sagen: Herr Gott, laß meinen Vater zur Mutter zurückkehren, und behalte mich hier, und müßte ich auch in der Hölle bleiben; die Mutter weint gar zu sehr."

„Aber wen Du nicht bei uns wärest, würde sie auch weinen, Juragis."

„Laß gut sein, Margeita," sagte der Knabe mit einem schlauen Blick, „ich sage nur so, unser Herr Gott ist viel zu gut, der läßt uns Beide zu Euch zurück, wenn ich's ihm nur recht vorstelle."

„Ach Juragis, wenn das wäre," seufzte das Mädchen — „die Mutter weint Tag und Nacht und kann gar nicht so viel arbeiten, uns Brod und Kleidung zu schaffen."

In diesem Augenblicke erhob die Mutter ihre Stimme und rief ihre Lieblinge: „Juragis, Margeita!"

Sie liefen zu ihr, hängten sich in ihre Kleider und baten: „Mutter sing' uns ein Lied beim nach Hause gehen."

Sie heftete die schönen zärtlichen Augen wechselsweise auf die Kinder und jedes an einer Hand führend, sang sie beim Gehen in ihrer weichen Muttersprache ein Lied, das in Chamisso's trefflicher Uebersetzung also lautet:

„Her zogen drei Schwäne mit Kriegsgesang
Zu Roß, zu Roß es dröhnend erklang!
Es reiten aus allen Höfen daher
Die jüngern Söhne zu Kriegesheer.
Es ist mit uns gar schlimm bestellt
Und keiner bleibt, wenn einer sich stellt.
Du ziehst, mein Bruder, mein Bräutigam, mein Sohn,
Du ziehst in den Krieg, das wissen wir schon.

Wann kehrst Du, mein Bruder, mein Bräutigam, mein Kind.
Wann kehrst Du zurücke, das sag' mir geschwind?
Sind Luft und Wasser und Land erst frei,
Dann säum' ich nicht länger, dann eil' ich herbei"

Während noch die Mutter sang, hatten die Drei das kleine Häuschen erreicht, das einzige Besitzthum der Familie.

Das niedrige, mit Stroh gedeckte Dach war grün vom langbärtigen Moose, das darauf wuchs. Eine hohe weißstämmige Birke stand unweit der Hausthür und ihre feinen Zweige regten sich und flüsterten im Abendwinde. Neben ihrem Stamm stand ein mit wahrhafter Kunst geflochtener Binsenstuhl und darauf saß ein schon ältlicher Mann von würdigem Aussehen.

Es war der Geistliche des Orts, Herr Pfarrer Ostermeier und er reichte der Wittwe mit dem Gruß **Laps waker manumetis** (Guten Abend Frau) die Hand, die sie ehrerbietig an die Lippen zog. Dann aber griff er in die weiten Taschen seines langen schwarzen, keiner Mode der Welt angehörenden Rockes, und holte daraus Brod, Wurst, Käse und noch einige andere Nahrungsmittel hervor, die er liebreich unter die Kinder vertheilte.

Es war ein wack'rer und ein wohlhabender

Mann, der Pfarrer Ostermeier. Die Pfarrstellen in Lithauen sind alle einträglich und von großem Umfange. Denn da es ein unerläßliches Erforderniß ist, daß der Geistliche die Landessprache geläufig spricht, so finden sich unter der zahllosen Menge der Candidaten der Theologie, welche die Universität Königsberg hervorbringt, immer nur wenige, welche für eine lithauische Predigerstelle geeignet sind. Ostermeier aber war von Geburt ein Lithauer, d. h. sein Vater, Groß- und Elternvater waren schon Prediger in Lithauen gewesen, und er hatte die Sprache seiner Pfarrkinder mit seiner Muttersprache zugleich von seiner lithauischen Wärterin erlernt.

So saß er denn auch bald im heitersten Geplauder mit den Kindern und der Mutter und die weichen Sprachlaute klangen süß und melodisch durch die stille Nachtluft. Juragis saß gedankenvoll im Grase zu den Füßen des Geistlichen und blickte noch immer hinaus in das Abendroth.

„Woran denkst Du, Knabe?“ fragte Ostermeier endlich, dem Träumenden freundlich die Hand auf die Schulter legend.

„Ob ich zu meinem Vater in den Himmel kommen kann, Herr Pfarrer.“

„Das kannst Du, das wirst Du, Juragis, sei

nur Dein Leben lang so brav, so fleißig, ehrlich und wahrliebend als jetzt."

„Fängt der Himmel da an, Herr, wo die Erde und das Meer zu Ende sind?"

„Ja, Juragis, wo das Erdenleben zu Ende ist, fängt der Himmel an."

„Kann man hinkommen, wenn man immer gerade über's Meer fährt?"

„Ob über Meer oder Land, Juragis, der gerade Weg führt stets in den Himmel."

„Aber über's Meer geht's rascher?"

Der Pfarrer lächelte. „Das mag wohl mancher Matrose gefunden haben, den der Sturmwind auf seinen Flügeln in den Himmel führte."

„Und mein Vater ist im Himmel?"

„Ja mein Sohn, gewiß; einen bessern Mann als Deinen Vater hat's nicht gegeben, und Herzen, wie dem seinigen, ist der Himmel gewiß."

Zweites Kapitel.

Das Meer war seit Wochen ruhig. Ein stattliches Schiff, in Bauart und Takelage als ein französischer Kauffahrer kenntlich, glitt vor dem Winde dahin. Die lustigen, schwarzbärtigen Matrosen hingen wie kletternde Affen im Segelwerk oder saßen plaudernd am Steuerruder.

Am Bugspriet stand ein schlanker, schöner Mann in der Kleidung eines Obristen der französischen Republik und sah durch ein Fernglas bald auf den wolkenlosen Himmel, bald auf das spiegelglatte Meer. Neben ihm lehnte ein blonder großer Mann mit den ernsten Zügen und dem kräftigen Bau des Nordländers. Es war ein Lootse von Bornholm, Lars Anderson, von Geburt ein Schwede. Die Wet-

ter aller Zonen hatten seiner hellen Stirn einen röthlich braunen Schimmer mitgetheilt und sein blondes Haar weiß gebleicht.

„Gibt es Wallfische in der Ostsee?“ fragte der Obrist Dufour französisch den Lootsen, der schon seit geraumer Zeit auf einen Punkt hinstarrte, der sich mit den leichten Wellen gleichmäßig hob und senkte.

„Das ist kein Wallfisch,“ antwortete der in derselben Sprache, „aber geben Sie mir einmal Ihr Glas, Colonel, es ist besser als meines, ich halte das Ding da drüben für ein leeres Boot.“

Der Lootse faßte jetzt den schwimmenden Gegenstand, der sich offenbar dem Schiffe näherte, fest in's Auge und sagte dann in seiner Muttersprache: „Das ist ein Boot und ein Mensch ist darin.“ —

Capitain Macleen, ein Schotte und Führer des guten Schiffs l'aigle, von der Marseiller Rheederei, kam jetzt auch hinzu und befahl eilig das Schiff so zu richten, daß es dem treibenden Boote sich nähere, und bald war der größte Theil der Mannschaft auf dem Deck versammelt und starrte neugierig und theilnehmend auf den Gegenstand, der sich mit jeder Minute mehr als ein Boot auswies, in dem ein schöner blondhaariger Knabe ausgestreckt und todten=

bleich, ein Bild der tiefsten Abspannung, am Boden lag. Einige tüchtige Matrosen waren in Boote gesprungen und hatten sich des treibenden Fahrzeuges bemächtigt. Das Kind in demselben war, wahrscheinlich aus Mangel an Nahrungsmitteln, ohnmächtig, aber sein Puls schlug noch, obgleich matt und schwach genug.

Der Knabe konnte seiner Größe nach neun bis eilf Jahre alt sein. Lange goldene Locken ringelten sich um eine zarte Stirn, dunkle Wimpern kränzten das geschloß'ne Augenlied und auf dem feinen rosigen Kindermunde spielte ein engelhaftes Lächeln. Die ganze Schiffsmannschaft sammelte sich auf dem Vordeck um den Geborgenen, den man auf eine Matratze gelegt hatte, vorsichtig flößte der junge Schiffsarzt, ein Deutscher, ihm ein wenig Thee und sodann etwas Brühe ein. Der Untersteuermann, ein Pohle aus der Gegend von Krakau, der auch sehr gut russisch sprach, redete zuerst das Kind an, das sich rasch erholte, aber es verstand die Sprache nicht und vergebens bemühte sich der Schotte, der Schwede, der Deutsche und die anwesenden Franzosen sich dem Findling, für den alle sich interessirten, verständlich zu machen.

Der Knabe sprach. Er sprach bald sogar sehr

lebhaft. Seine feinen Wangen rötheten sich während des Sprechens, seine Augen glänzten. Weich und mild wie Töne einer Aeolsharfe klangen seine fliegenden Worte, die lebhafte Gesticulationen begleiteten, aber Niemand verstand ihn. Man redete ihn in allen bekannten Sprachen Europa's an, denn auch ein Baske war unter den Franzosen, und der Schotte sprach ziemlich geläufig italienisch, in keiner aber vermochte er zu antworten, und als er noch einige leichte Nahrungsmittel zu sich genommen, versank er, die Augen nach dem Himmel gerichtet, den die Abendröthe mit Gold und Purpur malte, in einen sanften Schlaf. Oberst Dufour stand lange neben dem schlummernden Kinde.

Welch' ein schönes Geschöpf, sagte er zu sich selbst, und welch' eine seltsame Kleidung! Das Hemd von grober aber weißer Leinwand war auf den Schultern mit rothen Blumen gestickt. Die Beinkleider, von einem festen, grauen Drell, die, weit und kurz nur bis an die Knie gehend, die tadellos geformte Wade des Knaben nackt ließen, waren ebenfalls mit Stickerei und blanken Knöpfen verziert, ein blauer, langer Kittel hatte neben ihm im Boote gelegen und die Füßchen des Kindes steckten in Bastschuhen vom feinsten Geflechte. Welch' einem Ge-

schlechte, welch' einem Volke kann das junge, reizende Geschöpf angehören, das eine so wohlklingende Sprache spricht und eine so eigenthümliche Tracht trägt? — Mag eine Mutter den Knaben beweinen? ein Vater ängstlich nach dem Liebling ausschauen? welch' eine Verkettung von Umständen hat das Kind einsam auf's Meer geführt? hat es sich unvorsichtig in ein unbefestigtes Boot gewagt? Ist vielleicht ein Verbrechen an ihm verübt worden?

Der Gegenstand dieser verschiedenen Vermuthungen schlief indeß und träumte süß, denn er lächelte im Traum und alsdann drangen glänzende Thränentropfen unter seinen langen, seidenen Wimpern hervor, und endlich erwachte er mit einem lauten Jubelrufe.

Obrist Dufour stand noch neben seinem Lager und der Knabe sprang rasch von demselben empor, umklammerte die Knie des Offiziers, bedeckte seine Hände mit Küssen und gab, eifrig in seiner melodischen Sprache redend, alle Zeichen, daß er um etwas für ihn Hochwichtiges bitte. —

Dufour tätschelte liebevoll sein lockiges Blondhaar, hob ihn auf, küßte ihn sogar und sagte endlich zu den Umstehenden: „Er bittet mich gewiß, mich seiner anzunehmen und ihn nicht zu verlassen, und bei meinem Degen, das will ich auch thun, ich will

einen ordentlichen Soldaten aus dem Burschen machen, und er soll bei mir bleiben, bis er das geworden ist."

Allerdings war diese Vermuthung eine ganz irrige, aber sie bestimmte das Schicksal des Knaben, der eben niemand anderer war, als unser Bekannter, der kleine Lithauer Juragis.

Fest entschlossen in den Himmel zu gehen und den Vater zurückzuholen, hatte er in der Nacht, die jener Unterredung mit dem Pfarrer Ostermeier folgte, das kleine Boot des reichen Donaleitis von der Kette gelöst, sich in dasselbe gelegt und das kleine Segel gehißt, mit dem der Fischersohn sehr wohl umzugehen verstand.

Ein frischer Landwind führte den schnell Entschlummernden noch während der Nacht auf das hohe Meer, und als der Morgen goldig am Himmel hinaufstieg, sah Juragis die Küste seiner Heimath nur wie einen gelblich grünen, dämmernden Streifen am östlichen Horizonte. Drei Tage waren unterdeß verflossen, in denen der Knabe keine andere Nahrung zu sich genommen, als einige Bissen Brod, die er in die Tasche seines blauen Kittels gesteckt hatte.

Es war dies ein Glück für ihn; das säuerliche Schwarzbrod, dem der lithauische Bauer dadurch,

daß er das Mehl mit kochendem Wasser anrührt, lange die frische Feuchtigkeit zu bewahren versteht, hatte ihn nicht nur als Nahrungsmittel am Leben erhalten, sondern ihn auch vor der brennenden Qual des Durstes geschützt. Stunde um Stunde verrann für den kleinen einsamen Schiffer in heißer Sehnsucht nach dem Pförtchen im Himmel, durch das Sonne und Mond hineinschlüpfen, aber die Ströme von Gold und rothem Flimmer blieben ihm immer gleich ferne, obgleich die Sonne vor seinen Augen zweimal schon Abends hineintauchte und die roth und goldenen Wellen über ihr zusammenschlugen. — Als der dritte Abend herabsank, da wähnte er der goldenen Pforte nahe, ganz nahe zu sein. Er fühlte, daß Tausend goldene Funken um ihn tanzten, daß purpurne Ströme über ihm wegrieselten. Das große Zelt des Himmels, mit tausend goldenen Steinen gestickt, öffnete sich vor seinen geblendeten Kinderaugen und in dem Lichte, das ihm daraus entgegenströmte, sah er Blumen sich wiegen, größer als die Birke vor seiner väterlichen Hütte und auf ihren funkelnden Blättern hüpften Vögel umher, die ihn bei seinem Namen riefen mit den lieben Stimmen seiner Mutter und Schwester, und dazwischen sang einer das Lied von den drei Schwänen, und Juragis nickte

ihm zu, denn das Lied klang noch viel schöner als seine Mutter es ihm Abends zu singen pflegte, und es war nicht traurig, sondern der Sohn, der in den Krieg gezogen, kehrte heim auf seinem schönen Rappen, ein stolzer, stattlicher Officier und schüttete der alten Mutter goldene Sterne in den Schooß und befestigte Blumen aus dem Himmelsgarten im Haare der Schwester und gab der Braut, die nur drei Wochen um ihn getrauert, Kleider von Himmelblau mit Abendrothsäumen daran, und Juragis war selbst der Heimkehrende und lag am Herzen seiner Mutter, und der Vater stand daneben und Margeite hatte Flügel wie ein Schwan und fächelte ihm damit Kühlung zu, und die Mutter reichte ihm Milch von ihrer Ziege, die er begierig trank, und dennoch ward's plötzlich stille um ihn, nur ein leises Rauschen, wie von den Schwanenflügeln seiner Schwester, konnte er vernehmen, und ihm war unsäglich wohl, so wohl, wie noch nie in seinem Leben und er wußte ganz deutlich, daß er aus dem Himmel, wo er nun war, heimkehren und den Vater mitbringen würde.

Als er aus diesem Zustande — halb war er Schlaf, halb Ohnmacht — erwachte, sah er vor sich einen stattlichen, schönen Herrn in glänzenden Kleidern, der ihn mit freundlichen, liebevollen Augen an-

sah. Ob das wohl unser Herrgott ist? dachte Juragis einen Augenblick. Aber er besann sich bald. Es ist ein Mensch! vielleicht ein vornehmer Schiffer — er hatte dergleichen in Kleipeda manchmal gesehen — und Du bist auf einem schönen, großen Schiffe, das lustig vorwärts segelt, gerade dem Himmel entgegen. Jetzt wird es nicht all' zu lange dauern, und wir Alle kommen an die goldene Pforte und ich werde hineinschlüpfen und meinen Vater herausholen. — Aber wie denn zurück? wo ist des Donaleiti's kleines Boot? o weh! zu Hause werden Dich alle Leute einen Dieb nennen, wenn Du das Boot nicht wiederbringst, das Dir nicht gehörte. Er warf sich dem vor ihm stehenden Herrn zu Füßen und bat beweglich, ihn bald in den Himmel zu bringen, dann aber ihm und seinem Vater, den er zurückholen wollte, das Boot wiederzugeben und ihnen zu gestatten, zur Mutter heimzukehren. — Niemand verstand ihn! und endlich kam über den Ermüdeten von Neuem der Schlaf und als er erwachte, munter und gestärkt, sah er ein neues Abendroth den Himmel vergolden, aber es war ihm so fern als in der Heimath.

Drittes Kapitel.

Juragis war drei Wochen auf dem guten Schiff ‚der Adler‘ von der marseiller Rheede. — Es hatte den Sund passirt, das Kattegat, die Nordsee und den Canal durchschifft und befand sich auf den blauen Wogen des atlantischen Meeres. Der geweckte Geist und die Aufmerksamkeit des lithauischen Knaben hatte ihn zum Liebling der ganzen Schiffsmannschaft gemacht, auch konnte er sich bereits mit den französischen Matrosen sehr wohl verständigen, so weit es sich um die Dinge des gewöhnlichen Lebens handelte. Wenn man ihn aber nach der Ursache und Absicht seiner seltsamen Seereise fragte, waren seine Antworten unverständlich, wenn man sie nicht geradezu für die Rede eines Wahnsinnigen halten wollte, und Juragis hatte in allen anderen Dingen durchaus nichts Verkehrtes oder Wahnsinniges an sich, er gab

im Gegentheile jeden Tag neue Beweise von Geist, Verstand und natürlicher Geschicklichkeit. — Oberst Dufour, der sich eine kurze Zeit am Hofe des Kaisers Paul hatte aufhalten müssen, wohin er vom ersten Consul Bonaparte in einer nur ihnen beiden bekannten Mission geschickt worden war, ging jetzt mit dem Adler, den der Wille des allmächtig werdenden Feldherrn zu seiner Disposition gestellt hatte, nach Isle de France, wohin ihn Familienangelegenheiten riefen. Der Schwede Lars Anderson war in Kronstadt an's Land gesetzt worden und auch dort hatte man Versuche gemacht, die Herkunft und Heimath des schiffbrüchigen Knaben zu erforschen. Aber auch dort hatte Niemand seine Sprache gekannt, hatte Niemand etwas von einer Stadt Kleipeda gewußt, und wie vom Monde gefallen stand das schöne und seltsame Kind noch immer an der Seite seines Beschützers, der von Tage zu Tage es mehr lieb gewann.

Wieder tauchte der Sonnenuntergang den Westen in Purpur und Gold. Am klaren Himmelsgewölbe hing goldig die Sichel des Mondes und näherte sich mit bemerkbarer Schnelle dem glühenden glänzenden Horizonte.

Die Matrosen lagerten plaudernd auf dem Verdeck und Juragis stand an den Bord des Schiffes

gelehnt und blickte mit heißen Thränen in die Abendröthe.

Oberst Dufour hatte ihn schon eine ziemliche Weile beobachtet und legte endlich sanft seine Hand auf des Kindes Schulter und fragte: „Warum weinst Du, Juragis?"

Der Knabe verschluckte hastig seine Thränen, schon oft hatte die Schiffsmannschaft ihn ausgelacht, wenn er beim Sinken der Sonne geklagt, daß das Schiff, wie schnell es auch segle durch den purpurnen Strom des Abendrothes, der goldenen Pforte, durch welche Sonne und Mond in den Himmel eingehen, nicht näher käme. — Juragis war stolz und kräftig und er mochte nicht das heiße Weh seines Herzens von Neuem dem Spotte preisgeben und als sein Schützer und Wohlthäter ihn jetzt so liebevoll fragte, entgegnete er mit einem Trotz, der kräftig im Zügel gehaltener Schmerz war: „Ich will mein Boot wieder haben und allein segeln, nicht auf diesem Schiff bleiben."

Dufour deutete lächelnd mit dem Finger auf die silberglänzende Floße eines Hays, der sich unweit des Schiffes und in dessen Fahrwasser aus dem Meere erhob: „Siehst Du das, Juragis?"

Der Knabe bejahte.

„Das ist ein Ungeheuer, welches Dich frißt und

Dein Boot dazu, wenn Du vom Schiffe fortwolltest, und wohin wolltest Du auch mit Deinem kleinen Boot hier auf dieser Wasserwüste, wo Du viele Wochen segeln mußt, bis Du Land siehst?"

Das Herz des Kindes sank. „Viele Wochen!" wiederholte er klagend in seiner Muttersprache. „O und der Himmel und mein Vater d'rein und meine arme, arme Mutter und Margeite," und von Neuem floßen unaufhaltsam seine Thränen, und ohne auf die Gesichter der umstehenden Matrosen zu achten, oder ihren Spott zu fürchten, sank er laut schluchzend auf die Kniee, faltete die Hände und jammerte in seiner weichen Muttersprache: „Herrgott! Herrgott! Zeige mir den Weg in den Himmel, daß ich meiner armen Mutter den Vater wiederbringen kann."

Still aber und blau glänzend lag hoch oben das Himmelsgewölbe über dem Meeresspiegel. Keine Antwort ward der verzweifelten Bitte des Knaben, der jammernd und die Hände ringend hinaufschaute zu den Sternen, die heller und heller zu schimmern begannen. Fern, ewig fern schien ihm die goldene Pforte zu bleiben, an deren Dasein er so fest, so vertrauend glaubte und seine heißen Thränen dienten nur denen zum Spott, die sich so viel weiser dünkten, als das arme, auf die Meereswüste verschlagene Kind.

Er weinte sich in Schlaf und, wie schon mehr als einmal, nahten tröstende Träume seiner harten Lagerstätte. — Er sah den Himmel offen, er sah die Engel, an die er glaubte, er hörte ihre Stimmen und ihr Versprechen, daß er den Vater finden, daß er in die Heimath zurückkehren werde.

Als er erwachte, war Mitternacht bereits vorüber. Ein gutmüthiger Matrose hatte einen Mantel über ihn geworfen. Alles auf dem Schiffe ohne Ausnahme schlief.

„Was das nur sein mag, was so braust und zischt und kollert unten im Bauche des Schiffes," dachte Juragis und richtete sich empor und schaute um sich her.

Der Matrose am Steuer nickte mit dem Kopf am Kompaßhäuschen und stehend schlief in seinen Mantel gehüllt und am Maste lehnend der junge Steuermann. Ein brenzlicher Geruch erfüllte die Luft, alles ringsumher war ruhig, dem Knaben wurde das Athmen schwer.

„Das ist Feuer," mußte er sich sagen, er hatte den Geruch schon kennen gelernt in seinem kurzen Leben, als noch während der Anwesenheit seines Vaters die Scheunen in seinem Heimathdörfchen brannten und die wilden Flammen sich auch auf

die ärmlichen Wohnungen stürzten und mehr als ein Haus des Nachbarn und Befreundeten in Asche verwandelten.

Rings um das Schiff lag ruhig und spiegelklar in schweigender Majestät der Ocean und über ihm wölbte sich so friedlich, so heiter der weite Himmel. Juragis legte die warme Kinderhand auf die Schulter des Matrosen am Steuerrade und sein weniges Französisch zusammenraffend, rief er ihm ängstlich zu, daß es brennt.

Im gleichen Augenblick erwachte auch der junge Steuermann und der Ruf: „Feuer!" schallte mit erschreckender Gewalt durch das Schiff, das einsam auf offenem Meer ein Spiel jener fürchterlichen Naturkräfte geworden war, die das Gebild der Menschenhand hassen.

Oberst Dufour war einer der Ersten auf dem Verdeck und sein in Gefahren gewohntes Auge sah bald, von welcher Seite ihm und allen Andern das Verderben am raschesten entgegeneilte.

„Die Pulverkammer," Capitain Macleen flüsterte er leise dem Schotten zu.

„Wir müssen eine Spritze dorthin lenken und einen Menschen bei derselben aufstellen, der die Fortschritte der Flamme beobachtet," entgegnete dieser.

„Ich selbst will das thun."

„Sie dürfen das Deck nicht verlassen, Colonel, Ihr mannhaftes Wesen erhält die Andern in Disciplin und so lange auf einem verunglückenden Schiff, die noch herrscht, so lange ist noch Hoffnung, wenn auch nicht zur Rettung des Fahrzeuges, so doch des Lebens."

Der Capitain war indeß von dem Obristen begleitet in den Raum hinab gestiegen. Juragis war ihnen gefolgt. Die beiden Männer richteten nun eine Spritze in jenen dunkeln Raum, aus dem das Verderben ihnen mit nachtschwarzen Augen entgegen glotzte.

„Der zuverlässigste Mann muß an diesen Platz," sagte Macleen.

Juragis legte die kleine Hand auf die Hand seines Beschützers und nur eines seiner wenigen französischen Worte ging über seine Lippen: „Moi."

„Er hat Recht," rief der Obrist, „er kann die Spritze ohne große Mühe regieren, er hat keinen Begriff von der Gefahr des Punktes, auf dem er steht, und ich weiß bereits aus vielfachen Proben, daß er gehorsam, ausdauernd und pflichttreu ist."

Mit Nachdruck und Ernst belehrten die beiden Männer den Knaben jetzt über die wenigen Hand-

griffe, die er anzuwenden habe. Befahlen ihm dringendst: nicht von der Stelle zu weichen, was auch geschehen möge, und gingen hinauf zu andern Pflichten.

Zwei Stunden noch herrschte wilde Verwirrung und all' jene rastlose und unglaubliche Thätigkeit am Bord des Adlers, welche die äußerste Gefahr in muthigen und thatkräftigen Menschen entwickelt, dann wurde die wackere Mannschaft des Feuers völlig Herr. Die Pumpen hörten auf zu spielen, die Spritzen wurden unnöthig, die Sonne stieg am wolkenlosen Himmel empor und schien auf das Dankgebet der Geretteten. Capitain Macleen und Obrist Dufour gingen hinab, um allen Schaden in Augenschein zu nehmen, und an der dunklen Stelle, wo sie ihn hingestellt hatten, bleich von der Anstrengung und geschwärzt von Dampf und Rauch, stand Juragis noch und arbeitete an der leeren Spritze. — Er kannte nicht die Signale, die jeden von dem ihm angewiesenen Posten zurückgerufen, und pflichttreu war er an seinem Platze geblieben, bis diejenigen, die ihn dorthin gestellt, durch einen Zufall ihn auch von dort abzulösen kamen. — Obrist Dufour legte die Hand auf den Kopf seines Schützlings und sagte mit wahrer Freude: „Braver Knabe.“ —

Viertes Kapitel.

Der Friede von Campo Formio war geschlossen, der Venedig zum Eigenthum Oesterreich's und die übrigen Staaten Italien's zur cisalpinischen Republik machte.

Den Aufstand in der Vendee konnte man für beendigt halten, obgleich das Feuer desselben unter der Asche fort und fort glimmte. Es war daher dem Adler möglich, in einen Hafen dieses Landstriches einzulaufen, in dem vor Kurzem noch jedem Offizier der „Blauen" der gewisse Tod gedroht hatte, und hier betrat Juragis an der Seite seines neuen Freundes und Schützers nach seiner seltsamen Flucht und einem fast sechswöchentlichen Aufenthalt auf offenem Meere zum Erstenmale wieder festes Land.

Obrist Dufour fühlte sich gedrungen, seine Reise in seine südliche Heimath aufzugeben, als er den französischen Boden wiederbetrat.

General Bonaparte lag mit einer großen Armee in Boulogne und man sprach ernstlich von einem Feldzuge gegen England. Wie hätte Dufour zurückbleiben sollen, wenn es einen Kampf gegen den Erbfeind seines Landes galt.

Er meldete sich bei der nächsten Militärbehörde und erhielt bald den Befehl, sich nach Toulon zu begeben, wo er fernere Instructionen finden würde.

Es war eine Zeit, in der Jugend und Alter die Waffen trug, und es kann daher Niemanden wundern, daß Dufour seinen kleinen Schützling in die Uniform eines Trommlers steckte und mit sich nach Toulon nahm, wo er von einem alten Tambour, der bei zwanzig Schlachten die Signale getrommelt hatte, in seiner Kunst belehrt wurde.

Der Lithauer ist vielleicht der anstelligste Mensch des ganzen nordöstlichen Europa's. Tausend Arbeiten, zu denen Kunstfertigkeit, Achtsamkeit und Nachdenken gehören, werden von ihm fast instinktmäßig betrieben. Die feinen Korbflechterarbeiten der lithauischen Bauern, ihre sauberen Seidenflechtereien, ihre zierlich gearbeiteten Tabaksdosen von Rinde sind bekannte und ge-

schätzte Handelsartikel, und Juragis gehörte einer Familie an, die sich von jeher durch Fleiß und Geschick ausgezeichnet hatte. — Es währte nur sehr kurze Zeit und der Knabe, von dessen Vaterland Niemand eine Ahndung hatte, war der geschickteste Trommler unter den in Toulon versammelten Truppenmassen.

Er war noch nicht drei Monate unter den Franzosen und schon ihrer Sprache vollkommen mächtig, und obgleich er gern und viel mit seinen neuen Kammeraden plauderte, die das hübsche Kind auf tausendfache Weise hätschelten, die Geschichte seiner Flucht aus der mütterlichen Hütte und den Zweck derselben theilte er Niemanden mehr mit. Einmal nur hatte er seinem Herrn und Freunde Alles erzählt, und dieser war bei den begeisterten, sehnsuchtsvollen Worten des Kindes in ein krampfhaftes Gelächter ausgebrochen. — Juragis hatte darüber geweint bitter, bitter, aber er hatte sich zugleich selbst geschworen, das Streben seines Herzens in die tiefsten Tiefen desselben zu verschließen.

Abends, wenn in dem Hause, das er mit seinem Obristen bewohnte, alles in lautloser Stille lag, dann sank er in seinem einsamen Kämmerchen auf seine Kniee und betete mit heißer Inbrunst: „Herrgott!

Herrgott! zeige mir den Weg in den Himmel und laß mich meinen Vater finden.“ —

Wenn er allein war und die Obliegenheiten seines Dienstes erfüllt hatte, eilte er oft an den Meeresstrand und sang den blauen Fluthen die klagenden Melodien seiner Heimath vor.

Seine sanfte Kinderstimme entwickelte sich dabei von Tage zu Tage mehr zu einer bewundernswerthen Kraft und Reinheit, und die Wellen des mittelländischen Meeres rauschten leise zur Begleitung des süßen Gesanges.

Indeß diese Tage einer verhältnißmäßigen Stille im Leben des lithauischen Knaben vergingen nur zu rasch.

Die Welt erschrak über das Machtwort ihres künftigen Gebieters: „Nach Aegypten!“ und Juragis sah sich bald wieder auf dem Meere an der Seite seines Obristen.

Das Schiff, in dem diese Beiden sich befanden, die von Stunde zu Stunde mehr Wohlgefallen an einander fanden, gehörte zu denen, die auf Malta landend den alten Hochmeister von Hompesch zur Capitulation einschüchterten.

Napoleon ließ vier Tausend Mann auf jener kleinen Insel und darunter auch den Obristen Dufour mit seinem kleinen Trommler.

Das Felseneiland, das für eine Zeit lang der Aufentshaltsort des rüstigen Offiziers ward, dünkte ihm ein langweiliges Gefängniß, und der Knabe, der dasselbe mit ihm theilte, war bald seine einzige Freude.

Dufour bewohnte ein hübsches Haus im Innern der Feste la valette. Juragis mußte bei ihm bleiben und der alternde Offizier fand seine Freude an dem lernbegierigen Kinde.

Juragis lernte hier, von seinem Obristen selbst unterrichtet, französisch lesen und schreiben und machte wunderbare Fortschritte.

Dufour, der sich während der wilden Kriege der Revolution zu seinem militärischen Range emporgeschwungen, war freilich eben kein Gelehrter. Seine Belesenheit ging nicht viel über die fliegenden Blätter jener aufgeregten Zeit hinaus, deren Tendenz dem lithauischen Knaben geradezu unverständlich war, obgleich er sie dem Wortlaute nach sehr schnell lesen lernte.

Was wußte Juragis, das Kind einer sanften Mutter, von Freiheit, Gleichheit und Menschenrechten? von den Schlagwörtern jener Zeit, die aber schon anfingen, ihren gewaltigen Klang zu verlieren vor

dem Klange der Tuba, die Napoleon's kriegerischen Ruhm verkündigte.

Es ward nicht heller in dem Kopfe des Knaben durch das, was er las. Dagegen bildeten sich wunderbare Bilder in ihm aus: von der Größe der Welt und der Allmacht des Herrgottes. — Seine Seereisen, seine weite, bedeutende Landreise nach Toulon, die er mit seinem Obristen in einem Eilwagen gemacht hatte, der Wechsel der Klimate, die Verschiedenheiten der Vegetation, die er bereits kennen gelernt, verbunden mit dem Umstande, daß die ersehnte Pforte des Himmels ihm, wo er auch sich aufhalten mochte, immer gleich fern blieb, ließen in seiner Seele mächtige Spuren zurück und dennoch ward seine kindische Hoffnung, an's Ende der Erde und in den Himmel zu gelangen, nicht geschwächt, sondern nur lebhafter gemacht, durch einen Umstand, der einem minderbegabten und nicht an das Leben im Freien gewöhnten Kinde vielleicht gar nicht aufgefallen wäre.

Juragis bemerkte, daß sich der große Wagen, der in seiner Heimath fast steil über seinem Kopfe gestanden, jetzt weit tiefer am Himmel zeigte. Es war eine jener göttlich schönen Nächte, die nur der Süden kennt, als der Knabe, sehnsüchtig am Ufer stehend und

dem Rauschen der Wellen, dem wilden Gesang der braunen Fischer lauschend, wieder mit jenem unsäglichen Schmerz an die ewig gleiche Ferne der purpurgoldenen Eingangspforte in den Himmel dachte. Schon verglommen die letzten Glutstreifen des Abendrothes, der Vollmond stieg prächtig auf über dem Meere und einsam und träumend saß das verwaiste Kind auf einer jener mächtigen Steinstufen am Hafen von la valette, deren Anblick uns im Bilde schon so sehr ergreift.

„Herrgott! Herrgott!“ rief er, das thränenschwere Auge nach oben erhebend, seinem einzigen Vertrauten zu, „werd' ich in den Himmel kommen und meinen armen Vater finden? gib mir ein Zeichen, Herrgott, daß ich immer noch auf dem rechten Wege bin!“

Da sah er das Zeichen! Jene Flammenpunkte, die er an der Seite seiner kleinen Schwester immer in der höchsten Höhe des Himmelgewölbes erblickt hatte, sie standen jetzt vor ihm weit unten. Er war auf dem rechten Wege! —

Er stand auf. Wie außer sich breitete er die Arme aus nach dem Himmel und er würde in seiner Aufregung in's Meer gestürzt sein, wenn nicht sein Beschützer, Obrist Dufour, der eben einen Spaziergang gemacht, seine Hand ihm auf die Schulter gelegt

und ihn zum Bewußtsein seiner Umgebungen und Verhältnisse zurückgeführt hätte.

Von jetzt ab war des Kindes Herz mit neuer Freude, neuer Kraft erfüllt, und mit Macht erwachten wieder in ihm die Erinnerungen aus der Heimath.

Täglich sang er am Meeresufer die lieblichen Weisen und süßen Worte seiner heimathlichen Lieder, täglich flehte er mit heißer Inbrunst zu seinem Herrgott, ihn fortzuführen von der felsigen Insel, die ihm ein großes, buntes Gefängniß war, und ihn näher zu bringen der goldenen Pforte, dem Ziele all' seiner Sehnsucht.

Obrist Dufour theilte in gewisser Beziehung des Knaben Wünsche; auch er war höchst ungern auf Malta zurückgeblieben und es gelang ihm endlich, von dem Obergeneral selbst einen Ruf nach Egypten zu erhalten.

Obgleich diesmal die Seefahrt des Knaben dem Aufgange, nicht dem Untergange der Sonne entgegen ging, so war er doch glückselig, als er wieder die Segel sich entfalten, das blaue Meer am Bug des Schiffes aufschäumen sah. — Vorwärts, immer vorwärts ging es und bald sah sich Dufour unter seinen alten Kameraden, Juragis an der Spitze einer gro-

ßen Colonne Soldaten, die ebenfalls vorwärts der Wüste entgegen zogen.

Glühend hob sich der Sonnenball empor zu seiner höchsten Höhe über dem Haupte des kleinen Nordländers, glühend tauchte er wieder hinab, jetzt nicht mehr in das purpur'ne Meer, sondern in die Flammen des Wüstensandes.

Ein kühner Muth, eine Ausdauer, die unter den ältesten Veteranen in jener hochberühmten Kriegerschaar nicht übertroffen werden konnte, beseelte den schönen Knaben, der bald der Liebling der Soldaten war, wie er der Liebling der Matrosen gewesen. Dazu war ihm ein besonderes Talent von der Natur verliehen, das Talent, von dem man bisweilen in einigen, märchenhaft klingenden Sagen hört, durch einen gewissen Instinct die Nähe des Wassers zu erkennen. Wenn auf den Märschen in der tropischen Hitze das Regiment, dem Juragis voranzog, vor Durst schmachtend die Augen in die Ferne heftete, gelang es dem Zuspruch des Knaben, die bärtigen Soldaten zu erquicken durch die Versicherung, daß sich rechts oder links in einiger Entfernung gewiß ein Brunnen fände, und in der That irrte er sich bei dieser Zusicherung nie.

Den Knaben schien keine Anstrengung in dem fremden Klima zu ermatten, keine Wunder der frem-

den Welt zu verwundern, und dem Gefühle der Furcht schien er ganz und gar unzugänglich zu sein. In der Schlacht bei den Pyramiden stand er fest wie der älteste Krieger im Kugelregen und der laute, sichere Schall seiner Trommel ließ sich tactfest vernehmen im wildesten Schlachtgewühl.

Der Obergeneral, der auf feurigem arabischen Pferde an der geschlossenen Colonne vorüberritt, warf einen seiner zündenden Blicke auf den schönen Knaben, aus dessen dunkelblauen Augen ein ebenso fester Wille sprach, als er ihn selbst in der stolzen Brust trug. Schon das blonde Lockenhaar und die zarte Gesichtsfarbe, die die Sonne des Südens nur in höhere Rosengluth zu tauchen aber nicht zu bräunen vermocht hatte, unterschied ihn von den dunkeln Gestalten der französischen Soldaten und machte einen seltsamen Eindruck auf den Mann des Jahrhunderts, dessen Phantasie ebenso lebhaft war als alle seine Geisteskräfte.

Am Morgen nach jenem verhängnißvollen Tage saß Napoleon in seinem Zelte bei dem Dorfe Embabeh. Berthier war bei ihm und sie sprachen von dem Uebergange der Armee über den Nil.

„A propos, General," sagte der Obergeneral sich plötzlich unterbrechend, „wer ist das blonde Kind,

das so wacker auf dem linken Flügel vor der Division Dufour's trommelte? Schicken Sie doch eine Ordonanz nach dem Knaben, ich möchte ihn sehen."

Eine Viertelstunde später stand Juragis in militärischer Haltung furchtlos und mit lächelndem Kindermund vor dem Mann, vor welchem damals schon die Welt zu zittern begann.

„Wie heißt Du?" fragte der Obergeneral den kleinen Tambour.

„Juragis."

„Wo bist Du zu Hause?"

„Unweit Kleipeda."

„Wie kamst Du so jung zur Armee?"

„Herr, ich wollte in den Himmel, meinen Vater holen und kam auf das Schiff des Obristen Dufour, mit dem ich hernach, als das Feuer es zwang, einen Nothhafen zu suchen, nach Toulon und dann nach Malta und endlich hierher zog."

„Was sagte das Kind?" fragte Napoleon mit ziemlich verwundertem Gesicht.

Oberst Dufour, der seinen Schützling begleitet hatte, erzählte dem Feldherrn die Geschichte desselben, so weit sie ihm selbst bekannt und verständlich geworden war.

Mit vergrößerter Theilnahme blickte Napoleon

auf das schöne Gesicht des Kindes und lächelte, als er in die festen, kühnen und schwärmerischen Augen desselben sah.

„Nun, Colonel," sagte er, als Dufour seine kleine Geschichte beendigt hatte, „das Räthsel da mit den goldigen Haaren ist offenbar liebenswürdiger, als der alte halb im Sande begrabene Sphinx. Wir wollen das Bürschchen, wenn wir in die Heimath zurückkehren, Arago übergeben, daß der ihm bessere Kenntniß von Himmel und Erde beibringt. Vor der Hand Dufour machen Sie ihn zum Fähnreich, er wird den Adler so gut und so tapfer zu handhaben verstehen als den Trommelstock." —

Bekleidet mit seiner neuen Würde und der damit verbundenen Uniform zog Juragis zwei Tage später in Kairo ein.

Der blonde Knabe, dessen Heimath Niemand kannte, und sein seltsames Streben, den Himmel zu erreichen, waren in der französischen Armee in Aegypten und unter all' den vielen Personen, die mit derselben in Berührung und Beziehung standen, ein Gegenstand des Gesprächs geworden. — Der Obergeneral interessirte sich für ihn! —

Fünftes Kapitel.

Monate waren verflossen.

Obrist Dufour war in Kairo wie in einem Märchen. Er hatte keine Zeit sich um Juragis zu kümmern, denn er hatte eine Bekanntschaft gemacht, die alle seine Gedanken in Anspruch nahm.

Bald nach dem Einzug Bonaparte's in die mächtige Stadt der Pyramiden hatten die französischen Offiziere, die unter allen Himmelsstrichen und zu allen Zeiten — Franzosen blieben, einen Ball arrangirt.

Er war characterisirt durch die Nationalitäten, die sich auf demselben begegneten. Armenische und koptische Damen bildeten die Mehrzahl unter den anwesenden Schönen. Die Frauen einiger wenigen französischen Offiziere in ihrer eng anschließenden Tracht, auf die ein Witzbild jener Zeit den Reim machte:

„Chemise und Hemd sind Ein's
Aermel hat keins."

stachen seltsam ab gegen jene eingebornen Damen in ihren Pantalons und talarartigen Ueberwürfen.

Aber diese Kleidung barg die orientalischen Reize, welche den Männern unsers Erdtheils so besonders anziehend erscheinen.

Die bildschöne Witwe eines armenischen Kaufmanns war der Gegenstand von Dufour's Huldigungen an jenem Abende geworden und von da ab war alle Zeit, welche nicht dem Dienst gehörte, ausschließlich ihr gewidmet.

Juragis dagegen schweifte, wenn er dienstfrei war, außerhalb der Stadt in den Gärten umher und wagte sich nicht selten an Stellen, von denen sein scharfes Auge den Goldschimmer der Wüste erblicken konnte.

Ein tiefer Schmerz lag fest in der Brust des Kindes. Die Welt war so groß, der Himmel so fern und er so allein in Mitten des Menschengewühls, das ihn umgab.

In der Einsamkeit nur fühlte er sich wohl. Im Schatten der Palmen besuchten ihn seine Erinnerungen. Die klagenden Töne des Windes, der vom Aufgang her wehend Blumendüfte auf seinen Flügeln trug, klangen ihm wie der Gesang seiner Mutter.

Er durfte nur die Augen schließen und die Gestalt seiner Schwester stand vor ihm und schien ihm zur Heimath zurück zu winken. Ach, diese Heimath mit Allem, was er so sehr geliebt, war ihm für ewig verschwunden. Niemand, wie weit er auch umher kam in der so ungeahndet großen Welt, kannte auch nur ihren Namen, Niemand verstand den Klang seiner süßen Muttersprache. — Wenn die französischen Soldaten sich Abends um die Wachtfeuer versammelt hatten, so war es ein Vergnügen der bärtigen Männer gewesen, den kleinen Trommler zum Singen zu bewegen. Der Fahnenjunker hatte keine Kameraden mehr, die Disciplin trennte ihn von denselben und die, welche an Rang jetzt mit ihm gleichstanden, waren Jünglinge und weit weniger geeignet ihn zu lieben, mit ihm zu plaudern und zu scherzen als die rauhen Männer, die an ihm das schutzlose Kind gehätschelt hatten. —

Anfangs näherten sich die jungen Offiziere dem Knaben, der ihres Gleichen geworden, sie fingen an ihn in ihre Gelage zu ziehen, aber Juragis stand unter ihnen, als wäre er ein Wesen anderer, und trotz seiner Unwissenheit höherer Art als sie.

Der Wein, der so nothwendig zu den Freuden der männlichen Jugend gehört, war dem Knaben zu-

wider, die Almehs *) die seinen Kameraden Gesellschaft leisteten und sich zuweilen herbeiließen, dem blonden Kinde zu schmeicheln, erregten ihm ein seltsames Grauen, so hielt er sich denn bald fern von aller Geselligkeit, schweifte einsam durch die engen, gedrängt vollen Straßen der Märchenstadt, bis er sich in jenen großen Gärten verlor, deren Vegetationspracht ihn oft zu dem Gedanken veranlaßte, er möchte wohl schon die Grenzen der Erde überschritten und in den ersehnten Himmel gelangt sein.

Juragis war zwei Wochen in Kairo. Er hatte in dieser Zeit zweimal den Obergeneral gesehen, dessen Blick für das seltsame Kind etwas Fesselndes, etwas Entzückendes hatte, und jedesmal hatte Bonaparte ihm ein kleines Zeichen seiner Erinnerung oder seiner Gunst gegeben. Diese Zeit hatte ausgereicht, um dem geistvollen Kinde so viel Kenntniß der Landessprache zu verschaffen, daß er sich über die meisten Dinge des Alltagslebens verständlich machen konnte.

Es war im Anfange des Augusts und die französische Armee in Kairo überließ sich freudig der träumerischen Ruhe, die die Hitze des Klimas so nothwendig und süß macht. Auch Juragis lag während der glü-

*) ägyptischen Tänzerinen.

henden Tagesstunden gern ausgestreckt auf den weichen Polstern seines kühlen Zimmers. Wenn aber die Sonne sank, wenn der Lärm der südlichen Nacht in den Straßen erwachte, dann eilte er hinaus und er hatte bereits unter den vielen einsamen Gärten, deren Thore sich auf das allmächtige Wort des Obergenerals gern oder ungern für die französischen Offiziere geöffnet hatten, einen Lieblingsort gefunden, den er immer wieder und wieder aufsuchte, um in dem Schatten riesiger Palmen und duftiger Myrthenbüsche zu träumen von der armen Heimath.

Hierher eilte er. Das Dunkel der südlichen Nacht lag bereits in den Straßen. Die Töne aller Sprachen, vermischt mit dem Geschrei der Esel und Kameele, mit dem Geklingel wunderlicher Instrumente, raubten ihm in der Stadt den Character feierlicher Ruhe, und Juragis durchflog sie mit der Eile, die der Sehnsucht nach einem vertrauten Plätzchen gibt. Die kleine Pforte in der weißen Gartenmauer, durch die er schon so oft geschlüpft, stand offen wie immer, und das einsame Kind ging träumerisch durch die gewundenen Gänge bis zu einem dichten Gebüsch von Tamarinden, das einen frischen, grünen Rasenfleck einfaßte, in dessen Mitte ein Wasserstrahl aus einem Marmorbecken in die Höhe stieg. Das Licht des Voll-

mondes streute einen zarten Regenbogenglanz auf die perlenden Tropfen, die, wie der feuchte Schleier der Nymphe jenes stillen Plätzchen nach allen Seiten niederfallend, dem Rasen, den sie bethauten, seine köstliche Frische erhielten.

Hier stand, umweht vom Hauche der Myrthen und Orangen, die ganz in der Nähe einen Hain bildeten, ein Sitz von zierlichem Bambusgeflechte, auf dem der Knabe manche Nacht bereits verträumt hatte.

Heute war dieser Platz nicht leer wie sonst. Ein Wesen hatte ihn eingenommen, das Juragis, wenn er es in seiner Heimath gesehen, unfehlbar für den Geist des Sonnenstrahles gehalten hätte, von dem die lithauischen Sagen so viel Schönes erzählen. Jetzt indeß hatte er des Schönen und Wunderbaren schon so viel gefunden, daß er Alles oder Nichts für Feenwerk halten mußte, und so sah er denn, daß das kleine zierliche Wesen, das heiß weinend auf seinem Lieblingsplätzchen saß, ein Kind war, wenig jünger als er selbst. Die Kleine trug den leichten, zierlichen Anzug, den das Klima des Orients nöthig macht, und das dunkle reiche Haar war in Flechten um das Köpfchen fast eben so gewunden, wie zu Hause das blonde Haar seiner Schwester Margeita.

Juragis war ihr ganz nahe getreten, ohne daß sie ihn in ihrem Schmerze zu bemerken schien.

Sie weinte so heftig und so innig. Juragis Augen füllten sich ebenfalls mit warmen Thränen. Er wußte wohl, was Schmerz und Sehnsucht heißt, und endlich legte er leicht seine Hand auf ihren gebeugten Nacken und sagte in seiner weichen Muttersprache: „Weine nicht mehr!“ —

Das kleine Mädchen fuhr empor, aber sie schien nicht erschrocken beim Anblick ihres Gefährten.

Sie zuckte leicht die Achsel, ein verächtlicher Ausdruck flog über ihre schöne, gekrümmte Lippe und ein Laut, dessen Sinn Juragis so wenig verstand als ihr sein Trostwort hätte verständlich werden können.

Sie bemerkte dies und sagte französisch, indem sie einen festen und stolzen Blick auf den Eindringling warf: „Also auch hier ein Franzose!“

„Ich bin kein Franzose,“ entgegnete der Knabe, „und wenn Du die Franzosen hassest, Fee oder Prinzessin — was Du auch sein magst — mich kannst Du lieb haben.“

„Was bist Du denn, wenn Du kein Franzose bist?“ fragte das Kind weiter.

„Ich bin ein Knabe, der aus einem Lande hierher kommt, in welchem die Sterne des Bären dort

unten hoch oben am Himmel stehen. Aus einem Lande, wo einmal im Jahre der Tag so lang ist, daß die Abendröthe von Westen nach Osten rückend, in drei kurzen Stunden zur Morgenröthe wird, und wo zu einer anderen Zeit die Sonne oft Wochen lang gar nicht die dichten Wolken am Himmel durchdringen kann in den wenigen Stunden, die für Tag gelten. Wo es wieder Nacht ist, bevor der Tag recht angebrochen. In meiner Heimath wird in den kurzen Wintertagen das Wasser des Stromes hart und fest wie Glas und die vom Dache niederrinnenden Tropfen verwandeln sich in spitze glänzende Steine. Vom Himmel fallen dann statt des Regens weiße, weiche Federchen, die über Land und Strom eine zarte Decke legen. Die Zweige der Bäume tragen nicht mehr Blüten und Blätter, sondern glänzende Edelsteinchen, die aneinander zu feinen Fädchen gereiht sind. Dann sind die mächtig großen Tannen, die in den Sommertagen schwarzgrüne Aeste mit maigrünen Spitzen haben, an denen lange, rosenfarbige wunderliche Blumenzapfen hängen, plötzlich über Nacht mit Mänteln von Silberfädchen bedeckt, und die Birke vor meiner Mutter Hütte ist es auch; das Meer dampft, der Wind hält die kalten Flügel an und nur unten am Boden haucht er leise über die weiße Decke, und

hebet einen Schleier davon empor, so fein, als sollte Dein Haupt oder das der Elfenkönigin damit bedeckt werden. Dann bricht durch's Grau der Wolken ein unverhoffter Sonnenstrahl und all' die weißen Spitzen und Fäden an Dach und Baum und der Elfenschleier auf dem Boden flimmern plötzlich wie der Regenbogen. Und der gute Geist des Hauses, der Heimathgeist, steigt als kerzengerade Rauchsäule empor in die blaue kalte Luft und winkt dem auf dem Schneefelde verirrten Wanderer unter's schützende Dach an den warmen Herd."

Juragis schwieg. Die Erinnerung an die Schönheit seiner nordischen Heimath war plötzlich so lebendig in seiner Brust geworden, daß er Alles um sich her vergessend in Thränen ausbrach, sich auf den Boden warf und heftig schluchzte: „O meine Mutter! o Margeita, meine Schwester! werde ich Euch in der lieben Heimath jemals wiedersehen?"

Freilich hatte der Knabe diesen wilden Schmerzschrei in seiner Muttersprache ausgestoßen, aber die Thräne spricht alle Sprachen und sie fand ihren Weg zum Herzen der kleinen Südländerin. Liebevoll beugte sie sich über den Schluchzenden und sagte ihm alle Trostworte, die ihre Kenntniß des Französischen ihr eingab.

„Hast Du eine Mutter, schönes, kleines Mädchen?" fragte Juragis endlich, als sie schwieg.

Die dunkeln Brauen des Kindes zogen sich finster zusammen und sie antwortete mit einem Ausdruck unterdrückten Grolles: „Nein! meine Mutter ist im Grabe und mein armer Vater auch. Die Frau, die ich Mutter heißen muß, ist die zweite Gattin meines Vaters."

„Auch Dein Vater ist tod?" fragte Juragis voll Theilnahme weiter.

„Es ist schon zweimal hohes Wasser gewesen, seit mein Vater im Grabe liegt, ich habe Niemanden mehr auf der weiten, weiten Welt, der mich liebt," entgegnete die Kleine, nun auch in Thränen ausbrechend.

Juragis streichelte sanft die dunkle, pfirsichweiche, feuchte Kinderwange seiner Gefährtin und sagte mit dem ganzen Ausdruck kindlicher Innigkeit: „Sag' das nicht, armes Mädchen, i ch liebe Dich von ganzem Herzen." —

„Und wie heißest Du, fremder Knabe?"

„Juragis! und Du, liebes Mädchen?"

„Mariamne!"

„Das ist ein schöner Name und klingt fast wie der meiner Schwester: Margeita."

„Ich habe nie einen Bruder gehabt.“ —

„Jetzt hast Du einen, Mariamne, Deinen Bruder Juragis.“

„Juragis ist auch ein schöner Name, schön und weich wie Dein Gesicht und Dein Haar, Juragis. Dein Haar glänzt wie Gold und ist fein, wie die Franze eines Cachemir-Shwals, noch feiner sogar.

Sie sah ihn lange an und dann mit einem an Furcht grenzenden Staunen die Hände faltend sagte sie:

„Bist Du ein Engel, Knabe?“

„O nein, Mariamne, gewiß nicht, ich dachte von Dir, daß Du ein Engel oder eine Fee sein möchtest, weil Du so schön bist, aber warum magst Du so etwas von mir denken.“

„In der Kirche in Kiew ist das Bild eines Engels, das ganz aussieht wie Du, Juragis. In Kiew wurde mein Vater mit ihr getraut — mit ihr, die ich nicht Mutter nennen mag. Sie ist in Kiew geboren. Ich mußte den Vater von Smyrna dorthin begleiten, als er sie heirathete, vor vier Jahren etwa. Ich war kaum so hoch damals, als der Steinsitz hier. Mein Vater, weißt Du, war der reichste Kaufmann in Smyrna. Er war bleich und hager, aber so gut, und so sehr gut. Wir blieben nicht in Kiew, wir

kehrten auch nicht nach Smyrna zurück, wir machten eine große Reise mit vielen Wagen und Pferden, bis wir an's Meer kamen und da schifften wir uns ein und kamen erst nach Alexandrien und dann hierher, und wir waren noch gar nicht lange hier, da starb mein armer Vater."

Sie weinte von Neuem, und von Neuem streichelte Juragis ihre Wange mit liebevoller Theilnahme, und erzählte dann seinerseits, wie er die Mutter und die Schwester verlassen, um den Vater aus dem Himmel heimzuhohlen, und wie die Erde so groß sei und nirgend das ersehnte Thor, um in den Himmel zu gelangen. —

Mariamne schüttelte den Kopf. „Das geht nicht, Juragis, ich glaube gewiß, das geht nicht, in den Himmel zu kommen, ehe man gestorben ist, und von den Gestorbenen kehrt niemals einer zurück."

„O, das mußt Du nicht sagen, Mariamne, das ist ganz falsch; ist nicht Christus zurückgekehrt und Lazarus — ist Dir das nicht auch in der Kinderlehre gesagt worden von Deinem Pfarrer?"

„Ich weiß nicht was Kinderlehre ist," entgegnete sie. „Von Christus und Lazarus das ist war, das hat der Vater mir noch gesagt, aber das ist schon lange her, und denke, was Die haben erleiden müssen."

„O, wenn es nur das ist," rief der Knabe, „ich habe noch nie gesagt oder gedacht, daß ich mich vor Leiden und Schmerzen fürchte. Mögen sie mich nur an's Kreuz schlagen, mögen sie mich nur quälen; wenn Vater und Mutter dadurch wieder zusammen kommen und glücklich sind, dann will ich nicht klagen und gar nicht daran denken, daß irgend etwas weh thut."

„O, Du bist gut, Juragis!" sagte die kleine Südländerin und legte ihren weichen Arm um die Schulter des Knaben, neben dem sie im Grase saß. „Ich aber bin nicht gut, ich bin böse und denke nur an mich. Ich bin böse auf meine Stiefmutter, weil sie den Vater gern sterben ließ — ich weiß, daß sie ihn gern sterben ließ, — sie sagte: ‚ich bin erlöst,' als er eben die Augen geschlossen; das sagte sie zu ihrer häßlichen, russischen Amme, die uns begleitet hat, und sie wußten Beide nicht, daß ich im Zimmer war. Ich weiß auch, daß sie einen andern Mann bald heirathen wird. Einen Russen, der sie schon in Kiew kannte. Er heißt Graf Fedor und war zweimal bei uns und jetzt ist er nach Kiew gereist — schon lange vorher, ehe die Franzosen hierher kamen. Erst wenn sie fort sind, kann er wiederkehren. Darum haßt auch meine Stiefmutter die Franzosen fast eben so sehr als mich."

„O Mariamne, Dich haßt sie gewiß nicht," sagte Juragis und streichelte die Hand, die weich in der seinen lag.

„Doch, doch, Juragis. Sieh', ich weiß das Alles sehr gut, ich habe auch eine Amme, eben wie meine Stiefmutter, die sagt mir Vieles, und Vieles kann ich auch sehen. Mein Vater war ein sehr reicher Mann, so reich wie kein Anderer in Smyrna und Kiew und Kairo, und ich bin sein einzig Kind und seine Erbin. Haus und Garten und all' das viele Gold und all' die Kameele und Pferde und Alles gehört mir, und meine Mutter darf es nur so lange sie lebt mitgebrauchen. O, sie würde sich freuen, wenn ich stürbe!"

Juragis warf einen Blick umher auf den Garten, den Springbrunnen und alle Herrlichkeiten seiner Umgebung. „Das ist Alles Dein, Mariamne," sagte er dann mit einem Seufzer, „alles das Schöne hier?"

„Das und noch viel mehr, Juragis. In Smyrna und Kiew haben wir auch Gärten und Häuser und Edelsteine und Gold, o, so viel Gold!"

„Ich möchte es doch nicht haben," sagte Juragis nach einem kurzen Nachdenken.

„Nicht? warum nicht?"

„Wenn mich Jemand darum hassen würde, so

möchte ich's nicht. Man kann ja doch nur sich satt essen und ein Kleid auf einmal anziehen, und dieser schöne Garten gehört mir so gut wie Dir, wenn ich darin umhergehen und den Duft der Blumen riechen und Datteln sammeln und Orangen essen darf, soviel ich eben mag. Es muß sehr traurig sein, gehaßt zu werden."

„O sehr," entgegnete Mariamne.

„Ich habe kein Gold und keine Gärten, die Hütte meiner Mutter ist so elend, daß der Schnee hineindringt und ich weiß nicht einmal den Fleck in der großen Welt zu finden, wo sie liegt, aber sie lieben mich Alle und sind gut zu mir, selbst der Obergeneral, dessen Augen so funkeln wie die Sterne, nickt mir zu, wenn er mich sieht und seine Sternaugen blicken milde, und Oberst Dufour nennt mich mehr als einmal: mein Sohn!"

„Oberst Dufour?" sagte Mariamne nachdenkend, „das ist wohl derselbe, der täglich in's Haus meiner Stiefmutter kommt?"

„Heißt Deine Stiefmutter Madame Chanosjah?"

„So heißt sie."

Die Kinder hatten nicht bemerkt, wie sehr die Nacht während ihres Geplauders vorgerückt war.

Jetzt aber sah Mariamne aufblickend am östlichen Horizont den Purpurschimmer der Morgenröthe.

„Schau hin, Juragis," sagte sie mit entzücktem Lächeln, „da öffnen sich die goldenen Thore des Himmels."

„O, wer hinein fände, wer den Weg dahin wüßte!" rief der Knabe aufspringend. Sein Auge glänzte, sein Herz schlug heftig, mit Gluth kehrte der Gedanke an Vater und Mutter in seine Brust zurück. Die Hände faltend, das Haupt beugend betete er voll Inbrunst: „Herrgott! Herrgott! Zeige mir den Weg in den Himmel!"

Sechstes Kapitel.

Juragis fand allnächtlich Marianne an ihrem Lieblingsplätzchen, und immer hatten die Gespräche der Kinder jenen eigenthümlichen, märchenartigen Character, der in der Auffassungsweise des Knaben begründet lag und dem Mädchen zusagte. Marianne aber im Schooße des Ueberflußes, doch in einer liebearmen Familie erzogen, besaß weit mehr Weltkenntniß als ihr jugendlicher Genosse und eröffnete ihm durch Erzählungen von dem, was sie in Kiew und Smyrna gesehen, durch Beschreibung von dem Glanz und Reichthum ihres Hauses, und besonders durch die scharfe Characteristik ihrer Stiefmutter eine Reihe von Bildern aus der wirklichen Welt.

Madame Chanosjah hatte sich ohne Liebe ver-

mählt und das Bild eines früheren Geliebten, eben jenes Grafen Fedor, während ihrer Ehe nicht in den Hintergrund ihres Herzens gestellt. — Mariamne hatte noch bei Lebenszeit ihres Vaters den Liebhaber zu den Füßen der Stiefmutter gesehen, sie hatte Küsse wechseln gesehen und der weibliche Instinct, der ihr gesagt, daß die Frau ihres Vaters sündige, hatte sie auch darüber belehrt, diese Sünde zu verschweigen, aber sie haßte ihre Stiefmutter, sie haßte den Mann, der an die Stelle ihres Vaters treten sollte und nur über Eines war sie nicht klar — was machte der französische Obrist jetzt in ihrem Vaterhause? — Er geberdete sich wie ein Liebhaber und konnte doch ein solcher nicht sein. Madame Chanosjah haßte die Franzosen mit wüthendem Hasse und sprach dies in Abwesenheit des Obristen rückhaltlos selbst in Mariamnens Gegenwart aus.

Juragis hörte die Erzählungen seiner jungen Freundin von allen diesen Verhältnissen, ohne sich besondere Vorstellungen darnach zu bilden. Haß und Liebe in diesem Sinne waren ihm noch Worte, mit denen er keine Begriffe zu verbinden wußte. Ein einziger großer Gedanke nahm seine ganze Seele in Anspruch, und selbst die innige Glückseligkeit, die er bei seiner reizenden Spielgenossin fand, konnte seinen

Vorsatz, den Weg zu seinem Vater zu suchen, nicht in den Hintergrund drängen.

Die alten Soldaten sagten dem Knaben nicht selten, daß ihr General sie siegreich bis an's Ende der Erde führen würde, und dies Wort fesselte das seltsame Kind an den französischen Adler. Juragis wollte das Ende der Erde erreichen, und sein Wille besaß jene Berge versetzende Kraft, die aus festem Glauben entspringt. — Tag auf Tag schwand ihm in Kairo und jeder Abend führte die Kinder zusammen.

Obrist Dufour ahndete nicht, daß sein Schützling sich so sehr in der Nähe befand, wenn er in den glänzenden Zimmern der Madame Chanosjah der bildschönen Frau von ihm erzählte.

Die Dame war der Angelstern im Leben des republikanischen Kriegers geworden, dem der orientalische Luxus des Hauses und die üppige Schönheit der Armenierin alle Gedanken Catonischer Philosophie verdrängte.

Madame Chanosjah zeigte sehr viel Interesse an den Kriegsoperationen der französischen Armee. Sie ließ sich von Dufour die Pläne früherer Schlachten beschreiben, sie sprach mit ihm über die möglichen Absichten des Obergenerals. Hiervon wußte der wackere Obrist freilich sehr wenig, aber was er wußte

oder vermuthete, verstand die Madame Chanosjah ihm so vollständig zu entlocken, als dies nur immer einer Armida oder Delila möglich gewesen.

Kairo war keineswegs ruhig während der Anwesenheit der Franzosen. Eine dumpfe Schwüle schien die Armee Bonaparte's auch geistig in diesem Glutlande zu umgeben. Desaix schlug die Mamelucken unter Murad Bei bei Sediman und eroberte Ober-Aegypten, aber dem Ungeheuer der Mamelucken-Herrschaft wuchsen wie einst der Hydra für jeden abgehauenen Kopf zwei neue.

Die beiden Kinder, deren Herzen in einander zu fließen begannen, wußten von Allem, was um sie vorging, sehr wenig, obgleich beide ganz eigentlich im Mittelpunkte der Begebenheiten standen. Doch fühlte Mariamne mit recht weiblichem Sinne, daß etwas Unheimliches sich neben ihr vorbereite.

Juragis saß bei ihr in den ersten Tagen des Octobers; sie hatten sich in einen der reizenden Kiosks geflüchtet, an denen der Garten der Madame Chanosjah so reich war, und das Mädchen hatte nach Frauenart dafür gesorgt, daß es ihrem Genossen nicht an einer Erquickung fehle. Sie schälte eine Orange und hatte auf eine feine Glasplatte ihm

Trauben, Datteln und reife, dick von eigenem Zuckersafte überquollene Feigen gelegt.

Beide schwiegen schon eine Weile, die Luft war heiß, der Samum wehte von der Wüste her und selbst die Nacht erfrischte nicht die lechzende Welt.

„Deine Augen sind heiß, Mariamne, und Deine Wangen bleich und kalt," sagte Juragis, seine Hand auf ihr Gesicht legend.

„Ich bin voll Angst, o mein Bruder," entgegnete sie, „ich habe etwas gesehen, etwas mir eben so schrecklich als die Schlangen, welche jene garstigen Psyllen tanzen lehren, das Gesicht des Grafen Fedor."

„Ich fürchte die tanzenden Schlangen nicht," sagte Juragis. „Wenn sie den Psyllen nicht schaden, so werden sie auch Niemandem sonst schaden können; man hat ihnen die Giftzähne ausgebrochen."

„Das ist nicht so gewiß, Juragis; aber gleichviel, wie es damit sein mag. Graf Fedor's Gesicht ist mir weit schrecklicher noch als die gezähmten Schlangen. — Heut ging ich zufällig in das große getäfelte Zimmer, in dem mein armer Vater starb. Es ist seitdem stets verschlossen gewesen, aber ich ging durch die kleine Thüre, die ich zu öffnen verstehe. Ich trat ganz leise ein. Ein Vorhang scheidet die Nische, in der der Sarg stand, von dem andern

Raum; da hörte ich zu meinem Schrecken sprechen — die Stimme meiner Stiefmutter! — ‚Fedor‘ sagte sie ‚ich weiß nur sehr wenig, der Franzose ist nicht eingeweiht in die Pläne des corsischen Generals, der an der Spitze des Heeres steht; wenn aber Kaiser Paul den Aufstand mit Ernst unterstützt, so kann diesen Franzosen hier eine sicilianische Vesper bereitet werden. Gold vermag viel und die Orientalen sind leicht zu entflammen.‘ Die Stimme, die nun antwortete, war die des Grafen Fedor, doch flüsterte er nur leise, ich konnte seine Worte nicht verstehen, ich glaube auch, er sprach russisch, was ich nicht gut spreche, nur zuletzt sagte er laut und deutlich: ‚Für Deine Sicherheit, theure Kathinka, muß ich zuvörderst Sorge tragen,‘ und meine Stiefmutter antwortete: ‚Fürchte nichts für mich, ich werde bei Dir sein und das genügt.‘ Dann nach einer Weile, wo ich wieder ihre Worte nicht verstand, sagte sie laut: ‚Den Obergeneral tödtet ein fanatisirter Derwisch, der aus der Wüste bereits in die Stadt gekommen, und den Obristen, der Deine Eifersucht erregt, überlasse ich Deinem Dolche.‘ — ‚Ich werde ihn binden und der Peitsche meines Hausmeisters übergeben,‘ sagte er dagegen und die Worte zischten ihm zwischen den Lippen hervor. Ich hob die Gardine ein wenig auf, da saß

er auf dem Polster, auf dem ich meinen Vater so oft gesehen und meine Stiefmutter bereitete ihm Speisen zu auf dem kleinen Tischchen daneben. — Sage mir, Juragis, was machen diese Beiden? Böses ist es gewiß!"

„Ich verstehe das nicht, Mariamne," sagte der Knabe ernst, „aber ich werde es dem Obristen erzählen, mag der dann handeln, wie es recht und klug ist."

„Er kommt heute früher als sonst aus der Gesellschaft der Stiefmutter," meinte Mariamne, „achte auf ihn, wann er heraus tritt, ich gehe jetzt aus dem Garten, meine Stiefmutter versprach zeitig zu dem Grafen in den Saal zu kommen — ‚ich will den Franzosen früh entfernen,' sagte sie zu ihm."

Sie ging und auch der Knabe ging und stand wartend an der langen, weißen Mauer, die von außen das Haus der Madam Chanosjah bezeichnete.

Juragis brauchte nicht lange zu warten, er sah, wie die kleine Pforte sich öffnete, wie Colonel Dufour hinaustrat und durch die Straße schritt, vor sich hin die Marseillaise pfeifend.

Juragis faßte seine Hand.

Dufour zog sie zusammenfahrend zurück. „Du Kind," sagte er dann mit seiner gewohnten Freund-

lichkeit — „was willst Du von mir, wo kommst Du her?"

Ruhig erzählte nun der Knabe dem erfahrnen Soldaten, was er von Marianne gehört, sein gutes Gedächtniß ließ ihn kein Wort verdrehen, keinen Namen vergessen.

„Possen! Possen!" entgegnete Dufour, dann aber an seinem Schnurbart drehend, setzte er hinzu: „und doch — und doch — ‚Kaiser Paul!' sagte sie, ‚Kaiser Paul?'" — Dann nahm er den Knaben bei der Hand und sagte sehr ernst: „Komm mit mir Kind, erzähle mir das Alles noch einmal in Gegenwart des Obergenerals."

Sie gingen zusammen durch die lauten Straßen nach Bonaparte's Hauptquartier. Dufour schrieb auf ein Blatt, das er aus seiner Brieftasche riß, einige Worte und gab dies einer Ordonanz. Einige Minuten darauf trat ein Offizier hinaus und hieß den Obristen und den Knaben eintreten.

In einem Zimmer, dessen Fußboden mit schwarzen und weißen Marmorplatten ausgelegt war, und um dessen Wände sich Polster von hochrothem Seidenzeug hinzogen, saß Napoleon an einem mit Karten und Schriften bedeckten Tische auf einem nach europäischer Sitte geformten Stuhl. Ein Wasserstrahl,

aus einer Muschel in der Mitte des Zimmers emporspringend und in tausend Perlen zurück in das Becken springend verbreitete Kühle in dem Raume. Bonaparte trug die Generalsuniform und ein weißes Beinkleid. Sein kleiner Hut lag auf dem Polster, sein Degen stand daneben.

Er schrieb über den Tisch geneigt und sein schönes, noch jugendliches Gesicht war vom Schein einer Wachskerze hell beleuchtet und sah aus, als wäre es aus Marmor gemeißelt.

Einen Augenblick noch flog die Feder über das Papier, dann richtete er sein durchdringendes Auge auf die Eingetretenen und sagte: „Nun, Colonel, was bringt uns der goldhaarige Sphinx an Ihrer Seite?"

„Mein General," entgegnete der Obrist, „das, was der Knabe mir sagte, ist so eigenthümlich, daß ich es für meine Soldatenpflicht halte, es sogleich vor Ihr Ohr zu bringen, obgleich dadurch eine schwere Anklage erhoben wird gegen eine Frau, die — der — mit einem Worte, mein General — —"

„Stille," sagte Bonaparte den Obristen am Ohrzipfel zupfend, „ich trage kein Verlangen nach Ihren Geheimnissen, das Räthsel aber an Ihrer Seite möchte ich wohl ergründen."

Juragis begann seine Erzählung. Sie war unzusammenhängend und erst durch mannigfache Fragen wurden die beiden Offiziere über seine Bekanntschaft mit Mariamne, über die Vertraulichkeit der beiden Kinder und endlich über das, was seine Gespielin ihm heute mitgetheilt, ganz in's Klare gesetzt.

Napoleon schwieg einige Augenblicke, dann sagte er: „Kaiser Paul," und schnippte mit dem Finger. „Wissen Sie, Colonel, daß Kaiser Paul Großmeister des Maltheser-Ordens geworden ist und wahrscheinlich als solcher sich zum Bundesgenossen der Türken und Engländer erklärt hat?" Ein kurzes Lachen schloß diese Erzählung, und dann begann er von Neuem sowohl Juragis als dem Colonel einzelne Fragen über die Verhältnisse der Madame Chanosjah vorzulegen.

„Rußland hat hier Agenten und Spione, das ist kein Zweifel," sagte er dann; „doch ist es möglich, daß diese Stieftochter ihre Mutter verläumdet. Colonel, Sie selbst müssen prüfen und forschen. Gehen Sie morgen zeitig zu dieser schönen Dame und Juragis möge die Tochter ebenfalls zeitig aufsuchen und diese bewegen, Ihnen noch am späten Abend den Eintritt in jenen Saal zu verschaffen; die Thüre, durch welche das kleine Mädchen heimlich hinein kann,

wird auch Sie einlassen, ich werde den Garten und das Haus umstellen lassen. Finden Sie nichts Verdächtiges, so ist das Ganze vielleicht Kindergeschwätz; auf alle Fälle müssen wir uns sichern."

Colonel Dufour war die Rolle, die er zu übernehmen hatte, nicht ganz erfreulich. Seinem geraden Sinne behagte es nicht zu spioniren, und doch konnte er sich auf diesem Wege am besten überzeugen, ob das Weib — gegen dessen Character, trotz seiner Leidenschaft, ihm schon mancher Verdacht aufgestiegen war — über oder unter seinem Mißtrauen stand. Zudem, er konnte nicht anders, das Heil der Armee stand auf dem Spiele und nur zu gut wußte Dufour, daß ganz Aegypten eine Mine war und es nur eines zündenden Fadens bedurfte, die fanatische Bevölkerung in Flammen zu setzen.

Er ging an Mariamnens Hand durch die geheime Thür, er hörte die Verabredungen seiner falschen Geliebten, er sah die Liebkosungen, die sie an seinen Nebenbuhler verschwendete. Juragis stand an seiner Seite, kaum athmend wie Mariamne, deren Augen in der Dunkelheit wie zwei Diamanten funkelten.

Den wildesten Grimm im Herzen verließ Dufour seinen Versteck. Nur der Gedanke an die Gefahr der Armee ließ ihn den Wunsch, den verräthe-

rischen Russen und das falsche Weib zu tödten, bezwingen.

Als er sich aber entfernt hatte, als die Nachtluft das Haar von seiner heißen Schläfe wehte und er, Juragis neben sich, in das Hauptquartier des Obergenerals eilte, sagte er zu sich selbst: Sie ist ein Weib, also keines Schmerzes werth. Allons enfants ꝛc.

Siebentes Kapitel.

Wie Napoleon den Aufstand in Kairo dämpfte, von dessen Herannahen er durch den lithauischen Knaben die erste Nachricht empfangen, erzählen die Berichte jener Zeit. Madame Chanosjah, Marianne und Graf Fedor waren verschwunden, als ob die Erde sie eingeschluckt hätte. Obrist Dufour erhielt Generals-Rang bei dem Sturm von St. Jean d'acre. In der Schlacht am Berge Tabor ernannte Napoleon auf dem Schlachtfelde den Knaben Juragis zum Lieutenant und als er selbst Aegypten verließ, nahm er Dufour und Juragis mit hinüber nach Frankreich.

In Paris, wo tausend Aufregungen, tausend Pläne seiner warteten, vergaß er des kleinen muthigen, beharrlichen Kindes nicht, er ließ Juragis zu

sich kommen, um ihn den Händen eines Mannes, fast eben so berühmt als er selbst, zur Erziehung zu übergeben, und dieser Mann war Arago.

Als Juragis in die Wohnung des ersten Consuls geführt wurde, saß dieser neben einer Dame von mehr liebenswürdigem als schönem Aussehen.

„Seh'n Sie, Josephine," sagte der Mann des Jahrhundertes und legte die schmale, feste Hand auf das blonde Haupt des kleinen Litthauers. „Dies ist nun das Kind, das vom Himmel gefallen zu sein scheint und durchaus in den Himmel zurück kehren will." —

„Ein schönes Geschöpf," entgegnete Josephine freundlich, „wollen Sie uns einige Worte in Ihrer Muttersprache sagen?"

Juragis erröthete. Er hatte so lange nicht diese theueren Laute geübt, daß er fast fürchten mußte, sie allmälig zu vergessen.

„Darf ich singen, Madame?" fragte er schüchtern.

„Um so besser," entgegnete sie.

Und Juragis sang das Lied von den drei Schwänen. Allmälig ward seine Stimme, die Anfangs gezittert hatte, lauter und voller. Die lieben bekannten Töne regten die tiefsten Tiefen seines Herzens auf, und als er nun sang:

„Die Trauer der Braut drei Wochen war,
Die Trauer der Schwester, die war drei Jahr.
Die Mutter hat die Trauer gepflegt
Bis müde man sie in's Grab gelegt."

da rannen seine Thränen unaufhaltsam und ein heftiges Schluchzen ließ seine Brust erbeben.

„Können Sie uns die Worte übersetzen, Lieutenant," sagte Josephine, die der reine Klang der Stimme und die Rührung des Knaben selbst gerührt hatte.

Juragis machte den Versuch und es gelang ihm über Erwarten.

„Das ist schön," sagte Josephine, „das Volk, dem Sie angehören, Lieutenant, hat echte Poesie."

„Wir sind nur arme Bauern, Madame," entgegnete Juragis, „aber das Lied erfreut auch das Herz des Armen."

Arago war indeß auch erschienen. Napoleon führte den Knaben zu dem berühmten Professor und sagte: „Dieser Herr wird Dich lehren, daß Du nicht von der Erde in den Himmel auf die Weise gelangen kannst, wie Deine kindischen Gedanken wähnten. Doch hoffe ich, Du sollst unter seiner Leitung auch lernen, daß alle Wege auf Erden endlich in den Himmel führen, wenn wir immer muthig und gerade vorwärts gehen."

„So sagte auch der Pfarrer Ostermeier," entgegnete Juragis mit bebender Stimme, „und das Wort machte mir Muth, den Kahn des reichen Donaleitis zu nehmen und darin über's Meer nach dem Abendrothe zu steuern."

„Das war nicht gerade aus, Juragis," sagte der erste Consul lächelnd, „die erste Regel auf dem geraden Wege in den Himmel ist die: Achte fremdes Eigenthum! wer sie vergißt, kommt auch dem Himmel näher, aber meistens nur um so viel, als ein Galgen hoch ist." —

Jahre vergingen für unsern jugendlichen Helden nun in ungestörter äußerer Ruhe. Er benützte den vortrefflichen Unterricht, der ihm ertheilt ward, mit Eifer und Ernst, und bald konnte Niemand mehr in dem fleißigen, schönen und hochbelobten Schüler eine Spur von dem lithauischen Häuslerknaben erkennen. Nur der Ernst seines Wesens, die tiefe, schwärmerische Glut seines Blickes und ein gewisses Etwas, das wie Mondschein über einer blühenden Landschaft still und mild über dem blühenden Knaben lag, unterschied ihn vor anderen begabten Altersgenossen.

Er wußte jetzt, daß er seinen Vater, wenn er wirklich todt war, nicht aus dem Himmel zurückholen

könne, aber er wußte auch, daß viele, die im Kriege für todt gelten, es nicht sind und heimkehren zu den Ihrigen. Es war nicht unmöglich, daß seinem Vater ein ähnliches Loos gefallen. Aber ach, wo war seine Heimath? wo lag das Hüttchen seiner Mutter, wo spielte seine Schwester und gedachte sie auch noch des Bruders? und neben diese Beiden stellte sich noch eine ihm theuere Gestalt — Mariamne! Sie blieb der Traum des Knaben, den er hinübertrug in's Jünglingsalter und mit allen Reizen schmückte, die seine Einbildungskraft zu verleihen fähig war.

Als der Krieg des Jahres 1806 zwischen Frankreich und Preußen erklärt wurde, hielten die Lehrer den Jüngling für reif, seine Lieutenantsstelle einzunehmen. Die Kaiserin Josephine, die ihm stets ihr Wohlwollen bewahrt hatte, beschenkte ihn mit der nöthigen Equipage, und Juragis trat in das französische Heer, von Manchem beneidet wegen des persönlichen Antheils, den der allmächtige Kaiser dem Jünglinge bewiesen. Juragis Neigungen waren nicht kriegerischer Art. Er war mit einem Dichterherzen geboren und der Unterricht eines der größten Gelehrten seiner Zeit hatte die angeborene dichterische Naturliebe des Schülers zu höherem Interesse und Verständniß an jenen Wissenschaften gesteigert, die

unfehlbar bestimmt sind im Laufe der Zeit die Barbarei des Krieges vom Angesichte der Erde zu verdrängen: die Naturwissenschaften. Juragis war Chemiker, Astronom, Botaniker und Geolog mit einer wahren Leidenschaft und lächelnd sagte er, als er von Arago Abschied nahm, daß er den Weg in den Himmel jetzt auf dem Pfade der Wissenschaft zu finden hoffe. Der junge Offizier stieg, wie die siegreichen Truppen vorwärts drangen, von Stufe zu Stufe, und als die Schlacht bei Jena geschlagen ward, warf eine Kugel, die den Arm des ‚Capitain Comte de St. Jure' streifte, ihn zu Boden.

Es war seine erste Verwundung. Sie war nicht schwer, aber seine fast noch knabenhafte Jugend und Zartheit machten, daß er im heftigen Schmerz, im wilden Gedränge um ihn her das Bewußtsein verlor. Die Heereszüge gingen über ihn weg. Eine rauhe Octobernacht deckte ihren düsteren Mantel über das weite, entsetzliche Leichenfeld, und Juragis empfand, daß er lebte erst wieder durch das Gefühl der Nässe und Kälte, das ihn erschauern ließ. Er hob sich empor, er blickte um sich. Ein schauerliches Bild, wohl geeignet auch im kriegerischen Herzen einen Abscheu vor dem Kriegshandwerk einzuflößen, umgab ihn. Stöhnen, wildes Schmerzgeheul, Flüche und Gebete

in allen Sprachen durchklangen von Zeit zu Zeit die nächtliche Stille. Geisterhafte Gestalten jagten hier und dort über die Ebene; verwundete und herrenlose Pferde waren es, die in wilden Sprüngen dahin rasten. Seufzer, Todesseufzer, deren gräßlichen Klang keine Stimme nachahmen, kein Wort beschreiben kann, schlugen an sein Ohr, und wie sein Auge sich mehr und mehr an das Dunkel der Nacht gewöhnte, erkannte er deutlicher die Masse der Leichen, die, in tausend verschiedenen, gräßlichen Stellungen niedergesunken, verstümmelt, zerschmettert den weiten Kampfplatz bedeckten.

Des Jünglings Armwunde blutete und schmerzte, sein Kopf war wüst, sein Herz zum Springen voll. Die Heimath, die ferne, theuere Heimath, an die er lange nicht mehr mit hoffender Sehnsucht gedacht, stand vor seinen Augen; das Antlitz der Mutter, der Schwester holde Kindergestalt und sein kindischer Traum, durch die Pforten des Himmels eingehen zu wollen, der sich jetzt zu dem edlen, heiligen Vorsatz geklärt hatte, den Himmel in der eigenen Brust zu bewahren, ward wieder lebendig in ihm.

„O, er ist schwer und weit der Weg in den Himmel,“ seufzte Juragis, und dann fühlte er jenen bren-

nenden Durst, die bitterste Qual des Verwundeten. „Wasser, o nur einen Tropfen Wasser," klagte er leise.

„Kamerad," sagte eine Stimme neben ihm in deutscher Sprache, die er während des Feldzuges schon einigermassen erlernt hatte und die ihm zu erlernen gar nicht schwer wurde, da er einzelne Worte und Redeweisen schon als Kind verstanden hatte, wenn auch nur sehr mangelhaft. Juragis horchte auf: „Wer lebt hier neben mir?" fragte er französisch und wiederholte die Frage deutsch, als sie zum Erstenmal nicht beantwortet wurde.

„Hier, Kamerad, hier liegt ein Lebender; auf mir liegt eine Last, ein todtes Pferd, denke ich, aber ich habe Branntwein in meinem Ranzen, den ich Dir geben möchte, wenn Du her könntest."

Juragis richtete sich mit Kraft empor, und tappte nach der Stelle hin, wo er die befreundeten Laute gehört. Ein gräßlich zerschossenes Pferd lag auf dem Soldaten, der gesprochen hatte, aber es gelang der vereinten Anstrengung der beiden nur leicht Verwundeten, den unter dieser schrecklichen Last Begrabenen von derselben zu befreien, und nun labten sie sich Beide aus der Feldflasche des Preußen.

„Du bist ein Franzose, Kamerad?" fragte dieser nach einer Weile.

„Französischer Capitain," war die Antwort.

„Thut nichts, trink, Kamerad, ich höre an Deiner Stimme, daß Du noch ein junges Blut bist; da, der letzte Schluck sei für Dich!"

Juragis trank und neue Kraft ergoß sich in seine Glieder.

„Nun vorwärts, Kamerad, wir wollen suchen zu Menschen zu kommen," sagte der Preuße.

Juragis war vom Blutverlust erschöpft, er konnte nur langsam gehen, aber sein Gefährte, der einen leichten Hieb über den Kopf hatte, auf welchem das Blut zu verharschen begann, stützte ihn.

Der Morgen graute, als sie den ersten französischen Wachtposten erreichten. Juragis nannte seinen Namen, Graf St. Jure, der Liebling des Kaisers — die frohe Botschaft, daß er lebe, ging von Mund zu Mund, heitere Kameraden drängten sich um ihn, ein Wundarzt erschien und untersuchte seinen Arm und unterdeß stand der preußische Füsilier immer hinter ihm und betrachtete ihn mit liebevoller Theilnahme.

Juragis verlangte, daß man den Preußen bei ihm lasse, und so kamen sie zusammen in ein Lazarethzimmer. Der junge Capitain forderte nun, daß man seinen Gefangenen neben ihn bette, und auch hierin geschah sein Wille, und während der Tage, die sie

Beide in Unthätigkeit zubringen mußten, sprachen sie ohne Aufhören mit einander; denn Beide, obgleich an Alter, Lebensverhältnissen und Bildung unendlich verschieden, hatten in der Einsamkeit des Schlachtfeldes, umgeben von Todten und Sterbenden, eine warme Zuneigung für einander gefaßt.

Anfangs hatte der junge Graf St. Jure nur die Absicht, seinem Gefangenen den Labetrunk, dem er wahrscheinlich die Erhaltung des Lebens verdankte, zu vergelten und sich durch das Geplauder mit ihm in der deutschen Sprache zu vervollkommnen; später aber, als die Anhänglichkeit des rauhen Preußen an den jungen Franzosen den Character einer rührenden Innigkeit immer mehr zeigte, entschloß St. Jure sich, ihn als Diener bei sich zu behalten.

Es war ein Mann, der noch sicherlich nicht fünfzig Jahre zählte, aber sein Leib war von Narben so bedeckt, daß er ein Greis schien; besonders entstellten ihn die vielen Kopfwunden, die seine Gesichtszüge nach allen Richtungen verschoben hatten.

Ursprünglich mußte der alte Garmeitis ein schöner Mensch gewesen sein. Er hatte die Riesenhöhe, die eine Zeit lang den besondern Ruhm der preußischen Soldaten ausmachte. Sein Haar war noch immer lichtblond und schlang sich in seidenweichen

Locken um die narbenvolle Stirn und das Blau seines Auges war eben so rein als der Blick desselben treuherzig. —

Garmeitis liebte, vergötterte seinen jungen Herrn, er konnte ihn Viertelstunden lang betrachten und seine Augen wurden dann feucht von Thränen. Er trug die französische Uniform ganz so ohne Gewissensbisse als er die preußische getragen. Das Soldatenleben war für ihn nicht Sache freier Wahl, sondern Zwang von Anfang an gewesen. Er war ein Bauer aus den östlichen Provinzen Preußens, und von Weib und Kind schon vor langen Jahren gerissen.

Juragis hatte Alles dies als Antwort auf seine Fragen von seinem alten Diener erfahren, ehe derselbe noch mit ihm Berlin erreicht hatte, wo Beide eine ziemliche Zeit mit dem Truppentheil, zu welchem die Compagnie des Grafen St. Jure gehörte, verweilten.

Es verstand sich von selbst, daß der Diener nicht ähnliche Fragen an den Herrn richten konnte, obgleich dieselben nicht selten auf seinen Lippen schwebten.

Zweierlei hatten Beide mit einander gemein. Die Geschicklichkeit ihrer Hände und die Leichtigkeit, mit der sie fremde Sprachen erlernten.

Der alte Garmeitis sprach in derselben Zeit ge-

läufig französisch, die der Graf St. Jure gebraucht hatte um deutsch zu erlernen.

Der französische Hauptmann Graf St. Jure, schön wie der jugendliche Antinous, Liebling des allmächtigen Kaisers, wohl unterrichtet, tapfer und gewandt, war nicht mehr der Knabe Juragis; aber die Redlichkeit, der schwärmerische Seelenzug und die Anhänglichkeit an die unbekannte Heimath waren ihm geblieben.

St. Jure war der Liebling der Damen, aber unter allen denen, die sich sichtlich um die Gunst des fast mädchenhaft schönen Jünglings bemühten, gelang es keiner, sich eines besonderen Vorzuges zu erfreuen.

Der junge, französische Offizier hatte eine ritterliche Artigkeit gegen das Geschlecht der Frauen, aber die Liebe war seinem Herzen fern, das zwei Dinge ganz erfüllten: wissenschaftliches Streben und unverlöschliche Sehnsucht nach seiner Heimath.

Viele, ja die meisten Versuchungen, die anderen Jünglingen gefährlich werden, hatten über ihn keine Kraft. Seine Zeit war getheilt zwischen seiner Dienstpflicht, sehr ernstlichen Studien seiner Lieblingswissenschaften, Musik und Poesie, die er mit Leidenschaft liebte und mit Geschmack übte. Der Gesang des jungen Grafen von St. Jure war berühmt nicht nur

unter seinen Kameraden, sondern auch in den Kreisen Berlin's, die zu jener Zeit den französischen Offizieren gern geöffnet wurden, und er sang Lieder aller Sprachen, und sang sie mit gleicher Zartheit.

Himmel's*) süßes: „Hebe sich, in sanfter Feier" tönte von seiner reinen vollen Baritonstimme eben so schön, als das begeisternde „Allons enfants" ꝛc. seines alten Beschützers Dufour, der zur Zeit von ihm getrennt war, und die wilden Weisen des Orients, die er unter Aegyptens und Syriens Gluthimmel erlernt hatte, oder das Lied von den drei Schwänen, dessen süße Sprachlaute man in Berlin für Neugriechisch hielt.

Der alte Garmeitis war von Tage zu Tage mehr das Factotum unseres jungen Freundes geworden. Er besorgte seine Einkäufe, seine Wäsche, er putzte seine Pferde und Kleider, er staubte seine Bücher ab und stimmte seine musikalischen Instrumente, denn Garmeitis war auch so eine Art musikalischen Genies, und wenn sein Hauptmann abwesend war, saß er wohl Stunden lang und sang süße, klagende Weisen, deren weiche Mollaccorde dem heimkehrenden Jüngling, wenn er sie hörte, wie ein Gruß aus fernen Zeiten tönte. —

---

*) Damals königl. preuß. Kapellmeister.

Wer indeß den Geist militärischer Disciplin kennt, wird sich nicht wundern, daß der junge Hauptmann und sein Diener nur selten miteinander sprachen.

Garmeitis vergötterte seinen jungen Herrn und St. Jure interessirte sich warm für den treuen Diener, der ihn nach dem Frieden von Tilsit erst nach Paris, später in jene traurig bekannten Feldzüge gegen Oesterreich, endlich auch nach Spanien begleitete.

Achtes Kapitel.

Die Geschichte jener wilden Zeit, in der ganz Europa ein weites Kriegstheater war, wo Menschenblut in Strömen floß und Ereignisse sich in der Wirklichkeit zutrugen, denen Niemand den Schein der Wahrscheinlichkeit wie den Träumen eines Novellisten einräumen würde, ist bekannt.

Wir brauchen sie hier nur so weit zu wiederholen, als sie von besonderem Einfluße auf das Geschick des Kindes waren, das mitten in dem wildesten Gedränge des Erdenlebens, sich treu und fest erhielt auf dem Weg zum Himmel.

Juragis hatte als Graf St. Jure eine Staffel kriegerischer Ehre nach der andern erstiegen, aber er hatte sich die Reinheit seiner Seele, die Anhänglich-

keit an sein armes Vaterhaus und die Hoffnung, in seinem bewegten Leben die Seinen wiederzufinden, erhalten. — Die Orden, die ihn schmückten, die hohe Stellung, die er einnahm, hatten ihn nie eitel gemacht. Wenn er sich aber die Möglichkeit dachte, als der, der er geworden, einzutreten in die Hütte seiner Mutter, da schlug sein Herz auf in unsäglicher Freude. Der Himmel war für ihn jetzt in der Heimath und den Weg zu ihr hoffte er doch noch zu finden. —

Der Comet von 1811 stand am Himmel und die französischen Heere im Herzen Rußland's. —

Der Graf von St. Jure befand sich im Kreml in Napoleon's nächster Umgebung, als diesem die erste Nachricht von dem Brande der Hauptstadt gebracht wurde. —

Es war die Todeslosung für Hunderttausende.

Jener furchtbare Rückzug begann, in dem Michel Ney, der Bravste der Braven seinen Namen neben dem des Xenophon und Friedrich II. von Preußen in's goldene Buch jener Unsterblichen eintrug, die sich da bewährten, wo die Hoffnung selbst trauernd ihr Haupt verhüllt und ihre Flügel ausbreitend die Verlass'nen ihrer eig'nen Kraft überließ.

Juragis befand sich unter dem Heertheil, den Oudinot commandirte.

Bei Smolensk erhielt er eine leichte Kopfwunde, die ihn indeß nicht hindern durfte, sich der Flucht des Heeres anzuschließen. Zurückbleiben war gewisser grauenhafter Tod. —

Beim Uebergange über die Beresina streifte eine Kugel seinen Arm. Mit zwei Wunden, die keine andere Hand als die seines alten Dieners verband, dessen Körper Stahl zu sein schien, setzte der Jüngling seine Flucht fort.

Er besaß kein Pferd mehr, der Hunger und die Kugeln der Russen hatten die schönen Thiere, die Freude des jugendlichen Obristen, längst getödtet. —

Das brechende Eis zerschnitt die Fußbekleidung des Wanderers und stückweise fielen die Stiefel von seinen Füßen.

Von einer Weide am Wege löste Garmeitis die Rinde und flocht seinem jungen Herrn Bastschuhe, zerriß sein eig'nes Hemd und wickelte die Streifen um die blutigen erfror'nen Füße des Jünglings, auf den sich schon längst alle Gedanken und Gefühle seines Herzens bezogen.

Rings eine weite, wilde Schneewüste lag die

Welt vor den beiden Wanderern, die, seit Tagen schon von den übrigen Kameraden getrennt, einsam umher irrten. Gefallene Pferde, von deren Fleisch die Unglücklichen sich das Leben fristeten, zerbrochene Lafetten, aufgeriss'ne Pulverkarren und Leichen, Tausende von starren blutlosen Leichen bezeichneten ihnen den Weg, den die Armee genommen.

Juragis und sein Gefährte waren jetzt nicht mehr Herr und Diener, nicht mehr Obriste und Gemeiner, ihr Verhältniß hatte sich gleichsam umgekehrt. Ein kräftiger, allen Strapazen gewachsener Mann war der Führer, Schützer, Berather eines fieberkranken, verwundeten Jünglings.

Wenn die Fieberglut nachließ, wenn der Kopf des armen Juragis ein wenig frei und zu denken fähig war, tröstete ihn sein Gefährte und ermuthigte ihn mit dem Zuspruch, daß sie sich Gegenden näherten, die ihm wohl bekannt, durch die er in frühern Jahren seines Lebens mehr als einmal gewandert sei, daß sie nun bald in seine Heimath kommen und dort einen mitleidigen Menschen finden würden, der sie zu Schlitten in sein armes aber freundliches Hüttchen bringen würde.

Der kranke Jüngling hörte das, es klang ihm wie Glockengeläute aus der Ferne und erkräftigte

ihn zum bewußtlosen instinktmäßigen Weiterschreiten. Wenn sich Kosakenschwärme am Horizonte zeigten, verstand Garmeitis es, unter einem umgefallenen Karren, neben einer zerbrochenen Kanone einen Versteck zu finden, und war die gefürchtete Erscheinung vorübergebraust, so munterte er seinen jungen Gefährten zu neuen Anstrengungen auf. — Ein Mittel erwies sich dazu ganz besonders kräftig. — Es gibt ein lithauisches Liedchen, dessen Refrain lautet: „D'rum vorwärts, vorwärts in den Himmel." — Die Melodie dieses Liedes durfte Garmeitis nur pfeifen oder singen und sein erschöpfter, fast wahnsinniger Gefährte raffte sich zu neuer Anstrengung auf. —

Neun Tage waren sie nun schon durch die unermeßliche Schneewüste gezogen. Garmeitis erkannte, daß die Grenze Preußens ganz nahe war. Ein kleines Flüßchen, das dem Niemen sein Wasser zuführt, diente ihnen zum Wegweiser.

In dieser Gegend, das wußte Garmeitis, stand der Edelsitz eines Russen, ein prächtiges Schloß, das er als Knabe nicht selten besucht hatte. Allerdings mußten sie es vermeiden, aber die Lage desselben konnte und sollte ihm zur Richtschnur dienen. —

Ueber ihnen lag bleiern der schneeschwere Himmel, um sie her die Erde im düstersten Winterkleide.

Hügelchen, wo der Schnee die Leichen ihrer Kameraden mit dünner weißer Decke verhüllt hatte, waren ihre einzigen Wegweiser.

Sie gingen vorwärts, immer vorwärts. Garmeitis die Heimath suchend, deren Nähe ihn erkräftigte; Juragis mit der traumhaften Erinnerung an seinen kindischen Vorsatz, den Himmel zu erreichen, und in dem todtwunden Haupt die dunkle fieberhafte Vorstellung, daß er sich unter schweren Anstrengungen dem Ziele nähere.

Von Zeit zu Zeit stützte er sich auf die Schulter seines Gefährten und murmelte einige Worte, die diesem zu seinem Erstaunen seiner eig'nen Muttersprache anzugehören schienen. Hunger hatte der Kranke seit achtundvierzig Stunden schon keinen mehr gespürt und den Fieberdurst löschte oder betäubte wenigstens ein wenig Schnee, den der unermüdliche Freund ihm von Zeit zu Zeit an seine Lippen brachte.

So schritten sie weiter. „Vorwärts, vorwärts in den Himmel!“ sang Juragis mit den hohlen Tönen des Sterbenden, und dann murmelte er wieder leise vor sich hin das Lied von den drei Schwänen.

Garmeitis konnte sich nicht täuschen. Er hatte

die Töne seiner Muttersprache im Munde des jungen Franzosen gehört und sein Herz schlug heftig.

Ein Hügel am Weg, von dessen Südseite die Winde Gottes den Schnee weggeweht hatten, bot einen geschützten Rastort für die unglücklichen Flüchtlinge. — Hierher führte er seinen Kranken und bettete ihm das wunde matte Haupt auf seinem Knie und zog die Fetzen seines zerriss'nen Mantels über die Blößen des Landsmannes, dessen jugendliche Schönheit kein Schmerz, keine Krankheit hatten zerstören können.

So ruhten sie. Der Sturm brauste über die weite Schneewüste, Raben flatterten über dem Haupte der Verlass'nen. Der Abend begann seinen Fittich über die öde Welt zu breiten. Ueber Nacht fiel Schnee; Garmeitis, der wetterkundige Küstenbewohner, sah dies und er sah auch, daß die Wolken am Himmel sich als ein Leichentuch über ihm und seinem Gefährten niedersenken müßten. Er schloß den Jüngling fest in seine Arme, ihm die letzte Wärme seines Herzens mitzutheilen. Der Schlaf lag schwer auf seinem Augenliede, er wußte, es wäre sein letzter! Wenn der Schnee über Nacht sie zudeckte, so wären ihre beiden fest aneinander geschmiegten Leiber morgen, wenn des Tages Auge auf sie blickte,

eben auch nichts anderes als ein Hügelchen mehr auf dem weiten Schneefelde, auf dem sie schon an so vielen Tausenden vorübergegangen. — Ein bitteres Gefühl überfiel des Mannes Brust, als er dies fühlte. Sie waren seiner Heimath so nahe. Wenn die Kraft seines sterbenden Gefährten noch wenige Stunden ausgehalten hätte, so mußten sie die Hütte erreichen, aus der Gewalt ihn vor achtzehn Jahren von der Seite seines Weibes gerissen. Garmeitis wußte, daß er selbst noch Kraft genug haben würde, durch Nacht und Graus jenen Weg zu gehen, aber eine Macht, die größer war als alle Ueberlegung, hielt ihn fest neben seinem jungen Herrn. Ihn liegen lassen, dem einsamen Tode, den Wölfen vielleicht preisgegeben, deren Spuren auf dem Schnee, der alte Krieger schon vielfach gesehen hatte. Unmöglich! — Die Anhänglichkeit an den stolzen, schönen, hochbegabten Jüngling, dem er nun schon in zwanzig Schlachten gefolgt, war stärker als Alles. Er zog das wunde Haupt des Theueren fester an sein Herz, er wickelte die blutenden Füße so gut als möglich in seinen zerlumpten Mantel und fest entschlossen, mit ihm zu sterben, beugte er sich über ihn, küßte die bleichen zitternden Lippen und flüchtete von aller Menschenhülfe verlassen zu Gott, mit lauter

Stimme das ‚Vater unser' betend in seiner Muttersprache.

Da öffneten sich noch einmal die Augen des Leidenden, eine flüchtige Röthe erschien auf der bleichen Wange und deutlich und verständlich sprach er die heiligen Worte nach.

„Du bist ein Lithauer, o Herr, o mein theurer Herr!“ schluchzte Garmeitis.

„Ich kenne nicht den Namen meines Heimathlandes,“ flüsterte Juragis, „aber Du betest in der Sprache meiner Mutter.“

„O und wie heißest Du, mein theurer Herr, wie nannte man Dich in der Heimath?“

„Juragis, und meine Mutter hieß Annaitka und meine Schwester Margeita und die nächste Stadt an meiner Hütte Klaipeda und unser Pfarrer Ostermeier.“

Der Alte schwieg. Er konnte nicht reden, heftige Schauer durchbebten sein Herz. Es war sein Sohn, den er in den Armen hielt. Sein schöner, stolzer, hochbegabter Herr, der ihm das Leben gerettet, war sein eig'nes, theures Kind. Er neigte sich über ihn und bedeckte sein Angesicht, seine theuren Hände mit Küssen. Sein einfaches Herz fühlte, daß der genug gelebt, der einen solchen Augenblick erlebte.

„Mein Sohn, mein Kind,“ sagte er endlich als

das heftig klopfende Herz ihm das Sprechen erlaubte. „Stirb in Deines Vaters Arm, der gern mit Dir zusammen in die Pforte des Himmels vor den Thron des Herrgotts treten will.“ —

Und unten am südwestlichen Rande des bleiernen Himmelsgewölbes webte die untergehende Sonne den Purpur und Goldsaum des Abendrothes. Seit vielen Tagen zum Erstenmal zerbrach die Kraft des glänzenden Tagesgestirnes den schweren Wolkenmantel und goß scheidend einen Strom blendenden Lichtes über die weiten Schneefelder, der Ruhestätte so vieler Tausenden, deren letzte Schritte in den Himmel so schwer, ach so unsäglich schwer gewesen waren.

Fest umschlossen hielten sich Vater und Sohn und das brechende Auge des Jünglings sah jetzt, nah, ganz nah vor sich, die goldene Pforte, die er so lange, so sehnsüchtig gesucht, und warmer Frühlingshauch strömte ihm aus derselben entgegen, und Engelshäupter, die er kannte und liebte, traten zu ihm und beugten sich über ihn und nahmen von ihm ab alle Schmerzen seiner Wunden und reichten ihm Nahrungsmittel und betteten ihn auf weiche Wolkenbetten und bestreuten sie mit duftigen Blumen. Er fühlte unendliches, himmlisches Glück, aber es war als ob dasselbe nur an ihm vorüberschwebe in

lichten Bildern, und eine Schwere, die er nicht besiegen konnte, ihn selbst fessele.

Er sah alle die Theuren, die er geliebt, Mutter und Vater und Margeita und Mariamne und den würdigen alten Ostermeier, aber allmälig verschwanden diese theuren Bilder wieder. Die goldene Pforte des Himmels schloß sich, Dunkelheit umgab ihn, er fühlte den Schmerz seiner Wunden, er fühlte das Leid der Krankheit, er fühlte sich auf Erden, leidend aber gepflegt von Liebe und Aufmerksamkeit.

Neuntes Kapitel.

Er stützte den gesunden Arm auf ein weiches, seidenes Kissen, und versuchte das Haupt zu erheben.

Eine freundliche Hand schlug, als er sich regte, den Vorhang seines Zeltes zurück und gestattete ihm so den Hinblick in ein Zimmer, das man durch rothseidene Gardinen verdunkelt hatte.

Er übersah mit einem Blick einen Raum, der mit allem Luxus des vornehmen Lebens ausgestattet, war. Eine Uhr von Alabaster pickte und tickte mit gar traulichem Tone in einer Wandnische. Ein Tischchen stand unter derselben mit Arzneiflaschen bedeckt. Weiche Luft, warm und rein und von des Lenzes Blumenduft durchzogen, wehte um seine wunden Schläfe, und an seinem Bett saß auf einem Lehn-

stuhl seine Mutter in ihrer, ihm so bekannten lithauischen Frauentracht und drehte mit fleißiger Hand den feinen Hanffaden und die Spindel tanzte lustig auf den Blumen des orientalischen Teppiches.

„Mutter!“ sagte er leise, und die geliebte Gestalt beugte sich über ihn und legte das Kissen unter seinem Haupte glatt. Er küßte die Hand, und leise streichelte sie seine Wange und flüsterte: „Schlafe noch, mein Kind!“

„Ich kann nicht schlafen, Mutter, ich wache, sage mir, wo ich bin, und lege Deine Hand auf die meine, damit ich fühle, daß Du wirklich bei mir bist und nicht ein Traumbild, das bald zerfließen muß.“

Sie that was er wünschte.

Wie warm war die harte Mutterhand, wie liebevoll das mütterliche Auge, aus dem Thräne auf Thräne leise auf das weiße Brusttuch rann.

„Sind wir im Himmel, meine gute Mutter?“

„Bei einem Engel sind wir, mein Sohn, aber noch auf Erden, wenn schon es selten genug ist, daß auf Erden sich Die Wiederfinden, die so lange getrennt waren.“

„Und wie komme ich hierher, meine Mutter, und was ist Traum, was Wirklichkeit von meinem Leben?“

Die Uhr in der Nische schlug mit hellem Klange neunmal.

„Abend oder Morgen?" fragte Juragis.

„Morgen, mein Kind, Morgen und Frühling."

Sie öffnete eine Flügelthür; ein weiter blühender Garten zeigte sich den Blicken des glücklichen Kranken und das Gold der Morgensonne hüpfte und funkelte auf der Wassersäule eines Springbrunnens und brillantirte die Thautropfen an allen Grasspitzchen und in allen Kelchen der Aurikeln, die einen bunten Teppich zunächst vor der Thür des Gartensaales bildeten.

Er schaute noch mit entzücktem Blick in die Frühlingspracht hinaus, da trat durch eine Seitenthür ein lithauischer Bauersmann ein; er hinkte und sein Kopf war noch verbunden, aber er trug ein Theebrett mit Speisen, die vortrefflich dufteten, und Juragis wußte nicht nur, daß es sein alter treuer Diener sei, sondern er erkannte auch unter den Narben des zerfetzten Angesichtes die Augen und den Blick des Vaters, den er einst aufzusuchen, jene abentheuerliche kindische Reise unternommen hatte.

Es war indeß ein sehr irdischer und recht gründlicher Appetit, den unser junge Freund spürte, als die beiden Eltern unter tausend Liebkosungen und

Schmeichelworten, an denen die Sprache des Lithauers so reich ist, ihr Kind mit Speise versorgten. Ein Becher Fleischbrühe und die Hälfte eines Huhns verschwanden vom Angesicht der Erde, und dann legte Juragis sich sehr behaglich auf seinen Kissen zurecht, reichte eine Hand der Mutter und winkte mit der noch etwas schmerzenden, verwundeten dem Vater, sich neben ihm niederzusetzen, und war alsbald wieder in den Gefilden des Traumes, ganz unbekümmert, wie er an den Ort gekommen, wo es ihm so wohl geworden, daß er ihn gern für den ersehnten Himmel gehalten.

Als er nach einigen Stunden erwachte, saß eine andere ihm bekannte, theuere Gestalt an seinem Bette. Der Pfarrer Ostermeier, ein Greis jetzt mit silberweißem Haare, aber noch kräftig und vom Alter ungebeugt.

„Mein lieber, junger Freund“, sagte er deutsch (denn mit seinen Eltern hatte Juragis sich der schönen und poetischen Muttersprache bedient), „wie die beiden Aerzte, die Sie behandeln, uns versichern, sind Sie gänzlich außer Gefahr, ja fast schon als genesen zu betrachten und fähig zu erfahren, was sich mit Ihnen zugetragen.“

Juragis zog die Hand seines ersten verehrten Lehrers an die Lippen, und der Alte lächelte, streichelte des Jünglings goldige Locken und sagte: „Der Graf von St. Jure ist also immer noch unser alter, lieber Juragis?“

„Immer, immer,“ entgegnete dieser.

„Nun wohl also, mein lieber Junge, höre mir zu. Du mußt wissen, daß ich vor ein Paar Jahren die Bekanntschaft einer jungen und sehr liebenswürdigen Dame machte, die Dich in Aegypten unter den Fahnen Napoleon's kennen gelernt. Ein Zufall hatte sie bei einer kleinen Reise in das Hüttchen Deiner Mutter geführt, in der man immer noch den verschwundenen Sohn betrauerte. Sie brauchte eine Dienerin, nahm dazu Deine Schwester, die ihr gar sehr gefiel und kannte zu unserem höchsten Erstaunen eine Menge lithauischer Lieder, obschon sie im Orient geboren und erzogen war.

Ein Wort gab so das andere und wir hörten so zuerst von Dir und Deinem Leben. Damals — es war vor dem Jahre sieben — gehörte diese Gegend noch zu Preußen. Die Dame brauchte einen protestantischen Geistlichen für ihre Dörfer und ich nahm die mir gebotene Stelle an und Deine wa=

ckere Mutter bezog ein Häuschen, das Panna Mariamne, die edle Herrin der Gegend, ihr einräumte, um in der Nähe ihrer Tochter zu sein.

Wir haben oft von Dir gesprochen, Juragis. Die edle Dame hatte auch viel, viel zu leiden gehabt. Waise und in den Händen einer grundbösen Stiefmutter, wollte man sie zur Ehe mit einem verruchten Bösewicht zwingen. Panna Mariamne aber ist muthig und klug, sie stellte sich unter den Schutz des mächtigen Kaiser Alexanders, in dessen Lande sie große Güter besitzt und war bis vor zwei Jahren des erhabenen Herrschers Mündel.

Mit einer wackeren Matrone von guter Familie und ihrer alten Amme lebte sie nun theils hier, theils in Moskau, theils auf fernen Gütern in der Nähe von Kiew. Immer aber begleitete sie Deine Schwester, und stets kam sie gern hierher zurück, wo der Umgang mit Deiner Mutter und mit mir ihr Freude machte. — Beim Ausbruch des Krieges war sie hier, sie zog es auch vor, hier zu bleiben, da Reisen in die südlichen Provinzen durch das französische Heer unsicher waren und sie ohne den Schutz einer Mutter, oder eines Gatten ungern in Petersburg erscheinen mochte; sie fürchtete die Bewerber aus dem

russischen Adel, gegen den sie einmal ein Vorurtheil hat. — Der fürchterliche Rückzug des französischen Heeres zeigte uns das menschliche Elend in allen erdenklichen Gestalten.

Pannia Marianne that was sie konnte, Hunderte ja Tausende der unglücklichen Flüchtlinge haben Nahrung und Kleidung an ihrer Thür gefunden. — An einem traurigen Abende der vorigen Winters, als die Heereszüge fast schon vorüber waren, saß die Mutter weinend bei mir und sprach von Dir und fragte Gott in heißem Gebet, ob Du auch unter den Armen gewesen, die der Schnee begraben, der in dichten Flocken niederfiel und seltsam von einem glühenden Abendroth beleuchtet ward.

Da kam einer der Knechte zu uns und erzählte, daß draußen kaum fünfzig Schritte vom Dorfe zwei Franzosen sterbend liegen. „Es sind Vater und Sohn,' sagte er, „obgleich der eine, der Jüngere, ein vornehmer Offizier, und der Andere ein gemeiner Soldat ist.'

Da fiel Deine Mutter mir zu Füßen und sagte, ihr Herz zerbräche vor Kummer bei dem Gedanken, die Beiden sterben zu lassen, und so spannte ich meinen großen Leiterschlitten an und brachte Euch hierher. Auf dem Schlosse lag todtkrank ein französischer Obrist,

ein Bekannter von Panna Marianne, und sie meinte, Ihr solltet dieselbe Pflege haben wie der, und so brachte man Euch nach zwei Tagen in's Schloß. Aber schon am dritten, als er der Sprache mächtig geworden, erkannte Dein Vater seine Frau und fand in der Dienerin seiner Wohlthäterin seine Tochter, und Eltern und Schwester und alle Freunde pflegten Dich; denn auch Colonel Dufour ist genesen, und obgleich gefangen und nach den östlichen Provinzen abgeführt, ist sein Loos doch nicht unerträglich, denn er ist gesund und mit Geld reichlich versehen, und der Friede wird auch wiederkommen auf Erden und dann löst man ihn aus.

Deinetwegen aber hat Panna Marianne den großen und edelherzigen Kaiser angefleht. Du und Dein Vater seid auf einen Ukas Alexander's frei auf Ehrenwort, mit der Bedingung, auch im Fall völliger Genesung nicht die Waffen mehr zu tragen." —

So erzählte der Pfarrer Ostermeier und Juragis hörte zu, und es war ihm so selig, als nun seine Schwester eintrat und Marianne, beide Jungfrauen, schön wie Raphael's Engel, und doch so verschieden in ihrer Schönheit, — und als er sich von weichen Armen umschlungen fühlte und noch einmal

wähnte, die Pforten des Himmels vor sich geöffnet zu sehen.

Was noch weiter geschah — sollen wir es erst erzählen? —

Der Graf St. Jure ist jetzt ein Greis und lebt mit seiner Familie auf seinen Gütern. Enkel von ihm dienen auf der Flotte Rußland's und im russischen Heer, es sind schöne Knaben, theils blond wie der Großvater, theils brunett wie die Großmutter gewesen sein soll, die jetzt freilich silberweißes Haar hat. — Auch einige Vettern von ihnen dienen dem russischen Kaiser, ihr französischer Name Dufour hat einen guten Klang in den Ohren des allmächtigen Nikolaus, obgleich ihm sehr wohl bewußt ist, daß ihr Großvater, früher gefangen, ein Offizier der Kaisergarde, und ihre Großmutter ein liebliches lithauisches Bauernmädchen gewesen.

Freilich, Obrist Dufour ist längst gestorben, aber seine Gattin erlebte noch Freude an den schönen Enkelknaben.

Auf dem Kirchhofe des Dörfchens, wo sie wohnt, ist das Grab ihres Mannes neben dem ihrer Eltern und des Pfarrers Ostermeier, und wenn sie mit

ihrem Bruder dort weilt, so sehen sie Beide mit stiller Ruhe die rothgold'nen Ströme des Abendrothes sich hinter den schönen Bäumen, die die Gräber schmücken, über den westlichen Horizont ergießen. — Sie hoffen nicht und fürchten nicht den Tod, denn sie kennen den Weg in den Himmel. —

Ende.